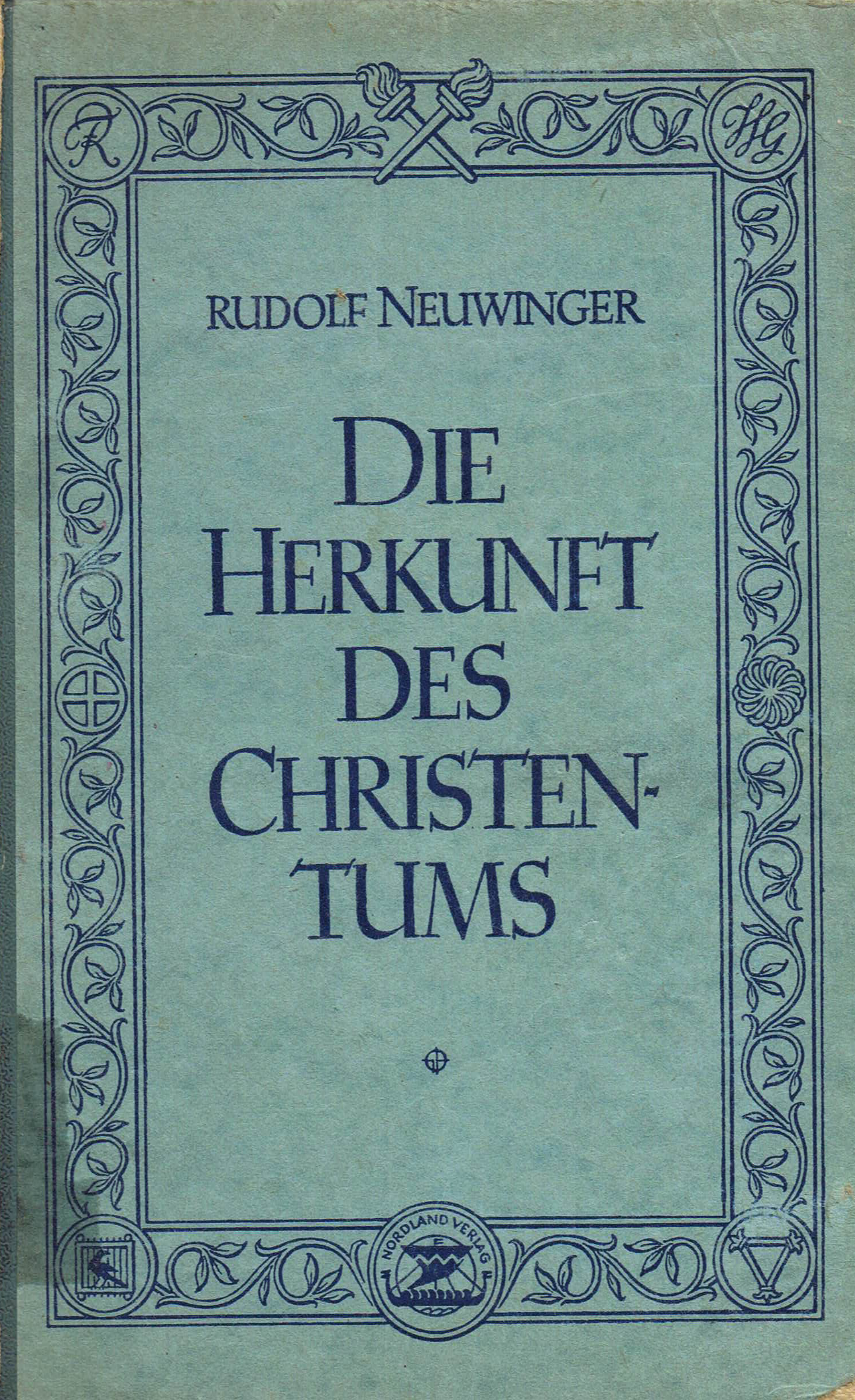


NEUWINGER / DIE HERKUNFT DES CHRISTENTUMS





Rudolf Neuwinger

Die Herkunft des Christentums





RUDOLF NEUWINGER

DIE HERKUNFT DES CHRISTENTUMS

CHRISTLICHE LEHREN SITTEN UND GEBRÄUCHE IN RELIGIONSGESCHICHTLICHER BELEUCHTUNG

NORDLAND VERLAG · BERLIN

Printed in Germany
Druck u. Einband: Niedersächsische Tageszeitung, Hannover

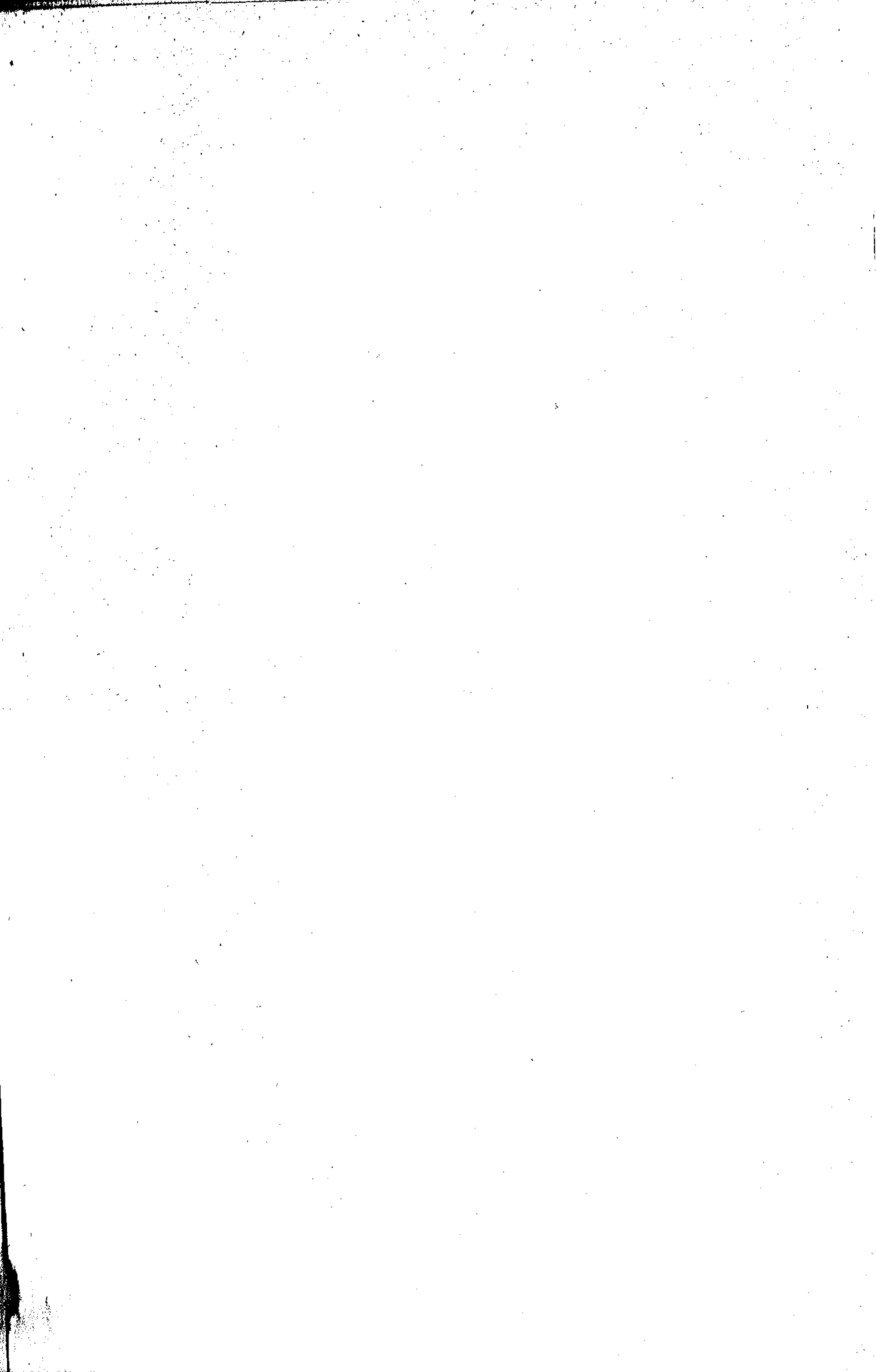
INHALT

VORWORT

Die vorliegende Schrift ist aus einer Aufsatzreihe hervorgegangen, die unter dem Titel: „Die Anleihen des Christentums bei den vorchristlichen Religionen. Christliche Lehren, Sitten und Gebräuche in religionsgeschichtlicher Beleuchtung" in den Monaten Oktober und November 1939 in der Zeitschrift für gottgläubiges Deutschtum „Nordland" erschien. Auf Anregung des Nordland-Verlages wurde das Thema noch einmal aufgenommen und in ausführlicherer Form behandelt. Die daraus entstandene Schrift stellt mehr oder weniger einen Auszug und eine knappe Zusammenfassung der über den Gegenstand vorhandenen Einzelforschungen und Ergebnisse zu einem bis zu gewissem Grade Vollständigkeit erstrebenden Gesamtbild über die Quellen und Herkunftsorte des Christentums dar und ist für einen weiteren Kreis von interessierten Lesern gedacht, während sie dem Spezialwissenschaftler und Fachmann nichts wesentlich Neues bietet noch bieten will.

Leipzig, im Januar 1940

Dr. Rudolf Neuwinger



I. DER GELTUNGSANSPRUCH DES CHRISTENTUMS

Es ist das Merkmal aller sogenannten Offenbarungsreligionen, daß sie jede für sich im Besitz der einzig wahren, gültigen und allein seligmachenden Willenskundgebung Gottes zu sein wähnen und behaupten. Insbesondere kennzeichnet dieser Zug die religiösen Lehren und Gebilde der Semiten: das Judentum, den Mohammedanismus und das aus dem ersten herkommende Christentum. Nur sie haben den Begriff der Offenbarungsreligion im eigentlichen Sinne ausgebildet, in ihnen erreicht der Anspruch auf Allein- und Allgemeingültigkeit der Lehre, der den Religionen der Indoarier so gut wie unbekannt ist, den Gipfel der Intoleranz und Anmaßung. „Von Zion wird das Gesetz ausgehen und des Herrn Wort von Jerusalem" (Jes. 2, 3): diese vorerst noch in die Form einer Prophezeiung gehüllte Forderung des alttestamentarischen Judentums nach der religiösen wie politischen Weltherrschaft hat das Christentum voll und ganz übernommen und zu der seinigen gemacht. „Das Heil kommt von den Juden", heißt es im Neuen Testament (Joh. 4, 22) bereits weniger hypothetisch als schon vielmehr kategorisch feststellend, und im Zusammenhang damit wird den Jüngern und Aposteln die Weisung erteilt, hinzugehen und *alle* Völker dieses Heil zu lehren, *allen* Kreaturen das Evangelium zu predigen (Matth. 28, 19; Mark. 16, 15).
Immer wieder ist diese welthistorische Sendung des Christentums behauptet und verfochten worden, von den ersten Apologeten bis zu den katholischen und evangelischen Programmatikern der Gegenwart. Clemens Alexandrinus (um 150 bis 215) bezieht sich ausdrücklich auf Jesaia, wenn er in seiner „Mahnrede an die Griechen" den Christen allein als den Gottesfürchtigen, als allein „weise und edelgeboren", als das alleinige Ebenbild Gottes bezeichnet. Origenes (185—254) gar vergleicht die Stellung des Christen in der Welt mit dem Verhältnis der Seele zum Leib; so wie die Seele durch alle Glieder des Körpers als das belebende und beherrschende Element ausgebreitet ist, so sind es die Christen durch die Städte und Länder der Welt. Und der Afrikaner Cyprian (gest. 258), behauptet schon die alleinige Heilsvermittlung der Kirche, indem er

meint: „Wer sich von der Kirche absondert, der trennt sich von den Verheißungen der Kirche, gelangt nicht zu den Belohnungen Christi. Der kann Gott nicht zum Vater haben, der die Kirche nicht zur Mutter hat" („Von der Einheit der Kirche", Zange, 32).

Von hier aus ist es nur noch ein Schritt bis zu den durch Augustin (354—430) begründeten Bekehrungsprinzipien, die darauf hinausliefen, durch „die Geißel zeitlicher Leiden schlechte Knechte" zu retten und die die Todesstrafe für den „Unglauben" und die Anwendung staatlicher Gewalt gegen die „Ketzer" forderten. „Sobald die Bischöfe gesprochen haben", meint Augustin, „gibt es nichts mehr zu untersuchen, sondern *mit Gewalt* soll die Obrigkeit den Irrglauben unterdrücken". Und daß die Obrigkeit den Rat befolgte, dafür lagen dem Kirchenvater bereits die zahlreichsten Beispiele vor. Denn schon seit der Regierung Konstantins (306—337), unter dem das Christentum mehr oder weniger Staatsreligion zu werden begann, verschaffte sich der alttestamentarische Geist des Hasses in furchtbarer Weise Geltung, forderten die Christen die uneingeschränkte Anwendung der dort vorgeschriebenen Strafen gegen den Götzendienst. Unter Theodosius (379—395) tobte sich dieser Haß dann vollends aus. Es klingt wie ein Hohn, wenn dieser Mann, der alle der christlichen zuwiderlaufenden Religionsformen untersagte, sämtliche Kirchen zugunsten Roms konfiszierte, das Amt eines „Reichsinquisitors" gründete, jede Abweichung von der ihm befohlenen Orthodoxie als Majestätsverbrechen mit dem Tode bestrafte und wie zur Veranschaulichung dessen im Jahre 390 in Thessaloniki 7000 Menschen hinterlistig umbringen ließ, wenn dieser Mann in einem Edikt vom Jahre 380 (Zange, 117) von der „Herrschaft unserer Lindigkeit" spricht, um im gleichen Atemzuge all den „törichten und wahnsinnigen Leuten", die die „Ruhelosigkeit eines häretischen Glaubens unterstützen", zunächst die göttliche, „dann aber auch die Strafe unseres aus dem göttlichen Willen geschöpften Zorns" anzudrohen. Theoretisch operiert er schon ganz im Sinne der Kirche mit so schwächlich fundierten Begriffen wie dem von der Religion, „welche der göttliche Apostel Petrus den Römern überliefert hat", und die

vor allem deshalb die einzig wahre sein soll, weil sie der Oberpriester Damasus in Rom und der Bischof Petrus von Alexandrien dafür ausgeben.

Im Athanasianischen Glaubensbekenntnis (Anfang des 6. Jahrhunderts) wurden diese Ansprüche schließlich dogmatisch fixiert und für die ganze christliche Welt als verbindlich erklärt. „Wer da will selig werden", heißt es darin, „der muß vor allen Dingen den rechten katholischen Glauben haben. Wer denselben nicht ganz und rein hält, der wird ohne Zweifel ewiglich verloren sein" (Zange, 133). Diese Melodie wird von nun an durch die Jahrhunderte weitergesponnen und reißt nicht mehr ab. Vom frühen Mittelalter über die Größen der scholastischen Theologie bis zu Luther hin, der in dieser Meinung keinen Wendepunkt bedeutet — an die Stelle des „katholisch" tritt nur wieder das ursprünglichere „christlich" im Glaubensbekenntnis — von der protestantischen Orthodoxie über die katholische Reaktion zur Zeit der Karlsbader Beschlüsse (1819), wo Adam Müller schreibt: „Es gibt nur eine Welt-Idee, um welche her sich alles ordnet, weil sie die Idee der Weltordnung selbst ist: die christliche Religion" (Bie, 309), bis in die Gegenwart, in der wir auf Äußerungen wie die des katholischen Theologen Adam stoßen, der behauptet: „Wir haben kein geschichtliches Ereignis, das in der Menschheitsgeschichte so tiefe Furchen aufgerissen, das eine so durchgreifende Umstellung der Geister, eine solch radikale Umwertung der Werte nach dem Heilig-Erhabenen hin gebracht hätte, und das uns, die Gläubigen wie die Ungläubigen, noch in der Gegenwart so unmittelbar im Kern unserer Persönlichkeit, in unserer innersten Mitte träfe wie das Christentum" (Adam, 12). Es ist unmöglich und zugleich überflüssig, noch mehr der Stimmen anzuführen, die sich in diesem Sinne der Einzigartigkeit und ewigen Gültigkeit des Christentums auslassen. Wir müssen uns einer anderen, nämlich der Frage nach der historischen Berechtigung der Behauptung dieser Einzigartigkeit und Einmaligkeit des Christentums selbst zuwenden; die Frage nach dem Wahrheitsgehalt jener Behauptungen wird sich dadurch von selbst beantworten.

Um das Ergebnis unserer Untersuchungen, das im weiteren

Verlauf durch eine Menge von Einzelheiten erhärtet werden wird, schon im voraus kurz anzudeuten, können wir schon hier sagen: Die Religionswissenschaft hat durch gründliche und umfassende Einzelstudien in neuerer Zeit immer mehr die These zur Gewißheit werden lassen, daß das Christentum sowohl als religiöse Lehre wie als Kultform die einmalige historische Erscheinung *nicht* ist, die es zu sein vorgibt und beansprucht. Es ist immer deutlicher geworden, daß die christliche Lehre ihren ersten Verbreitern nicht wie ein Geschenk Gottes vom Himmel in den Schoß fiel, oder weniger offenbarungsgläubig ausgedrückt, ein selbständiges Geistesprodukt Jesu und seiner Jünger darstellt, sondern es hat sich gezeigt, daß diese Lehre uraltes Geistesgut orientalischen Ursprungs aufgenommen und verarbeitet, uralte kultische Gebräuche übernommen und ihren Zwecken dienstbar gemacht hat. Das Christentum ist nicht so unvermittelt in die Welt getreten, wie eine gewisse Kirchengeschichtsschreibung auch heute noch behauptet. Vom alten Indien und Persien, über Ägypten und Babylonien, bis zu den Ideen der ausgehenden Antike, des Hellenismus, findet sich so gut wie alles in seinen Lehren und Gebräuchen wieder. Sicher ist dies auch nicht einer der letzten Gründe, warum in dem Kampf der zahllosen spätantiken Religionssysteme um die Vor- und endliche Alleinherrschaft das Christentum schließlich den Sieg davontrug. „Wer vieles bringt, wird manchem etwas bringen“: dieser Satz Goethes birgt gleichsam das Geheimnis des christlichen Erfolgs zur Zeit der Aufrichtung des Christentums und seiner Ausbreitung durch die abendländische Welt in sich.

Betrachten wir die Lage und die religiösen Zentren, die auf das Christentum einen unmittelbaren oder mittelbaren Einfluß ausübten, im allgemeinen und auf breitester Grundlage. Von Indien her wirkte schon damals der Buddhismus bis in die Mittelmeerländer herüber. Sind die Wege, auf denen sich die Verbreitung buddhistischer Ideen nach dem Westen hin vollzog, im einzelnen auch noch nicht völlig deutlich erkennbar, eine Übertragung hat unzweifelhaft stattgefunden, denn wir finden buddhistisches Gedankengut bei fast allen vorchristlichen Sekten, bei den Essenern und Therapeuten sowohl wie bei den

Gnostikern und Neupythagoreern, bei Philo und den Täufern, später bei den Christen selbst und bei den Manichäern. Wahrscheinlich hat der Austausch durch Kaufleute und Soldaten stattgefunden, die mit Alexander dem Großen bis nach Indien vorgedrungen waren. In Alexandria sind buddhistische Schriften und zugereiste Bekenner nachweisbar. „Den geistigen Austausch in der damaligen Zeit kann man sich nicht innig genug vorstellen", bemerkt Feiler (S. 111). Die Übereinstimmung zahlreicher Motive aus der Lebensgeschichte Jesu mit derjenigen Buddhas wie die Entlehnung vieler seiner Gleichnisse in den Evangelien aus indischen Texten, hat bereits der Leipziger Philosoph Rudolf Seydel in seinen Schriften über „Das Evangelium Jesu in seinen Verhältnissen zu Buddha-Sage und Buddha-Lehre" (1882) und „Die Buddhalegende" (1884) zuerst überzeugend nachgewiesen. Der protestantische Theologe Happel, der die Forschungen Seydels prüfte, mußte deren Ergebnisse bestätigen.

Aus Persien kam der Mithraismus, mit dem das Christentum vielleicht die größte Ähnlichkeit besitzt und mit dem es daher auch am längsten zu kämpfen hatte, war sein Verbreitungsgebiet mit demjenigen des späteren Christentums doch nahezu identisch. Reste seiner Kultstätten finden sich in Frankreich, England und Deutschland (Mainz, Neuwied, Saalburg, Bonn, Köln usw.); mit Vorliebe wurden sie in Felshöhlen und Grotten angelegt, deren Hintergrund das Kultbild ausfüllte. In die griechische Welt drang der Mithraismus nie ein, im römischen Reich aber blühte er mehr als dreihundert Jahre und wurde durch die römischen Soldaten in die schon genannten wie auch in zahlreiche andere Länder des Abendlandes verpflanzt. Die römischen Kaiser begünstigten die Mithrasmysterien lange Zeit hindurch und ließen sich oft selbst in sie einweihen, so daß es noch im 3. Jahrhundert schien, als sollte der Mithraismus das Christentum aus dem Felde schlagen. Wie dieses kennt auch er eine Art Taufe, Konfirmation und Abendmahl; sein Gottesdienst fand in geschlossenen Räumen, nicht wie der antike im Freien, statt (die antiken Tempel waren lediglich Aufbewahrungsort für das Götterbild), und er hatte ferner eine Trinitätslehre, die der christlichen verwandt, aber natürlich wesent-

lich älter als diese ist. Trotz dieser Trinitätslehre war jedoch auch der Mithraismus Monotheismus, d. h. Eingottlehre, der durchaus keine jüdische Erfindung ist, wie wir noch sehen werden.
Neben Indien und Persien kommen weiter Babylonien und Ägypten entscheidende Einflüsse auf das Christentum zu. Das Judentum, das Jahrhunderte hindurch den Auswirkungen babylonischer Kultur unterlag, gab hier hauptsächlich den Vermittler ab. Viele der religiösen Vorstellungen Ägyptens gingen unmittelbar in das Christentum über und es hat sich nicht selten mit den Niederschlägen des Isiskultes vermischt.
Über die Rolle, die das Judentum selbst bei der Entstehung des Christentums spielte, braucht kaum etwas gesagt zu werden, das Verhältnis ist gleichsam das des Kindes zur Mutter. Die spätjüdischen Sekten stellen dabei die Geburtshelferinnen in dem Werdeprozeß des Christentums dar. Das aus dem jüdischen Alexandrinismus stammende Essenertum ist der unmittelbare Vorläufer des Christentums; Askese und Verachtung der Wissenschaft, kommunistische Gütergemeinschaft und Krankenpflege, besonders Besessener, sind seine auszeichnenden Merkmale. Neben den Essenern müssen die Ebioniten genannt werden, die durch ganz Palästina zerstreut, vornehmlich aber in Samaria, ebenfalls in Gütergemeinschaft lebten. Eine andere Sekte waren die Amhaarez, arme Fischer, Bauern und Hirten, die von allen anderen Juden gemieden wurden. Sie hatten keinen Kult und auch keine Priester. „Sie nennen Gott Vater. Zu ihm nehmen sie Zuflucht, denn er verdammt nicht, er sieht nicht auf Gebete und Reinigung und Gesetzerfüllung, er sieht auf das Herz und das sein rein“ (Feiler, 79). Die Nazarener verkündeten den Messias, den sie schon ganz im Sinne des Christentums als Leidenden und Schmach Erduldenden, aber nicht als Gott, sondern nur als Gottesknecht und Menschen faßten. Endlich muß der jüdische Platoniker Philon (um 20 v. Zw. bis 54 n. Zw.) erwähnt werden, der nach dem Talmud der Lehrer Jesu gewesen sein soll — was freilich als Legende anzusehen ist, da es um die Geschichtlichkeit Jesu schlecht bestellt ist, wovon später zu reden sein wird — und der auf die gedankliche Fundierung des Christentums, insbesondere auf

den Verfasser des vierten Evangeliums und dessen Logos-Spekulation, den nachweislich stärksten Einfluß ausgeübt hat. Auch nach dieser Zeit aber ist dauernd noch jüdisch-rabbinischer Geist in das Christentum eingedrungen — welche Folgen das für die religiöse Duldsamkeit hatte, wurde bereits eingangs berührt — und durch Athanasius wurde eine Unzahl jüdischer Lehren und Begriffe im Nizenischen Glaubensbekenntnis (325) dogmatisch fixiert. Augustin hat die Dogmatisierung der christlichen Lehre im jüdischen Sinne dann vollendet und der Protestantismus sie durch die Vormachtstellung, die er der Bibel einräumte, bestätigt.
Das Griechentum hat von den verschiedensten Seiten her auf das Christentum eingewirkt, durch die stoische und platonische Philosophie, durch die Gnosis und die aus dem Osten eingedrungenen Mysterienkulte. Der Platonismus mit seiner Ideenlehre und der aus ihr fließenden Annahme zweier Welten — der göttlichen, unveränderlichen Ideenwelt, dem wahren „Vaterland" der Seele, und der trughaften und veränderlichen Welt der Erscheinungen — wurde für die Ausbildung und Entwicklung der christlichen Theologie von weittragender Bedeutung. Die Stoa leistete dasselbe für die christliche Ethik und Sittenlehre. Stoische Philosophie „drang in vielen Vertretern nach Alexandria, in einzelnen gewiß auch nach Palästina, das zur Zeit Christi viele Elemente hellenistischer Kultur aufgenommen hatte" (Barth, 244). Paulus zitiert an mehreren Stellen griechische Verse und Sprichworte, und Tertullian (um 200) erklärt nachdrücklich, „daß bisweilen die Philosophen (d. h. die Stoiker) unseren (den christlichen) Lehren gemäß gedacht haben". Seneca rechnet er direkt zu den Christen (Barth, 249). Das Verhältnis ist nur umgekehrt, indem nicht die Philosophen wie die Kirchenväter, sondern die Kirchenväter wie die heidnischen Philosophen dachten, auf denen ihre Dogmatik fußt. Mit den Mysterienkulten, unter denen vor allem die Eleusinischen Mysterien, die alljährlich mit großer Prozession gefeiert wurden, und jene der Orphiker gewaltige Anziehungskraft besaßen, hatte das Christentum einen nicht minder schweren Kampf als mit dem Mithraismus — der ja selbst auch durchaus in die Kategorie der Mysterienkulte gehört — auszufech-

ten, denn sie stellten in den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung nicht nur in Griechenland, sondern auch in vielen anderen Ländern die religiöse Hauptmacht dar. Das Verhältnis speziell zu den Orphikern stellt Dietrich so dar, daß er sagt: „Wo die orphischen Kulte blühten, werden die meisten Christen vorher Orphiker gewesen sein, denn es pflegt so zu gehen, daß gerade aus religiös erregten Gemeinschaften, die schon in manchen Dingen ähnlichen Glauben haben, eine kommende neue Lehre ihre Proselyten zuerst und am leichtesten gewinnt, ja es werden ganze orphische Gemeinden allmählich Christlichem sich genähert haben. Die beste Illustration solcher Vorgänge sind die Orpheusbilder der christlichen Katakomben: wie es früher schon angedeutet war, so ist es auch von theologischer Seite jetzt ausführlich dargetan, daß diese Bilder gar nicht anders als in Anknüpfung an die orphischen Kulte zu erklären sind. Ja, die Bilder werden Orpheus selbst darstellen sollen, nicht Christus unter seiner Gestalt. Gerade auf alexandrinischen Münzen des zweiten Jahrhunderts finden sich die gleichen Darstellungen von Orpheus: so wichtig und anerkannt war dort sein Kult" („Nekya", bei Feiler, 23).

Nicht anders war es in Rom, wo ebenfalls schon gleichgeartete Kulte vorhanden waren, die die Aufnahme des Christentums begünstigten und die ihrerseits auch wieder auf die Gestaltung und Entwicklung des christlichen Kultes zurückwirkten. Man war hier zunächst deshalb dem Christentum auch durchaus nicht feindlich gesinnt — dieser Fall trat erst später ein, als sich die Christen politisch mißliebig machten — und Tiberius (14—37 n. Zw.) dachte daran, Christus unter die römischen Götter aufzunehmen. Das gleiche beabsichtigten Hadrian (117—138 n. Zw.), der sich in alle Mysterien hatte einweihen lassen, und Alexander Severus (222—235 n. Zw.), der Abraham und Orpheus, Christus und Apollonius von Tyana gleichzeitig verehrte. Die Kaiser scheiterten mit diesen Plänen jedoch jedesmal am Senat, der seinen Einspruch damit begründete, daß es die Christen ihrerseits ablehnten, die alten Götter anzuerkennen und ihren Bekennern mit Achtung zu begegnen. Die Christen bezeichneten die alte Religion vielmehr stets nur als Götzendienst und Aberglauben und trachteten nach der Alleinherr-

schaft ihres eigenen Bekenntnisses. Um diesem zum Siege zu verhelfen aber bedienten sie sich der Mittel, die ihnen das Heidentum bei ihrer Missionierung darbot, auf das eifrigste und unbedenklichste. So nahm die werdende Kirche „in weitherzigster Weise die Zeremonien und namentlich die Sakramente des prachtliebenden, in Zauberei seine Religion suchenden Völkerchaos in sich auf. Dies ist ja ihr eigentliches Element, das einzige, was das Imperium, das heißt also Rom, selbständig zum Bau des Christentums beitrug; und dadurch wurde bewirkt, daß — während heilige Männer nicht müde wurden, im Christentum den Gegensatz zum Heidentum aufzuzeigen — die große Masse, ohne einen sonderlichen Unterschied zu merken, aus dem einen ins andere übertrat: sie fand ja die prächtig gekleidete Klerisei wieder, die Umzüge, die Bilder, die wunderwirkenden Lokalheiligtümer, die mystische Verwandlung des Opfers, die stoffliche Mitteilung des ewigen Lebens, die Beichte, die Sündenvergebung, den Ablaß — alles Dinge, deren sie längst gewohnt war" (Chamberlain, 635). All diese Elemente entstammen zum größten Teil dem römischen Heidentum oder den im römischen Imperium beheimateten Mysterienkulten; durch die günstigen Auswirkungen, die ihre Übernahme für das Christentum mit sich brachte, sollte die Richtigkeit des Paulinischen Grundsatzes, daß es das beste sei, mit den Juden ein Jude und mit den Heiden ein Heide zu sein, bald durch die Praxis bestätigt werden. Das Verfahren, den Anhängern anderer Religionen zu erklären, daß das Christentum von ihrem Glauben gar nicht so sehr verschieden und nicht allzu weit entfernt sei, oder auch, sich ihnen in Äußerlichkeiten anzupassen, dieses Verfahren erwies sich auf die Dauer als richtig und erfolgreich.

Und wie gesagt, sprachen die Vertreter der christlichen Kirche dabei nicht einmal immer die Unwahrheit, denn ihre Religion hatte tatsächlich so viel des Fremden in sich aufgenommen, daß es den Bekennern anderer Religionen schwer werden mußte, die Unterschiede und das eigentlich Neue am Christentum zu entdecken. „Jene vielverspotteten Scholastiker", meint Chamberlain, „welche nicht allein Himmel und Hölle, sondern auch die Dreieinigkeit, die Menschwerdung, die Parthe-

nogenese usw. im Homer angedeutet und bei Aristoteles ausgesprochen finden wollten, hatten gar nicht unrecht." Denn „kein einziger Zug der christlichen Mythologie kann auf Originalität Anspruch erheben" (S. 556). Feiler nennt das Christentum ein Produkt des „größten Synkretismus aller Zeiten" (S. 63). Und wenn Chamberlain noch erklärt hatte: „Christus ist das einzige nicht Mythische im Christentum" (a. a. O.), so hat die moderne Forschung auch diesen Rest von Originalität in seine Bestandteile aufgelöst, und man darf die Ergebnisse über den ganzen Fragenkomplex der Geschichtlichkeit Jesu und die Entstehung des Christentums sicher mit Feiler in die Worte zusammenfassen: „Nicht ein Mensch Jesus lebte und dann wurde dessen Bild doketisch umwoben und mythisch und messianisch ausgestattet, sondern zuerst war das doketische Gottesbild und dann der Glaube an die Menschwerdung dieses Gottes; es war nicht zuerst die via dolorosa auf Erden und hernach die in den Sternen erfunden; es war nicht zuerst die irdische Passion geschrieben und dann die doketische Auffassung des Kreuzes dazugedichtet; es war nicht zuerst die Kirche und dann die gnostische Sektenwelt; es war nicht zuerst der Jesus und dann das Parabelwerk; kurz, es war nicht zuerst der auf Erden lebende Prophet und dann der in der Apokalypse im Himmel geborene und vom Himmel sprechende Jesus" (S. 48). Das anzunehmen, bezeichnet Feiler als ein „verhängnisvolles Hysteron-Proteron", als die Umkehrung und Verdrehung der Tatsachen, die zwar das Bild der christlichen Geschichtsschreibung beherrsche, aber die Wahrheit entstelle. Wie weit dies zutrifft und in welchem Maße das Christentum von vorchristlichen Religionen abhängig ist oder wie weit uralte astrale und magische Vorstellungen in ihm zum Ausdruck kommen und sich in ihm eine neue Form geschaffen haben, sollen uns die folgenden Kapitel zeigen.

II. DAS GOTTESPROBLEM

1. Der Monotheismus

Die fundamentale Frage, aus der sich alle übrigen Ansprüche des Christentums auf historische Einmaligkeit ableiten lassen, ist die nach dem Monotheismus der jüdischen Religion. Das Christentum behauptet bekanntlich das Vorhandensein und vor allem das *alleinige* Vorhandensein dieses Monotheismus bei den Juden von jeher steif und fest. „Die israelitische Religion", so liest man nicht nur in einer vom konfessionellen Standpunkt aus geschriebenen Darstellung, „kann religionsgeschichtlich nicht restlos erklärt werden. Sie nimmt den entgegengesetzten Verlauf wie alle anderen Religionen. Unerklärbar ist erstens ihr *Monotheismus;* dieser kann nicht aus Vorläufern erklärt werden, auch nicht aus babylonischen Motiven. Auch die weitere Entwicklung der Jahvereligion zeigt dieses Unerklärliche" (Innitzer, 170). Es wirken solche Sätze um so merkwürdiger, wenn sie, wie im vorliegenden Fall, einer Abhandlung über die Entstehung des Christentums entstammen, die als Einzelbeitrag in einem größeren Werk mitten unter Aufsätzen über alle wichtigeren Religionen der Erde steht. In diesen Arbeiten ist von Ansätzen und selbst stärkerer Ausbildung des Monotheismus an so vielen Stellen die Rede, daß man Äußerungen wie die Innitzers nicht mehr erwartet und kaum noch für möglich hält; man kann sie sich danach nur noch aus dem theologischen Hang erklären, die Welt mit dem Christentum stets neu entstehen zu lassen und in dieser Privatschöpfung nur noch dem Judentum als unmittelbarem Vorgänger und Glaubensgenossen einen Rang und Einfluß zuzuerkennen.

Zunächst muß festgestellt werden, daß, selbst wenn es sich dabei um eine jüdische Originalschöpfung von welthistorischer Einmaligkeit handeln würde, der Monotheismus *allein* gar kein Maßstab für den Wert und die Höhe einer religiösen Kultur ist. Der *einzige* Gott, der in dieser Religionsform verehrt wird, könnte, wie schon ältere Forscher eingewendet haben, ja

ebensogut ein bloßer Götze, ein roher Stein oder sonst irgendein Fetisch sein, dessen Kult weder für die Entwicklung des religiösen Bewußtseins noch für die Ausbildung einer hohen Kulturen entsprechenden Metaphysik und Ethik von Belang sein kann. Der Monotheismus ist unter diesem Gesichtspunkt betrachtet also eine bloße Äußerlichkeit, und Nietzsche hat ihn nicht zu Unrecht einmal als *„Monotonotheismus“* bezeichnet. Demgegenüber kann der Vielgötterglaube die höchsten Werte menschlichen Denkens und Fühlens in sich verkörpern und hat es, wie an dem Beispiel Homers klar wird, dessen Polytheismus Chamberlain „die erhabenste und geläutertste Erscheinung griechischer Religion“ nennt (S. 99), getan. Diese Einschränkung muß man sich also immer, wo von Monotheismus als religiöser Hoch- und Höchstform die Rede ist, vor Augen halten, und so auch im folgenden.
Betrachten wir nun die jüdische Religionsgeschichte und sehen wir zu, wie es sich mit der Frage nach dem Monotheismus der Juden verhält. Da fällt zunächst rein sprachlich auf, daß das Hebräische selbst lange nach Moses noch keinen Singular zur Bezeichnung der Gottheit kennt. Wo aber das Wort für eine Sache fehlt, kann selbstverständlich auch die Sache selbst noch nicht vorhanden sein, und so stoßen wir denn im Alten Testament überall auf die Tatsache, daß die Juden nicht einen *einzigen* Gott, sondern wie alle Semiten *Götter* anbeteten, und daß Abraham, Isaak und Jakob außer Jahve noch anderen Götzen opferten. Abraham opfert dem Moloch, und er sowohl wie Isaak stellen überall Steinfetische auf, die Ismael dann in Arabien einführt. Jakob kämpft mit einer ganzen Götterschar und nimmt die Götter Labans mit fort, als er dessen Dienste verläßt, eine Handlung, der die primitive Auffassung zugrundeliegt, daß mit der Entführung der Götterbilder das Land ohne Götter bleibe, weshalb Laban die Götzen energisch zurückfordert (1. Mos. 31).
Für die mosaische Zeit lassen sich ebensoviele Belege des Polytheismus beibringen. So streng Moses einerseits gegen Baal und sein Symbol, das goldene Kalb, vorgeht, so nachsichtig ist er gegenüber anderen Göttern, deren Rivalität er weniger fürchtet. Neben den Säulen Jakin und Boaz in der Stiftshütte, den

Symbolen der befruchtenden Kraft der Sonne und des passiv-weiblichen Prinzips der hervorbringenden Erde, dem Armleuchter, der den heiligen Baum, einen Fetisch der Assyrer und Phönizier, darstellt, und den Urim und Thumim am Gewand des Hohenpriesters, babylonischen Steinfetischen, finden sich im Pentateuch so gut wie alle Attribute, Titel und sonstigen Merkmale der semito-magischen Götter wieder. Sie mögen neben Jehova zu Dämonen herabsinken — wie z. B. Baalzebub, der zum Satan wird — sie bleiben nichtsdestoweniger erhalten und von einem strengen Monotheismus kann bei Moses nicht die Rede sein. Jahve ist lediglich der erste unter einer ganzen Reihe von Göttern, der besondere Stammesgott Israels, der über die Grenzen des Landes hinaus aber keine Macht mehr hat — außerhalb Palästinas muß David anderen Göttern dienen (1. Sam. 26, 19) — im Verhältnis zu den Hauptgöttern indoarischer Religionssysteme ein kleiner und beschränkter Lokalkhebir. 2. Könige, Kapitel 23 enthält eine lange Liste von Göttern, die neben Jehova auch in jener Zeit noch verehrt wurden und deren Bilder der zum Mosaismus bekehrte König Josia zertrümmern ließ.
Bis zur Zeit des babylonischen Exils ist dem Judentum die Idee eines einzigen Gottes, „Schöpfer Himmels und der Erden“, schlechthin unbekannt. „König- und Priestertum versank immer tiefer in den üppigen Baal- und Astartedienst und brachte dem Moloch im Tale Hinom Menschenopfer. Sie wurden durch die magische Kraft der Propheten nur auf kurze Zeit bekehrt, um bald wieder in den sinnlichen Götzendienst zu versinken. Die Prophetenschulen entwickelten eine rege Tätigkeit, bereiteten die monotheistische Auffassung vor... Trotzdem blieb der Mosaismus in ihren Händen ebenso hart und dürr, ebenso geist- und ideallos wie früher. Es blieb eben ein utilitärer Vertrag mit der Gottheit, nach welchem sich der Gläubige wegen nationaler und individueller Vorteile der strengen Disziplin und absolutem Gehorsam unterwirft. Man kennt keine idealen Ziele, Jehova verspricht nur materielle Belohnung, wie Reichtum, Vermehrung, Sieg über die Feinde und fruchtbare Jahre, weil diese durchaus materialistische Lehre selbst den Begriff der Seele negiert, daher auch keine

über die Materie und die handgreifliche Utilität erhabenen Gedanken und Gefühle kennt. Jehova ist ein mächtiger Gesetzgeber von unerbittlicher Strenge und Härte, ein schlauer Staatsmann und ein rachsüchtiger Krieger, der das dienstbar gemachte Volk mit despotischer Strenge, aber mit großer praktischer Weisheit zu seinem materiellen Wohl führt. Das Verhältnis ist das des Dieners zum Herrn, daher ist auch nur von Gehorsam, Gottesfurcht, der Befolgung seiner Befehle und der Entrichtung möglichst reicher Opfergaben die Rede... Angst, daher Kompromisse und Bestechung sind die Elemente des religiösen Gefühls. Eine gewisse Billigkeit Stammesgenossen gegenüber, aus partikularistischem Utilitarismus, die größte Härte und Grausamkeit allen Fremden gegenüber, ist die Moral. Ein düsterer Pessimismus, mit starken sinnlichen Leidenschaften und einer ewigen Angst der Grundton des Gemütes" (Czobel I, 162—163). Chamberlain nennt das nicht Monotheismus, sondern „ungeschminkte Monolatrie"! Jahve ist nicht „der Gott des kosmischen Weltalls, sondern der Gott der Juden; er hat nur die übrigen Götter umgebracht, vertilgt, wie er auch die übrigen Völker noch vertilgen wird, mit Ausnahme derer, die den Juden als Sklaven dienen sollen" (S. 403).
In den Propheten berauscht sich der hier charakterisierte Stammesgötzendienst dann an wilden Orgien in der Vorspiegelung zukünftiger Macht. „Menschen, die du nicht kennst, wirst du beherrschen, und Menschen, die dich nicht kennen, werden zu dir hinlaufen um Jahves, deines Gottes, willen, weil er dich verherrlicht", heißt es bei Jesaia (55, 5). Die Propheten erstrebten schon so etwas wie eine jüdische Weltreligion, nur kann man sich die innere Struktur dieser Weltreligion nicht beschränkt und materialistisch genug vorstellen. Nach Amos ist Jahve zwar kein partikularistischer Stammesgott mehr und hat nicht nur die Israeliten aus Ägypten, sondern auch die Philister aus Kreta geführt, er herrscht über die Äthiopier ebenso wie über die Aramäer und Assyrer, über die Grenzen Vorderasiens reicht er aber auch bei ihm nicht hinaus, und das eigentliche Interesse des Herdenzüchters aus Thekoa kehrt immer wieder zu seinem eigenen „auserwählten" Volk zurück. *Israel* erhielt den „allerbesten Erbbesitz" und *Palästina* ist das

„Kleinod unter den Ländern". So wie es schon in der Einleitung zu einer Ausgabe des deuteronomischen Gesetzes heißt: „Obwohl Jahve, deinem Gotte, der Himmel, der oberste Himmel, die Erde und alles, was auf ihr ist, gehört, hat Jahve sich doch nur zu *euren* Vätern herabgeneigt, sie zu lieben, und hat nach ihnen *euch*, ihre Nachkommen, aus allen Völkern erwählt" (5. Mos. 10, 14 f.). Joel und Sacharja schwelgen in der Erwartung eines großen Völkermordens vor den Toren Jerusalems. „Daselbst will ich sitzen, zu richten alle Heiden um und um" (Joel 4, 12). „Ich will meine Hand über sie schwingen, daß sie sollen ein Raub werden denen, die ihnen gedient haben; und ihr sollt erfahren, daß mich der Herr Zebaoth gesandt hat" (Sach. 2, 13). „Das Estherbuch durchloht eine Racheglut von erschreckendem, sittlichem Tiefstand", muß selbst ein wohlwollender Betrachter zugeben (Wilke, 166). Auch in dem um 100 v. Zw. entstandenen „Buch der Jubiläen" herrscht dieser nach Weltherrschaft lüsterne Geist des Hasses, und die Juden werden — das ist auch hier die wichtigste Versprechung — „die ganze Erde besitzen und sie erben in Ewigkeit". Das Judentum soll das Herrenvolk der Erde werden, die Heiden nehmen an dem Heil nur so weit teil, als sie sich Israel als Sklaven und Arbeiter unterordnen. Eine Prophezeiung, die, wie Chamberlain feststellt, „ein direktes verbrecherisches Attentat auf alle Völker der Erde" einschließt, das nicht darum in Abrede gestellt werden kann, „weil die Macht zur Ausführung bisher fehlte; denn die Hoffnung selbst ist es, die verbrecherisch ist und die das Herz des Juden vergiftet" (S. 448). Von einem Monotheismus im eigentlichen, strengen Sinne aber kann durch die ganze Geschichte des Judentums hindurch nicht die Rede sein, diese Anschauung ist vielmehr „im Kopf tendentiöser Parteigänger und Exegeten" entstanden, eine gehaltlose Konvention, der die Tatsachen auf Schritt und Tritt widersprechen.

Der Sprach- und Religionshistoriker Max Müller (1823 bis 1900) hat das, was man im Judentum als Monotheismus zu bezeichnen beliebt, mit dem Namen „Henotheismus" gekennzeichnet (auch Kathenotheismus genannt) und nachgewiesen, daß sich diese Religionsform, die die Verehrung einer einzigen

höchsten Stammesgottheit statuiert, den Glauben an die Existenz und Wirksamkeit anderer Gottheiten daneben aber nicht ausschließt, über die ganze Erde verstreut findet und feststellen läßt. Sie ist bereits bei den Primitiven Afrikas, Amerikas und Australiens anzutreffen. Die westafrikanischen Ewe in Süd-Togo z. B. verehren einen großen, alleinwaltenden Gott namens Mawu, der als überragendes Himmelswesen das Leben jedes einzelnen Menschen in seiner Macht hält. Bei den Bantu-Völkern führt dieser „Hochgott", wie ihn die religionswissenschaftliche Forschung nennt, den Namen Nzambi oder Nyambi, den man sich als ursprünglichen Menschen denkt, der dann in den Himmel versetzt wurde. Der englische Forscher E. B. Tylor meint in diesem Zusammenhang, daß es wahrscheinlich auf dem ganzen afrikanischen Kontinent keinen Stamm gebe, der nicht an eine solche oberste Gottheit glaube (Chamberlain, 395). Bei den mexikanischen Indianern hat K. Th. Preuß diesen Hochgott nachgewiesen und darauf aufmerksam gemacht, daß die Ausbildung der Idee nicht wohl ohne eine universal-kosmische Anschauung im Sinne einer Einheit der Welt und einheitlichen Weltleitung denkbar sei. Bemerkenswert ist dabei außerdem, daß sowohl der Hochgott der Yuin-Indianer, Daramulun, wie auch der der Omaha-Indianer, Wakonda, als der gewaltige Donnerer angesehen wird und das Gewitter als Gesamterscheinung verkörpert, eine Tatsache, der man fast an allen Stellen der Erde wiederbegegnet, nicht zuletzt auch im nordisch-germanischen Kulturkreis, wo er uns in der Gestalt Thors entgegentritt. In Neuseeland teilt der Gott Jo der Maori die Eigentümlichkeit mit Jahve, daß sein Name so heilig gehalten wird, daß er nie ausgesprochen wird. Der Hypothese, daß es sich bei all diesen Hochgöttern um die Auswirkungen christlicher Einflüsse, übertragen durch christliche Missionare, handeln könnte, tritt der Wiener Forscher Karl Beth mit der Erklärung entgegen: „Eine solche Meinung war nur so lange möglich, als das Wesen dieser Hochgötter nicht näher bekannt geworden war. Ein genaues Studium derselben läßt über eine solche Vermutung sofort ein Lächeln aufsteigen, weil aus der ganzen Stellung, die der Hochgott in dem gesamten Denk- und Anschauungssystem einnimmt, sofort hervorgeht, daß

dieser Gedanke in der primitiven Völkerwelt, soweit er überhaupt vorhanden ist, ein ursprünglicher ist" (Beth, 30).
In unmittelbarer Nachbarschaft der Juden sind solche Hochgötter in Babylonien und Assyrien nachweisbar. Schon aus dem alten Sumer ist der große Himmelsgott Anu bekannt, der im täglichen Leben zwar eine auffallend geringe Rolle spielte — dem Nzambi der Bantus vergleichbar — nichtsdestoweniger aber doch vorhanden war und seine praktischen Funktionen nur niederen Göttern gleichsam in Verwaltung gegeben hatte. Als solche niederen Götter treten ursprünglich der Erdgott Ellil und der menschenfreundliche Wassergott Ea auf, die später aber so einflußreich wurden, daß sie jeder für sich wieder in eine Art Hochgottstellung einrückten. In Babylon ging die Anuwürde auf Marduk über, der alle anderen Götter verdrängte, und unter der politischen Herrschaft der Assyrer wiederholt sich der Vorgang noch einmal, indem Assur an die Spitze der Götter tritt. Gleichzeitig verengert sich der Begriff des einzigen Gottes, der in Sumer bereits die Keime einer allumfassenden Weltgottheit in sich trug, wieder und entwickelt sich zum Lokalgott zurück, als der er den Juden zum unmittelbaren Vorbild wurde. In dem großen Gesetzbuch Hammurabis (um 2000 v. Zw.) tauchen ganz die gleichen Namen für den Hochgott wie im Alten Testament auf; er heißt dort „Jahu" oder „El", und Delitzsch („Babel und Bibel") nimmt an, daß nur ein Gott namens Jahu, was „der Verbleibende" bedeutet, angebetet und von den Juden übernommen wurde.
In Ägypten treffen wir schon um das Jahr 2200 v. Zw. in den „Weisheitssprüchen" für den König Merikere auf eine Gottheit, die schlechtweg „Gott" genannt wird, auf Tugend und inneren Wert des Menschen sieht und das Jenseits nur vom tugendhaften Lebenswandel im Diesseits, nicht von der Kenntnis geheimnisvoller Zaubersprüche abhängig macht. Er ist ganz wie der spätere Gott des Christentums ein Wesen, das alles beherrscht und beschirmt, dem man für seine Handlungen Rechenschaft abzulegen hat und dem nichts im Getriebe der Welt entgeht. 800 Jahre später richtet Amenophis IV. (1395—1358 v. Zw.) den Kult des einzigen Gottes Aton, der Sonne, auf. Das Volk und noch mehr die Priesterschaft protestierten da-

gegen, die neue Religion überlebte ihren Stifter nicht. Echnatons Grab wurde geöffnet, sein Name aus allen Mumienbinden herausgeschnitten und auf allen Inschriften ausgelöscht, d. h. der „Ketzer" wurde noch nachträglich exkommuniziert. Der Ammonskult, dessen Priester das Anathema aussprachen, aber war seinem Wesen nach ebenso „monotheistisch" wie die Jahve-Religion.

Persien hat auf die jüdische Religionsbildung in ebenfalls sehr starkem Maße eingewirkt, und dem monotheistischen Mithraismus galt, wie wir gesehen haben, noch der Hauptangriff des entstehenden Christentums. Mithras, eine aus urarischen Zeiten stammende Gottheit, wird als allwissender und unbetrügbarer Herrscher der Welt geschildert, dem nichts entgeht und der jeden Übeltäter erreicht. Sein Zorn kann furchtbar werden, daneben aber ist er „sehr gütig" und verleiht den Menschen Segnungen aller Art. Er ist ein Gott des Lichts und wie der ägyptische Aton oft mit der Sonne identisch, in späterer Zeit wurde er mit dem babylonischen Sonnengott Schamasch gleichgesetzt. Auch der Gott Zarathustras (um 900 v. Zw.), Ahuramazda (Ormuzd), ist monotheistisch gefaßt, seine Weisheit und Allmacht wird durch das in Anramanyu (Ahriman) verkörperte böse Prinzip nicht aufgehoben, sondern nur angefochten und bekämpft. Ahriman wird nicht neben ihm verehrt, sondern soll überwunden und in Fesseln geschlagen werden. Nur Ahuramazda allein hat die ersten, uranfänglichen Gesetze gegeben, er ist der Hüter des Rechts und weist den Menschen die Geschicke zu. „Da die göttlichen Gefährten Ahura Mazdas trotz der Machtfülle, mit der sie ausgestattet sind, doch nur Äußerungen und Kräfte seines Wesens darstellen und folgerichtig als seine Schöpfungen bezeichnet werden, hat die Religion der Gathas einen scharf ausgeprägten *monotheistischen* Charakter, der auch durch ihren starken *dualistischen* Einschlag nicht übertönt wird" (Geiger, 249).

Für die verwandte Religion der indischen Veden läßt sich das gleiche feststellen. Sind hier gleich oft stärkere henotheistische als eigentlich monotheistische Züge bemerkbar, ein wirklicher Polytheismus war diese Religion nie, die Entwicklung drängte

vielmehr zum strengen Monotheismus hin und hat ihn in den Systemen der indischen Spätzeit, die noch immer Jahrhunderte vor unserer Zeitrechnung liegen, auch erreicht. „Die vielen Götter sind ein einziges Wesen, das unter verschiedenen Namen verehrt wird", heißt es schon im Rigveda (I, 164, 46; Chamberlain, 396). Als oberstem Gotte begegnen wir hier Varuna, ursprünglich eine Personifikation des Fixsternhimmels, der später aber immer mehr vergeistigt und zum höchsten Herrscher des Weltalls wird, als der er über die Weltordnung im kosmischen sowohl als im moralischen Sinne wacht. Auch sein Attribut ist die Weisheit und Allwissenheit. In den Upanishaden ist das Brahman ein „persönlich gedachter Gott", erklärt Hillebrandt zur Kennzeichnung der weiteren Entwicklung (S. 5—6), und im späteren Brahmanismus haben wir es nach Glasenapp mit einem „klaren Monotheismus" zu tun („Brahma und Buddha", 130). In den Epen und Puranas tritt dieser Zug mit voller Deutlichkeit hervor, und in der Bhagavadgita (2. Jahrh. v. Zw.) kommt es zu einer „gewaltigen Theophanie" des einzigen und allumfassenden Gottes Krischna, der schon früh als der „Mittelpunkt eines monotheistischen Kreises im westlichen Indien bezeugt ist" (Strauß, 121). Bemerkenswert für das Verhältnis zum Christentum ist die Tatsache, daß auch der Krischnaismus schon die *Liebe* als das oberste Gebot sowohl im Verkehr mit Gott wie im Verkehr mit dem Menschen predigt und verlangt. Wer denkt nicht an die ganz gleichen Worte im Neuen Testament, wenn er hier als religiöse Forderung vernimmt: „Wer nur in Hinsicht auf mich handelt, wer sich mir ganz hingibt und mich liebt, frei von aller Anhänglichkeit (an die Welt) und ohne Feindschaft gegen irgendein Wesen, der gelangt zu mir" (Strauß, 122). Ebenso charakteristisch und für alle arischen Religionen bezeichnend ist es jedoch, daß der indische Monotheismus sehr häufig in Pantheismus übergeht und der Gott, der eben noch als transzendentes, im Himmel thronendes Wesen verehrt wurde, unvermittelt zur ewigen, das All durchdringenden Weltkraft oder Weltseele wird, mit der jede Einzelseele wesenseins ist. Uralte, arischem Wesen entsprechende Naturreligiosität drückt sich darin aus.

Im Norden Indiens war die älteste chinesische Religion reiner Monotheismus, „der Kult eines persönlichen, das Weltall beherrschenden Gottes... Der irdische Herrscher war göttlicher Abstammung und Mandatar des Himmels, der seinen Willen durch Offenbarungen kundgab" (Rosthorn, 96). Mit dem Jahve des Alten Testaments hatte dieser Gott manches gemein, denn er war ebenso streng und eifersüchtig wie jener, und auch die Chinesen hielten sich in seinem Schutze für das auserwählte Volk.

Wenden wir uns wieder Europa zu und betrachten zum Schluß kurz noch Griechenland und den germanischen Norden. In den Regionen des Olymps wird man monotheistische Anschauungen vielleicht am wenigsten suchen und erwarten, aber die Entwicklung drängte auch hier allmählich diesem Ziele zu, und im hellenistischen Zeitalter, in das noch die Entstehung des Christentums fällt, ist Zeus als „Zeus hypsistos", als der in der Höhe thronende, unaussprechlich gute Gott, Alleinherrscher in der „Hochwelt", die „Summe aller Ideen, die höchste Vollendung und Schönheit". Er wird zur Weltseele, zum allwaltenden Geist und Vater aller Dinge, mit „Zeus, der du unser aller Vater bist", angerufen. „Zeus hypsistos ist nichts anderes als der große, monotheistische Gottgeist aller Zeiten" (Feiler, 12, 92). Minucius Felix, ein zum Christentum übergetretener römischer Advokat und Apologet (um 200), meint zu seiner Zeit, die heidnischen Philosophen lehrten so oft die Einheit Gottes und der göttlichen Vorsehung, daß man glauben könne, „die Christen seien jetzt Philosophen oder die Philosophen seien schon ehemals Christen gewesen" („Oktavius", Kap. 20; Barth, 248). Man muß daher der Feststellung Edvard Lehmanns zustimmen, der erklärt, daß sich die antike Gottesvorstellung beim Auftreten des Christentums bereits so monotheistisch gestaltet hatte, „daß man kaum sagen kann, der erste Glaubensartikel habe der heidnischen Welt etwas Neues geboten" (bei Schmidt, 421).

Und etwas grundsätzlich Neues bot dieser Artikel auch dem Norden nicht. Herman Wirth hat in seinem „Aufgang der Menschheit" und der kleinen Schrift „Was heißt deutsch" nachgewiesen, daß der monotheistische Glaube an einen Welt- und

Himmelsgott vielmehr schon die Religionsform der vorgeschichtlichen Nordatlantier war. Auch Much nimmt die monotheistische Vorstellung als die ältere im religiösen Leben der Germanen wie aller Indogermanen an. Ein „altindogermanischer ‚Himmelvater' ist... mit Bestimmtheit nachzuweisen", sagt er, Wotan ist nur „der germanische Name für eine in weiterem Umkreis als oberste Gottheit verehrte Gestalt" (Much, 128). Kummer hält den „durchaus geistigen, abstrakten Gottesbegriff der letzten germanischen Heiden" für erwiesen (S. 70). Das Pantheon der Edda steht in scharfem Widerspruch zu den Grundanschauungen der isländischen Sagas, der dortige Götterstaat ist Dichtung. „Von den Germanen des Tacitus, wie von den letzten Heiden auf Island, ist ein gerader Weg zu Luther denkbar, ein Weg, der nicht erst durch das Tal des Tempelgötzendienstes hindurchführt" (S. 60). Weder neben der Nerthus der Ostseevölker noch dem „Deus regnator omnium", dem im heiligen Hain verehrten Allherrscher der Semnonen, stehen nennenswerte andere Götter, sie heben sich „über die anderen Gottheiten hoch empor". Insbesondere aber ist der nordgermanische Thor eine durch und durch monotheistisch gefaßte und verehrte Gottesgestalt. Er ist die „Seele der alten nordischen Mythendichtung", Odin-Wotan tritt neben ihm ins Bedeutungslose zurück. Wotan ist eine religiöse Spätgeburt, die nach dem Abzug der Italer aus Süddeutschland allmählich nach dem Norden drang, sich aber nicht überall durchzusetzen vermochte. Der Isländer kennt ihn nicht, dort ist „überhaupt kein Odins-Kult nachweisbar", wie Mogk feststellt. Ebensowenig kannten ihn die Kelten, die Irland besiedelten, diese verehrten vielmehr noch den alten indogermanischen Himmelsgott, der mit oder besser mit dem Thor identisch ist. Denn auch er ist der Gott des Lichtes, ebenso wie der verwandte Zeus der Griechen oder der Dyaus der alten Inder — die Namen weisen alle auf die gleiche Wurzel mit der Grundbedeutung „licht, leuchtend" hin — bei den Germanen ist er zugleich Kriegsgott und Gott der Volksversammlung. Seine Gestalt ist von absoluter Geschlossenheit und Selbständigkeit, er ist eine „scharf ausgeprägte und als solche dem ganzen Volk bekannte Gottespersönlichkeit", Verkörperung einer ganz be-

stimmten Gottesidee. Auch in der Edda ist er der einzige „wirklich *notwendige* Gott" (Kummer, 36).
Fassen wir abschließend zusammen, so können wir also sagen: die monotheistische Gottesvorstellung ist weder eine Originalschöpfung des Judentums und seiner durch und durch materialistischen Religion noch eine Neuentdeckung des Christentums, sondern uralte indogermanische Tradition; die älteste, vielleicht die ursprüngliche Form der Gottesverehrung. Dabei sind alle Religionssysteme indoarischer Prägung zugleich frei von dem starren Orthodoxismus des Alten Testaments, der neben dem beschränkten Lokalkhebir keine anderen Götter duldet — wenngleich er, wie wir gesehen haben, sie dulden muß — und all ihre Göttergestalten sind der Ausdruck einer innigen Naturverbundenheit, -kenntnis und -liebe. Alle Einzelgötter sind nichts als Ausstrahlungen oder Verkörperungen bestimmter Kräfte einer einzigen obersten Gottheit, die für sie alle den tragenden Grund abgibt. Speziell die germanische Religion ist von „freier, mythenbildender Kraft und dennoch ohne eine polytheistische Aufteilung des Göttlichen auf verschiedene Ressortverwalter der seelischen Anliegen im Himmel". Sie hält den Menschen „mit einem Neutrum göttlicher Ganzheit verbunden, unmittelbar durch alle Göttergestalten hindurch" (Kummer, 33). Mit der wahren Vielgötterei ist der Germane erst nach seiner „Bekehrung" durch den Heiligenkult in der römischen Kirche bekannt geworden.

2. Die Dreieinigkeit

Nach christlichem Dogma ist der welterschaffende Vatergott, von dem wir soeben gesprochen haben, sowohl ein einiger wie zugleich auch ein dreieiniger oder dreifaltiger Gott. Es ist ein Gott „in drei Personen", doch *eines* „göttlichen Wesens", wie es im Athanasianum heißt. „Der Vater ist Gott, der Sohn ist Gott, der heilige Geist ist Gott, und sind doch nicht drei Götter, sondern es ist Ein Gott". Man sollte meinen, daß man es wenigstens in dieser spekulativen Abwandlung des monotheistischen Grundgedankens mit einer christlichen Original-

schöpfung zu tun hat. Aber auch das ist nicht der Fall. Die Drei ist die bei den Indogermanen immer und überall wiederkehrende heilige Zahl, die „ewig unveraltete, Dreinamig-Dreigestaltete", wie es bei Goethe heißt. Wir treffen sie in Indien sowohl wie in Persien, Griechenland und Germanien in Verbindung mit dem Gottesgedanken wieder, sie alle kennen schon göttliche „Dreieinigkeiten".

In Indien stoßen wir auf eine solche Dreieinigkeit an der Grenze zwischen älterer Veden- und jüngerer Upanishadenzeit; sie wird aus den Göttern Prajâpati, Brahmanspati und Purusha gebildet. Prajâpati, eine Personifikation der schöpferischen Naturkraft, ist „Herr der Nachkommenschaft", Zeuger und Gebärer, der die Welt aus sich entlassen hat; Brahmanspati ist „Herr der Gebete", der dann allmählich in die Stellung des „Vaters der Götter" emporwuchs und zum letzten Urgrund alles Seins, zum Brahma wurde; Purusha, was sowohl „Mann" wie „Geist" bedeutet, verkörpert „das Urwesen als lebendes Wesen nach Analogie des Menschen" (Reininger, 68). Alle drei zusammen stellen sie einen mächtigen dreigestaltigen Gott *eines* göttlichen Wesens dar.

Im Brahmanismus tritt uns die Dreieinigkeit in der „Trimûrti" von Brahma, Vishnu und Shiva, den großen Nationalgottheiten des Mahâbhâratam, entgegen. Die Lehre von der Trimûrti besagt, „daß der höchste Gott in der Welt in drei Aspekten auftritt, als Schöpfer, Erhalter und Zerstörer" (Glasenapp, „Brahma und Buddha", 131), und ihr Glaubensbekenntnis lautet, ganz dem christlichen entsprechend: „Er, welcher Vishnu ist, ist auch Shiva, und er, welcher Shiva ist, ist auch Brahma: ein Wesen, aber drei Götter". Später flossen die drei Gestalten mehr und mehr in eine, in den „Urvater" und eigentlichen Allgott Vishnu zusammen.

In Persien wurde Mithras als der „dreifache Mithras" verehrt, und in Ägypten sehen wir Osiris, Isis und Horus eine Dreiheit bilden, drei Wesenheiten der einen hohen Lichtkraft, des Sonnengottes. Bedeutungsvoll ist dabei die Art der Darstellung des Osiris, den man sich nach Plutarch unter dem Bild eines Auges und eines Zepters vorstellte. In den Hieroglyphen kehrt dieses „Auge des Osiris" sehr oft — auch allein und ohne Zep-

ter — wieder, und Brugsch nennt ihn deshalb das „Sonnenauge". Woher die christliche Darstellung Gott-Vaters als Auge stammt, dürfte danach nicht mehr zweifelhaft sein.
In Griechenland gibt es eine ganze Reihe derartiger Götterdreiheiten, die Hesiodische Theogonie (8.—7. Jahrh. v. Zw.) führt deren allein fünfzehn auf. Unter ihnen die drei Kroniden (Söhne des Kronos) Zeus, Poseidon und Hades, und die drei Totenrichter Minos, Aiakos und Rhadamanthys. Weibliche Triaden sind die drei Losgöttinnen von Delphi und die drei Tauschwestern zu Athen. Geschworen wurde bei den Dreiheiten Zeus, Ge (die Erde) und Helios (Sonne), Zeus, Athene und Apollon, oder bei Zeus, Apollon und Demeter. Überall als „Abwehrer des Übels, als Heiler, als Schirmer von Gemeinwesen treten solche Dreiheiten auf" (Radermacher, 114). Tritt in ihrem Charakter die Drei*einigkeit* jedoch weniger oder kaum hervor, so ist das bei Zeus selbst ganz anders. Der altpelasgische Zeus wurde direkt der Dreifach-Eine genannt, nach seiner Herrschaft über die drei Reiche der Unter-, Ober- und Hochwelt. Auf dem öffentlichen Platz zu Korinth standen aus diesem Grunde drei Standbilder von ihm und auf der Burg Larissa zu Argos befand sich nach dem Bericht des Pausanias (2. Jahrh. n. Zw.) eine Statue des Zeus, die auf der Stirn über der Nasenwurzel ein drittes Auge besaß, das seiner Meinung nach die dreifache Herrschaft und Dreifaltigkeit des Gottes symbolisieren sollte. Es ist seinem Wesen nach kein anderes als das Sonnenauge des Osiris, die Verkörperung des Lichtes.
Auch in der orphischen Kosmologie und der Philosophie der klassischen Zeit taucht der Gedanke einer Dreigestaltigkeit des obersten Prinzips der Welt auf. Plato (427—347 v. Zw.) drückt ihn im „Timäus" in Worten aus, die zum direkten Vorbild für die christliche Trinitätsspekulation wurden. „Wir müssen uns aber drei Gattungen denken", sagt er, „das Werdende, das, worin es wird, und das, dem ähnlich werdend das Werdende entsteht. Und es ziemt sich wohl, das Aufnehmende der Mutter, das von wannen es herrührt, dem Vater, die zwischen ihm liegende Natur aber dem Geborenen zu vergleichen" („Timäus" 50 C f.; Leisegang, 94). Bei Xenokrates (396—314) stoßen wir auf die Dreiheit von Weltgeist, Weltseele und

Weltkörper als Gottvater, Gottmutter und Gottsohn. In der späteren Gnosis spielt dieses kosmische Schema eine große Rolle; es ist ganz das christliche, nur daß im Christentum die Gottesmutter eine Metamorphose durchgemacht hat und zum Heiligen Geist geworden ist, der seine weiblichen Geschlechtsmerkmale aber nicht vollständig abgestreift hat, wie wir später noch sehen werden. Bei dem Gnostiker Simon Magus, der zur Zeit der Apostel lebte, zeugen Gottvater (der Geist) und Gottmutter (das Denken) den Gottsohn, den Weltschöpfer Logos. Diese Trinität findet sich bei allen Gnostikern und auch bei dem neuplatonischen Philosophen Plotin (205—270) wieder und ist auf das Christentum von bestimmendem Einfluß gewesen.

Auch auf römischem Boden waren Götterdreiheiten heimisch, bodenständige sowohl wie von den Griechen entlehnte. In altitalischer Zeit wurde eine solche Dreiheit aus den Göttern Iuppiter, Mars und Quirinus gebildet, später nahm die etruskische Trias Iuppiter Optimus Maximus, Iuno Regina und Minerva die höchste Stelle ein. Auch die Schicksalsgöttinnen, die tres Fortunae und tria Fata, gehören hierher.

Bei den Kelten und Germanen der Rheingegenden wurden die Mütter und Matronen, die „weisen Frauen", die oft in göttliche Sphäre gehoben wurden, in Dreizahl verehrt, an der Küste des Atlantischen Ozeans fand der schottische Missionar Patrik (um 389—461) bei den irischen Druiden das Kleeblatt als Symbol der Dreieinigkeit vor. „Die Dreifaltigkeit als Einheit umringt uns also auf allen Seiten" (Chamberlain, 554).

All diesen Vorläufern gegenüber ist das christliche Trinitätsdogma — die Heiden hätten es allerdings als einen Wahnsinn abgelehnt, aus einem kosmischen Symbol einen Zwangsglaubenssatz zu machen — verhältnismäßig jung und spät zur Ausbildung gekommen. Paulus z. B. weiß von einer Dreieinigkeit überhaupt noch nichts, ebensowenig wie von einer Gottheit Christi, was beides ja ursächlich zusammenhängt. Auch Justinus der Märtyrer (gest. 165), einer der wichtigsten christlichen Apologeten, kennt die Dreieinigkeit und den Heiligen Geist als Person noch nicht, Origenes (185—254) kennt sie zwar, wertet die einzelnen Personen aber sehr verschieden. Ewig und

allmächtig ist ihm nur Gottvater, der Sohn und der Heilige Geist sind geworden und stehen weit unter ihm. Zum Dogma erhoben wurde die Lehre von der Dreieinigkeit durch die Erklärung vom Homousion, der Wesensgleichheit und -einheit des Heiligen Geistes mit den beiden anderen Personen, auf dem zweiten ökumenischen Konzil zu Konstantinopel im Jahre 381.

3. Menschenwerdung und Vergottung, Heilande und Göttersöhne. Der Geburtsmythus

Die tragende Hauptgestalt des Christentums, auf der seine Lehre fußt und auf die sie sich als Kernstück konzentriert, ist die mittlere Person der Dreieinigkeit, Gottsohn, der in Jesus Christus menschliche Gestalt angenommen hat und auf die Erde herabgestiegen ist, um die sündige Menschheit zu retten und zu erlösen. Eine ganze Reihe von Wissenschaftlern nimmt, auf zuverlässigste Gründe und Beweise gestützt, heute an, daß die „menschliche Gestalt" dieses Gottessohnes nie existiert hat. Forscher der verschiedensten Nationen — hauptsächlich Deutsche, Engländer, Amerikaner, Holländer und Franzosen — haben die Bausteine für den Nachweis zusammengetragen, daß man es in dem „Leben Jesu" mit einer Mythe zu tun hat. Die Anfänge dieser Forschungen reichen bis weit in die Mitte des vorigen Jahrhunderts (ja sogar bis ins 18. Jahrh.) zurück, die Theologie hat ihre Ergebnisse bis heute noch nicht zu widerlegen vermocht. Die Fülle des Materials, die endlose Reihe der Vorläufer Jesu im Altertum, der menschgewordenen Götter und gottgewordenen Menschen, der Heilande, Jungfrauensöhne und Erlöser, ist dabei geradezu erdrückend. Kein Land, kaum ein philosophisches System der vorchristlichen Zeit, in dem wir nicht auf den Gottessohn stoßen. Wir müssen uns deshalb so kurz wie möglich fassen, in der Befürchtung, immer noch zu ausführlich zu werden.
Als den letzten Ursprung der „Christusmythe" nimmt Arthur Drews — und mit ihm mehrere andere Forscher — den Ster-

nenhimmel an. Die ganze Geburtsgeschichte läßt sich seiner Meinung nach auf astrale Vorgänge zurückführen, und wenn man weiß, welche Bedeutung astronomischem Wissen im Altertum zukam und welche Rolle kosmische Begebenheiten im geistigen Leben der alten Völker spielten, wird man in dieser Auffassung gewiß nichts Merkwürdiges finden. Die auffallende Übereinstimmung in den Geburtsgeschichten aller vorchristlichen Heilande und Göttersöhne läßt nach Drews keinen Zweifel darüber, „daß allen diesen Geschichten derselbe Vorgang zugrunde liegt, und dies ist eben die Geburt des Sonnenknäbleins in der Nacht der Wintersonnenwende, dessen Mutter die Himmelsjungfrau ist, und das alsbald von den Ungeheuern der Finsternis verfolgt, aber auf wunderbare Weise gerettet wird" („Marienmythe", 26). In der Mitternacht der Wintersonnenwende, wenn die Sonne im Zeichen des Steinbocks durch den unteren Meridian hindurchgeht und das Sternbild der Jungfrau („Beth Lehem"!) durch seinen Aufstieg im Osten den Vorgang ankündigt, findet die Geburt statt. „Alsdann nämlich befindet sich der Krebs im Scheitelpunkte des Beschauers: das Sternbild des Krebses aber besteht aus dem Sternhäuflein der ‚Krippe' und den beiden ‚Eseln' oberhalb und unterhalb der Krippe. Und da nun südlich vom Krebs die himmlischen Ochsen zu erblicken waren, die auf unseren Globen zur Gestalt des ‚Einhorns' zusammengezogen sind, so konnte auch aus diesem Grunde gesagt werden, daß der Christus, die neue Jahressonne, zwischen Ochs und Esel in einer Krippe gelegen habe und somit in einem Stalle oder einer Höhle geboren sei. Als solche aber haben wir die Milchstraße zu betrachten: sie erreicht beim Untergang des Steinbocks ihren höchsten Stand und wölbt sich wie eine Höhle oder Grotte über den Sternhimmel, den die Sonne während der dunklen Zeit des Jahres durchwandert" (a. a. O. 105/106). Auf die übrigen Übereinstimmungen, die Drews in Fülle nachweist, müssen wir hier verzichten. Tatsache ist jedenfalls, daß wir den Mythus von der Geburt der Sonne zur Zeit der Wintersonnenwende durch das ganze vorchristliche Altertum hindurch unter den verschiedensten Formen und Gestalten verfolgen können und daß der Kampf der Sonne mit den feind-

lichen Mächten der Finsternis bei allen Völkern als Göttermythe anzutreffen ist.
Herman Wirth hat ihn bereits für den vorgeschichtlichen Norden nachgewiesen, und wahrscheinlich hat er sich von hier aus mit den Zügen der Nordatlantier sowohl nach dem Süden als nach dem Osten hin ausgebreitet. Nur hier im hohen Norden, wo das Wiedererscheinen der Sonne ein kosmisches Erlebnis von größter Wichtigkeit und Eindringlichkeit war, konnte der Mythus überhaupt entstehen. „Nur dort konnte die scharfe Scheidung der Jahreshälften vorgenommen werden, nur dort konnte die Sonne bis ins Innerste der Seele Gewißheit für den lebenerneuernden schöpferischen Urgehalt der Welt werden" (Rosenberg, 25). Hier wurde der „Sohn" zum Inbegriff der kosmischen Weltordnung, des Weltgesetzes und der ewigen Wiederkehr. Das Jahr ist hier „die Offenbarung Gottes, des Weltengeistes, durch seinen Sohn, in Zeit und Raum" (Wirth, „Was heißt deutsch", 15). Unter den Sinnbildern des Jahres und der Sonne als seinen Bestimmungszeichen erscheint er in den vorgeschichtlichen Felszeichnungen Skandinaviens und Nordamerikas. „Es ist der Thor oder Thur der skandinavischen Runengrabsteine, der Thor der Edda, der Sohn Allvaters und der Erde, der Hammer- (Axt-) und Jahrgott der skandinavischen Bauernstabkalender. Von diesem ‚Erdensohn' der Edda berichtet uns ein Jahrtausend früher Tacitus als von einer alten Stammesüberlieferung der Germanen Deutschlands: Tuisco bzw. Tiwisko, ‚Sohn Gottes', der auch als Jahrgott der ‚Zwiefache' Tuisto hieß, wäre von der Mutter Erde geboren. Von ihm stamme der erste Mensch, Mannus, und von diesem die drei großen Stämme der Germanen als Manniskones, Mannus-Nachkommen, ‚Menschen'" (Wirth, a. a. O.). In den folgenden Beispielen aus allen Kulturbereichen der Erde ist der sonnenhaft-astrale Charakter der Gestalt des menschgewordenen Gottessohns nicht immer unmittelbar mehr erkennbar, ihrem innersten Wesen nach ist sie aber wohl auch in diesen Fällen auf die Geburt der Sonne zur Zeit der Wintersonnenwende zurückzuführen.
Im alten Sumer heißt der Erlöser Tammuz oder Damuzi, das rechte, „eingeborene Kind"; um 2600 v. Zw. wird er erstmals

inschriftlich erwähnt. Er ist Sohn, Bruder, Geliebter und Gatte der Muttergöttin, sein Tod- und Auferstehungsschicksal wird in den Tammuz-Kultliedern, die sich in der Bibliothek Assurbanipals (668—626 v. Zw.) fanden, besungen und betrauert. In Babylon treffen wir ihn wieder. Drews meint, daß die ursprüngliche Geschichte der Geburt Christi, wie sie im Lukasevangelium noch durchschimmert, nichts anderes als die Geburtsgeschichte des Tammuz gewesen sei. Die Geburtsgrotte zu Bethlehem war von alters her ein Heiligtum des Tammuz und dieser ist nach dem Zeugnis des Hieronymus dort noch von der Zeit Hadrians (117—138) bis auf diejenige Konstantins (306—337) verehrt und beklagt worden. Auch mit David identifiziert ihn Drews. Denn Tammuz führte in Syrien auch die Namen Dâud, Dodo, Dôd oder David, was der „Liebling" heißt. Daraus erklärt sich, warum Bethlehem in der Bibel die Stadt Davids genannt wird. „Adonis, Tammuz und David sind eben nur verschiedene Namen für die gleiche Gottheit, den Sohn und Liebling der ‚großen Göttin' Istar oder Mary amma (Mutter oder Amme Ma, Maja, Maria)" (Drews, a. a. O. 79).

Um das Jahr 2000 v. Zw. wird in Babylon der Kult eines einheitlichen Reichsgottes eingeführt, Marduk mit Namen. Er ist Baal, der „Herr", Sohn der Ischtar, der den Drachen Tiamat, die finsteren Mächte der Unterwelt, besiegt. Wie Christus erduldet er Martern, wird gefangen, getötet und begraben, befreit und steht wieder auf. Ihm folgt eine lange Reihe von vergotteten Königen, Heilanden und Erlösern: Hammurabi, Sanherib, der Gründer Ninives, Sargon, Gilgamesch, Assurbanipal und andere mehr. König Sargon (722—705 v. Zw.) bekannte von sich: „Meine Mutter war Jungfrau, mein Vater unbekannt", und das, obgleich jedermann wußte, wer sein Vater war und woher er stammte; aber alle Göttersöhne und Heilande haben, wie Christus, keinen irdischen Vater. In der Geschichte Sargons taucht auch ein anderer Zug der Geburtsgeschichte Jesu auf: die Lebensgefahr, in der sich der Knabe befindet. Jesus muß mit den Eltern vor den von Herodes ausgesandten Mördern fliehen, Sargon wird gleich nach der Geburt in einem Kasten von Schilfrohr dem Euphrat überant-

wortet, wo er von Aki, dem Wasserschöpfer, gefunden und erzogen wird. Noch größer ist hier die Ähnlichkeit, wie man sieht, mit der Aussetzung des Moses, und es ist durchaus möglich — da der Pentateuch ja kein Werk des Moses und die Geschichtlichkeit der Gestalt überhaupt fraglich ist —, daß hier eine babylonische Einwirkung auf die Erzählung im Alten Testament vorliegt.

In Phönizien wird der Erlöser Tammuz-Adonis von einem Bären oder einem Eber, den sich dem Lenz entgegenstemmenden winterlichen Kräften, zerrissen. Die „große Mutter" trauert in den Felsspalten um ihr Kind, zur Frühlingszeit gebiert sie den Geliebten wieder. Im übrigen westsemitischen Kulturgebiet erscheint Adonis auch unter dem Namen Hadad-Rimmon, um den alljährlich zu Aleppo geklagt und gejubelt wurde. Seine Mutter heißt in Syrien Atargatis oder Derketo, in Phrygien Nana, die den Sohn, Attis, durch eine in ihren Schoß gefallene Mandel auf übernatürliche Weise empfängt.

In Ägypten war der Apis, der „große Gott" in Stiergestalt, auf wunderbare Weise, durch einen Blitzstrahl, geboren. Osiris, der als ein vergotteter König der Urzeit gedeutet wird, ist wie Christus ein sterbender und wiederauferstehender Gott. Später wurde jeder Herrscher nach seinem Tode zu einem „Osiris" und die Wiedererweckungszeremonien des Gottes in das Totenritual der Könige aufgenommen. Im sogenannten „Totenbuch" aber wird überhaupt *jeder* Tote als „Osiris" angeredet. Die große ägyptische Mutter ist Isis, die Gattin, Schwester und Geliebte des Osiris, ursprünglich eine Kuh, die, als Jungfrau, durch einen Sonnen- oder Mondstrahl befruchtet worden sein soll. Am Abend der Wintersonnenwende wurde ihr zu Ehren eine Kuh siebenmal um ihren Tempel herumgeführt. Auf Bildern erscheint sie mit dem Sonnenkinde Horus auf dem Schoß, das an einem bestimmten Tage in einer Krippe zur Anbetung ausgestellt wurde. Beide sind das unmittelbare Vorbild für die christliche Maria mit dem Jesuskinde. Der englische Forscher Flinders Petrie hat nachgewiesen, daß das bekannte und früher wie heute allgemein gebräuchliche Christusmonogramm ☧, das sich angeblich aus den griechischen Anfangsbuchstaben des Namens „Jesus Christus" zusammensetzt, nichts anderes als

das in Ägypten üblich gewesene Symbol des Gottes Horus ist (bei Chamberlain, 558, Anm. 1); es ist jedoch noch älter, wie wir noch sehen werden. Die Pharaonen wurden allgemein als auf Erden weilende Götter angesehen und als „Sohn des Gottes Ammon" bezeichnet. Besondere Verehrung genoß in dieser Beziehung in spätester Zeit Ptolemaios I. (323—285 v. Zw.), der ehemalige Heerführer Alexanders des Großen, dem als Retter und Heiland gehuldigt wurde.
Tief eingewurzelt ist die Idee eines von Gott gesandten Heilands und Welterlösers in Persien und Iran. Zarathustra ist der iranische „Heiler des Lebens und der Welt". Seine Mutter heißt Dughdo. Nach fünf Monaten, zwanzig Tagen und einer Nacht empfängt sie den Sohn in unbefleckter Schwangerschaft. Aus einer finsteren Wolke, so träumt ihr, stürzen sich gleich darauf die wilden Tiere aus Ahrimans Heer auf sie. Das wildeste reißt ihr den Leib auf, um Zarathustra zu vernichten, ein Engel jedoch legt das Kind wieder in den Mutterleib zurück und verkündet ihr die frohe Botschaft, daß sie des Heilands der Welt genesen soll, unter dessen Herrschaft der Tiger an der Seite des Lammes zur Tränke gehen wird. Die Magier suchen Zarathustra bei seiner Geburt zu verderben, werfen ihn auf eine Straße, auf der die Herden zur Weide ziehen, damit er von den Ochsen zertreten wird, er wird jedoch gerettet und erhalten und tritt sein Erlösungswerk unbekümmert um die Mächte der Finsternis an.
Der persische Heiland Mithras ist Zarathustra nahe verwandt und mehr oder weniger seine Wiederverkörperung. Seine Mutter heißt Mihr oder Anahita, „die Reine", und hat ihn ebenfalls unbefleckt empfangen. Der mit Mithras identische Saoshyant ist von der Jungfrau Eredhatfedhri in wunderbarer Weise während eines Bades im See Vourukasha durch den Samen Zarathustras empfangen worden. Bei der Geburt Mithras-Saoshyants kommen Hirten und Könige, ihm zu huldigen, und nach einem arbeitsreichen Leben für das Wohl der Menschheit stirbt er den Tod am „Herbstkreuz". Drews hält den Geburtsmythus des Mithras neben dem des Tammuz für eine der unmittelbaren Quellen der Geburtsgeschichten Jesu in den Evangelien. Als ein vermittelndes Zwischenglied betrachtet er

dabei den Mythus des Cyrus (559—529 v. Zw.), des Gründers des Perserreiches, der nach Herodot auf Befehl seines Großvaters Astyages infolge eines warnenden Traumes ausgesetzt, durch einen Hirten aber errettet und an Sohnes Statt angenommen worden sein soll. In den Ställen seines Pflegevaters soll er sich besonders gern mit den Rindern (man denke an den Ochsen in der Geburtsgrotte!) beschäftigt haben, am Ende seiner Tage erlitt er der Sage nach auf Befehl der Skythenkönigin Thomyris den Kreuzestod. Von den Juden wurde er, da er sie aus der babylonischen Gefangenschaft entlassen hatte (536 v. Zw.), als Messias gefeiert (Deut. Jes. 44, 28; 45, lf.); über diesen Weg dürfte seine Geschichte ins Christentum eingedrungen sein und sich mit dem Mythus von Jesus vermischt haben. Ähnliche Züge wie in diesen Erlösergeschichten tauchen auch noch in dem spätpersischen Religionssystem der Manichäer auf. Mani, der Stifter der Sekte (215—273), wurde wie Christus gekreuzigt und sein Leichnam geschunden, sein Vorgänger Therebinthos behauptete, von einer jungfräulichen Mutter geboren und von einem Engel im Gebirge aufgezogen worden zu sein.

Auf eine sehr große Zahl von Göttersöhnen und Heilandsgestalten stoßen wir in Indien. Hier wird Agni, der Feuer- und Sonnengott der vedischen Zeit, als „Licht der Welt" von seinem himmlischen Vater auf die Erde gesandt. Er ist wie alle anderen ein Jungfrauensohn, bei dessen Geburt die Rinder ebenfalls eine große Rolle spielen und die selbst in einer Höhle, nämlich dem Loch der beiden übereinandergelegten Hölzer, aus denen man das Feuer vermittels eines Quirlstabes herauszubohren pflegte, vor sich geht. Während seiner ferneren Laufbahn ist Agni Götterbote und Mittler zwischen Gott und Welt. Neben ihm steht Vishnu, ursprünglich gleichfalls ein Sonnengott, der später zum persönlichen Erlöser wird. Er steigt bald in menschlicher, bald in tierischer, bald in übermenschlicher Gestalt auf die Erde herab, um hier gute und wunderbare Werke zu verrichten. Sein Widerpart ist Shiva, der Zerstörer, die Inkarnation der wilden, chaotischen Kräfte. Eine Reinkarnation Vishnus ist Kalki, ein ritterlicher Herr und Heros, der am Ende des schlechten Kali-Yuga, des Weltalters, in dem

wir jetzt leben, mit einem leuchtenden Schwert in der Hand auf einem weißen Pferd geritten kommen wird, um die Guten zu belohnen und die Bösen zu richten und den Weltuntergang heraufzuführen.
Die Geschichte des Gottes Krischna, ursprünglich wohl ebenfalls ein Heros, könnte direkt aus der Bibel abgeschrieben sein, wäre ihres Alters wegen nicht das umgekehrte möglich und die Vermutung aus inneren Gründen wahrscheinlich. Genau so wie von Christus wird von ihm erzählt, daß sein Vater ein Dorfzimmermann mit Namen Josa oder Jesa — selbst der Name kommt hier also dem biblischen, Joseph, sehr nahe oder ist derselbe — gewesen sei und aus der königlichen Linie der Yadu oder Yudava, wie Joseph aus dem Geschlecht Davids, gestammt habe. „Ein Stern verkündete Krischnas Geburt in der Wintersonnenwende, und er wurde in einem Gefängnis oder einer Höhle unter Kuhhirten zur Welt gebracht, wobei seine Geburt sich unter einem Regen von Blumen und beim Klange himmlischer Musik vollzog und Hirten kamen, um ihm Geschenke darzubringen. Sein Oheim Kansa trachtete dem Neugeborenen nach dem Leben. Er verrichtete zahllose Wunder, nahm teil an einem letzten Mahle mit seinen zehn Schülern und wurde zum Tode verurteilt durch Kansa und, dreiunddreißig Jahre alt, in der Frühlingsgleiche zu Kusinara gekreuzigt, nach anderen durch einen Schuß in die Ferse getötet, wie Achilleus. Um die Toten zu richten, stieg er in die Unterwelt hinab, verweilte dort drei Tage und drei Nächte, worauf er wieder auf der Erde erschien, um leiblich zum Himmel aufzufahren, ein Ereignis, das alljährlich im Hulifeste gefeiert zu werden pflegt. Zu seinen Heiltümern (Sakramenten) gehören das Abendmahl und die Taufe, zu seinen Sinnbildern gehört das Kreuz, wie denn auch sein Tempel zu Mathura in Kreuzesform gebaut ist" (Drews, „Marienmythe", 46).
Eine Wiederverkörperung des Krischna führt den Namen Vicramaditya, „der Gekreuzigte", und ist der Sohn einer Jungfrau Maya und des Zimmermanns Daksha. Seine Geschichte ist dieselbe wie die Krischnas, und auch zu seinen Sinnbildern gehört das Kreuz. Zur Erklärung des inneren ethischen Gehalts der Gestalt Krischnas läßt der Dichter der

Bhagavadgîtâ Gott sprechen: „Immer wieder und immer wieder, wenn Erschlaffung der Tugend eintritt und das Unrecht emporkommt, dann erzeuge ich mich selbst (in Menschengestalt). Zum Schutze der Guten, den Bösen zum Verderben, um Tugend zu festigen, werde ich auf Erden geboren" (Bhagavadgîtâ IV, 7 u. 8; Chamberlain, 556).
Ähnlich wie die Geburt Krischnas spielt sich diejenige Buddhas (um 557—477 v. Zw.) ab. Auch er wird vorher verkündet und von der „Jungfrau" Maya, der tugendhaften Gemahlin des Königs Suddhodana, geboren. Eines Nachts träumte ihr, ein junger weißer Elefant klettere in ihren Schoß, unbefleckt empfängt und gebiert sie das Kind. Wunderbare Begebenheiten spielen sich bei dem Ereignis ab, überirdischer Glanz erfüllt den Weltraum, Könige kommen, um dem Erlöser zu huldigen, der weise Brahmane Asita prophezeit seine künftige Größe. Er wird im Tempel dargestellt, verfolgt und gerettet, als Zwölfjähriger von den Eltern gesucht und bei den Brahmanen lehrend gefunden. Herangewachsen nimmt er ein Weihebad (die Taufe) im heiligen Fluß, geht in die Wüste und fastet, wird vom bösen Geist versucht, besiegt ihn und wählt zwölf Jünger, darunter neben zwei anderen Bevorzugten den Lieblingsjünger Ananda (der Johannes der Evangelien) und ein Verräter, der Judas Devadatta, sein Vetter, der ihm nach dem Leben trachtet, weil er ihn nicht zu seinem Nachfolger bestimmen will. Achtzig Schüler werden zu zwei und zwei in die Welt gesandt, ein Mädchen aus dem Volke preist seine Mutter selig, er selbst ist arm und heimatlos und kennt seine Verwandten nicht. Eine Sünderin wirft ihm vor, daß er die Sünder bevorzuge. Dann wandelt er wie Christus auf dem Wasser, steigt in die Hölle hinab und fährt in den Himmel, zieht feierlich in die Hauptstadt ein und stirbt. Bei seinem Tode, den er voraussieht, bebt die Erde, die Sonne erlischt, ein Meteor fällt. Seine Lehre besteht wie die Christi aus Predigten, Seligpreisungen und Gleichnissen, sie fordert Verachtung der irdischen Güter, Demut, Feindesliebe und Selbstüberwindung.
Viele der indischen Götter waren ursprünglich Heroen, kenntnis- und erfindungsreiche, siegreiche und starke Menschen, an denen der Deifizierungsprozeß oft schon zu ihren Lebzeiten,

spätestens kurz nach ihrem Tode zu arbeiten begann. Indem sie wußten und vermochten, was anderen zu wissen und zu tun unmöglich war, wurden sie die „Mächtigen", „Wissenden", „Guten", „Schöpfer" und „Könige" und damit zu Führern. Und da der Inder von Urzeiten her besonderen Wert auf geistige Fähigkeiten, Wissen und Sehergabe legte, so versetzte er Menschen, die sich im Besitz solcher Fähigkeiten befanden, die Weisen und Lehrer des Volkes, besonders gern unter die Götter. Solche vergöttlichten Menschen sind die Rishis, heilige Seher, die den Veda erschauten und ihren Nachkommen überlieferten. Gewöhnlich werden ihrer sieben angenommen, die in den sieben Sternen des Großen Bären verewigt sein sollen. Ihre Namen wechseln jedoch häufig, je nach den Texten, und der ganze Begriff des Rishi hat im Laufe der Zeit überhaupt einen Bedeutungswandel durchgemacht. Einige von ihnen gelten als geistentsprossene Söhne des Gottes Brahma, die bei der Weltschöpfung mitwirkten, sie werden Brahma-Rishis oder Prajâpatis genannt; andere sind die Deva-Rishis, die unter den Göttern wohnen und in ständigem Verkehr mit ihnen stehen; die Râja-Rishis sind Seher von königlicher Abkunft; die Mehrzahl von ihnen aber hat sich zu niederen Heiligen entwickelt, die durch Kasteiungen überirdische Wirkungen in der Meditation erzielten und einer späteren Zeit mit veränderten Idealen als sittlich-religiöse Vorbilder erschienen.
In China stoßen wir im Kaiserkult, von dem später noch ausführlicher zu sprechen sein wird, auf einen ähnlichen Vorgang der Deifizierung, der Vergottung besonders bevorzugter Personen. Zur Zeit des Wahlkönigtums schon wird das Oberhaupt des Reiches als Ti, „der Göttliche", bezeichnet, und in der späteren Staatsreligion ist der offizielle Titel des Kaisers „Sohn des Himmels". Um die unerkennbare und unnahbare Gottheit jedoch nicht zu stark an das Menschengeschlecht zu fesseln, ließ man den Herrscher nicht von Schang-ti, dem Schöpfer und Lenker des Universums, sondern von einem der fünf regionalen Götter abstammen, die ihrem Rang und Wesen nach nur Halbgötter waren. Auch im Shintoismus Japans wird der Kaiser schon zu Lebzeiten vergöttlicht, jeder andere wird nach seinem Tode zu einem „Kami", zu einem Familiengott, dem

gewisse Ehren und Opfer zukommen. Dieser Ahnenkult läßt sich bereits bei den Naturvölkern in verschiedenen Formen nachweisen.
Im tibetanischen Lamaismus gelten eine ganze Reihe von hohen Priestern als Fleischwerdungen von Göttern oder Heiligen. Stirbt einer von ihnen, dann geht die göttliche Substanz sofort in ein neues Wesen über, und Aufgabe der Kirchenbeamten ist es dann, das Kind zu ermitteln, in dem der Geist des Verstorbenen Wohnung genommen hat. Dabei wird vor allem darauf gesehen, ob bei der Geburt eines Kindes, das bald nach der Geburt des Inkarnierten zur Welt gekommen ist, außergewöhnliche Ereignisse vorgefallen sind, ob z. B. Bäume im Winter geblüht haben oder Kranke durch seine Berührung geheilt wurden usw. Knaben, bei denen derartiges der Fall war, werden in das Kloster gebracht, in dem der verstorbene Oberpriester lebte, und dann durch das Los oder durch Wahl in ihre hohe Würde eingesetzt. An der Spitze aller dieser Erwählten aber stehen wieder zwei besonders Begnadete, die beiden Groß-Lamas, von denen der sog. Dalai-Lama in Lhasa, der Tashi-Lama in Tashilhumpo residiert. Sie sind die höchsten irdischen Erscheinungsformen Gottes.
In Griechenland, mit dem wir wieder nach Europa zurückkehren wollen, ist die Zahl der menschgewordenen Göttersöhne, Heilands- und Erlösergestalten, eine fast unübersehbare. An die Möglichkeit einer vorübergehenden Erscheinung eines Gottes auf Erden, einer „epiphaneia" (daher der Name des christlichen Epiphaniasfestes), haben die Griechen stets geglaubt, und später glaubten sie auch, ein Gott — oder mehrere Götter — weile dauernd unter ihnen. Apollon, Dionysos, Orpheus, Zeus und Asklepios, sie alle sind schon „Erlöser" im christlichen Sinne. „Diese hochverehrten Wesen nahmen den Eingeweihten die Furcht vor dem Tode und gaben ihnen die Gewißheit eines ewigen Lebens in Freude und Glück" (Lamer, 434). Gern erzählt die Sage von dem Gott, der erst verkannt und nur von wenigen begriffen, von seinen Gegnern verhöhnt und in Bedrängnis gesetzt wird, bis er plötzlich seine Kraft enthüllt und durch Wundertaten seine Göttlichkeit legitimiert. Daneben kennt die griechische Sage und Geschichte eine große

Anzahl von vergotteten Menschen, wie ja der Philosoph Euhemeros (um 300 v. Zw.) überhaupt die Ansicht vertrat, daß alle Götter und Halbgötter ursprünglich nichts anderes als ausgezeichnete Menschen gewesen seien, die man nach ihrem Tode verehrt habe. Eine scharfe Grenze zwischen Menschwerdung und Vergottung läßt sich oft in der Tat nicht ziehen.

Die meisten Züge der im Vergangenen geschilderten Geburtsmythen treffen wir in Griechenland wieder. Nach der Hesiodischen Theogonie ist Zeus ein Erlöserknabe wie Krischna oder Christus. Urvater Kronos verschlingt seine Kinder, nach der Geburt des Zeus, die in einer Grotte des Ida stattfindet, aber umwickelt Rhea einen Stein mit Ziegenhaar und bietet diesen ihrem furchtbaren Gatten zum Verspeisen dar. Das Kind wird gerettet, die Ziege Amalthea säugt es auf. Es wächst heran, wird Soter und erschlägt schließlich den greisen Kronos im Titanenkampf. Sohn des Zeus und der Prinzessin Semele ist nach griechischer Sage Dionysos — nach anderer Überlieferung wurde er in Ägypten geboren, in einer Kiste auf dem Nil ausgesetzt, angeschwemmt und gerettet — dessen Auftreten besonders durch den starken Widerstand charakterisiert wird, den er, in seiner Sendung verkannt, bei seinem Erscheinen findet. Da er der Gott des Weins ist, hat man die Tatsache als eine Erinnerung an Kämpfe beim Aufkommen des Weingenusses gedeutet. Homer berichtet darüber, Euripides hat ein Drama daraus gemacht, und „in den apokryphen christlichen Erzählungen von den Fahrten und Taten der Apostel lebt der alte Stoff (in umgeprägter Form) kräftig wieder auf" (Radermacher, 109). Dionysos erscheint zum Schutz und zur Rettung der Menschen auf der Erde, er zieht durch die Länder, um Heil und Frieden auszubreiten. Wie Jesus wandelt er auf dem Meere, geht durch die wasserlose Wüste, von wilden Tieren umringt, tötet einen Titanen und verkündet dem Volke, er sei gekommen, die Sündhaftigkeit zu bestrafen und die Guten zu belohnen. Und wie Christus speist und tränkt er das Volk auf wunderbare Weise, indem er Öl und Wein, Wasser und Getreide aus der Erde entspringen läßt.

Auch die Zeussöhne Apollo und Hermes sind Heilande und Erlöser. Apollo, der Gott der Sonne und des Lichtes, der Mu-

sik und der Heilkunst — als solcher ist er Vater des Asklepios — Hermes, der Gott und Führer in die Unterwelt, wohin er die Seelen zu ewigem Leben führt. Wie sein Vater soll Hermes in einer Grotte geboren worden sein, und auf Bildern wird er in Windeln in einer Krippe liegend dargestellt. Er ist der gute Hirte, der Beschützer der Herden, Straßen und Kaufleute, und zugleich der Gott der Philosophen und Könige, „der geheimnisvolle Gott, den die ausgehende Antike über Dionysos erhebt, indem sie ihn das Bacchoskind, welches alles vegetative Sein im Kosmos, vor allem aber die Menschheit versinnbildet, auf dem Arme tragen und die trunkenmachende Traube der Erkenntnis von oben herab reichen läßt!" (Feiler, 143).
Asklepios, der Sohn Apollos und der Koronis, der, ursprünglich ein Halbgott und Wunderarzt, um die Wende der christlichen Zeitrechnung als Gott und Soter verehrt wurde, wird als Kind ausgesetzt, gerettet und wie Zeus von einer Ziege genährt, später tut er Wunder und weckt sogar Tote wieder auf. Er floß später mit dem Heilgott der samothrakischen Mysterien, Jasion oder Jasios, zusammen und dürfte als solcher zur Bildung der christlichen Jesusgestalt mit beigetragen haben. Die Kindheitsgeschichte des aus dem Osten eingewanderten Attis (Tammuz-Adonis) ist ganz die gleiche; auch er wird ausgesetzt und durch eine Ziege oder einen Ziegenhirten am Leben erhalten, später selbst Hirte und durch einen wilden Eber, das „Sonnwendtier", tödlich verwundet. Nach anderen Sagen soll er sich im Wahnsinn selbst entmannt haben oder von seiner Mutter-Geliebten Kybele und deren Löwen im Liebesrausch zerrissen worden sein. Kybele selbst wird als Kind von ihrem Vater auf dem Berge Kybelos ausgesetzt und von Panthern und wilden Tieren aufgezogen.
Erlöser und Mittler ist ferner Orpheus, ein alter thrakischer Gott, der später zu einem Sänger wurde, der durch seine Harmonien alle Wesen bannt und leitet, und der Tod und Unterwelt überwindet und die Geheimnisse des Jenseits kennt. Wie stark sein Kult auf das Christentum einwirkte, wurde früher bereits durch den Hinweis auf die Tatsache festgestellt, daß die angeblichen Christusbilder in den Katakomben alle Darstellungen des Orpheus sind.

Unter den Göttinnen verdient Aphrodite erwähnt zu werden, die dem Meer entstiegene Göttin der Schönheit und der Liebe, die gelegentlich in ärmlicher Verkleidung auf der Erde erscheint, um unerkannt die Frömmigkeit der Menschen auf die Probe zu stellen, Gute zu belohnen und Böse zu bestrafen. Als unscheinbares Mütterchen erschien so einst bei dem Fährmann Phaon auf Lesbos und bat, zum gegenüberliegenden Festland übergesetzt zu werden. Zum Lohne dafür, daß der Jüngling ohne Widerstreben ihrem Befehl gehorchte, schenkte ihm die Göttin die Gunst, daß sich alle Frauen in ihn verlieben mußten.
Unter den Halbgöttern und Heroen gelten Herakles und Perseus, Erechthonius und Minos für Jungfrauensöhne. Minos, der sagenhafte König von Kreta, der seinem Volk im Auftrag des Zeus das Gesetz gegeben haben soll und in dem man es vielleicht mit einer historischen Person zu tun hat, ist Sohn des Zeus und der Europa; Erechthonius (oder Erechtheus) der Sohn der keuschen Pallas Athene. Bei Perseus, dem Sohn des Zeus und der Danae, stoßen wir wieder auf die Aussetzungsgeschichte. Der König Akrisios von Argos erhält das Orakel, daß er durch seinen Enkel sterben werde. Als seine Tochter dann mit Perseus niederkommt, sperrt er Mutter und Kind in einen Kasten und übergibt sie dem Meere. Auf der Insel Seriphos, wo der Kasten angeschwemmt wird, werden sie gastlich aufgenommen und Perseus wächst in der Fremde zum Helden heran. Die alte Zeit des Akrisios wird durch ihn überwunden. Daß die Mutter selbst ihre Kinder aussetzt, erleben wir an Antiope, die ihre von Zeus empfangenen Zwillinge Amphion und Zethos in einer Grotte in Windeln gewickelt liegen läßt, wo sie durch einen Hirten gefunden werden. Herakles (Herkules), der Sohn des Zeus und der Alkmene, muß gleich nach seiner Geburt schon mit Schlangen kämpfen, die Hera, welche Zeus' Kinder von Nebenfrauen stets mit ihrem Hasse verfolgt, zu seiner Vernichtung ausschickt. In der griechischen Spätzeit, besonders in der Literatur der Gnostiker, wird er zum „Heiland der Heiden und... unbedenklich neben Moses und Christos als ein Gesandter Gottes genannt" (Feiler, 109). Von seinem Tod wird später die Rede sein.

Unter den historisch nachweisbaren vergotteten Menschen finden wir sowohl Könige und Feldherrn wie Denker und Philosophen. So wurde Lysander (gest. 395 v. Zw.), der Griechenland von dem 27jährigen Elend des peloponnesischen Kriegs befreite, zum Gott erhoben; doch war seine Vergottung eine zeitlich sehr beschränkte, denn als sein politisches System zusammenbrach, mußte er in die Verbannung gehen und wurde aller Würden für verlustig erklärt. Nicht besser erging es dem jüngeren Dionysios von Syrakus (367—344 v. Zw.), der sich für einen Sohn des Apollo ausgab. Als solcher galt auch Seleukos I. Nikator (gest. 280 v. Zw.), ein berühmter Feldherr Alexanders des Großen, der in Indien gekämpft hatte und nach der Eroberung Syriens den Königstitel annahm. Alexander (336 bis 323 v. Zw.) selbst galt gleichfalls als ein Jungfrauensohn, seine Mutter Olympia sollte ihn durch einen Blitzstrahl, der in der Hochzeitsnacht in ihren Schoß einschlug, empfangen haben; nach anderer Sage hatte ihr Zeus in Gestalt einer Schlange beigewohnt. In Ägypten wurde er, nachdem ihn in der Oase Siwa der Ammonspriester mit dem offiziellen Titel „Sohn des Ammon" angeredet und begrüßt hatte, als Pharao und damit als Gott auf Erden anerkannt, worauf man ihn auch in Griechenland als „Gott Sohn" verehrte. Seinen Freund und Feldherrn Hephaistion (gest. 324 v. Zw.) ließ er nach dessen Tod vergöttlichen, die Diadochen, Alexanders Nachfolger, führten den die Person des Herrschers vergottenden Kaiserkult dann offiziell ein.
Von den Philosophen galt Pythagoras (um 580—500 v. Zw.) als ein Sohn des Apollo, während Empedokles (490—430 v. Zw.), der als Arzt, Priester und Wundertäter umherzog und sich schließlich in den Feuerschlund des Ätna stürzte, von sich selber sagt: „Ich aber wandle jetzt als unsterblicher Gott, nicht mehr als Sterblicher vor euch; man ehrt mich als solchen allenthalben, wie es mir zusteht, indem man mir Tänien (Binden) ums Haupt flicht und blühende Kränze. Sobald ich mit diesen Anhängern, Männern und Frauen, die blühenden Städte betrete, betet man mich an, und Tausende folgen mir nach, um zu erkunden, wo der Pfad zum Heile führt" (Leisegang, 84; Capelle, 247). Auch von Plato (427—347 v. Zw.)

ging die Sage, daß er ein Sohn Apollos sei. Sein Neffe Speusippos erzählt in der Leichenrede auf den Philosophen, daß einem in Athen umgehenden Gerücht zufolge sein Vater Ariston vergeblich versucht habe, seiner Gattin Periktyone ehelich beizuwohnen, und daß, nachdem er davon abgestanden sei, ihm Apollo erschienen sei und er darauf sein Weib bis zur Entbindung nicht wieder berührt habe. So nennt Cicero den Plato einen „Gott" unter den Philosophen, was der „christliche Cicero", der Schriftsteller Lactantius (gest. um 325 n. Zw.) dahingehend erläutert, daß man sich dadurch seine Macht und Weisheit verständlich zu machen versucht habe, durch die er alle Menschen überragte.
In späterer Zeit (im 1. Jahrh. n. Zw.) wurden von Apollonius von Tyana, den seine Landsleute für einen Sohn des Zeus hielten, ähnliche Wunder und Taten wie von Jesus berichtet, und es ist möglich, daß sein Biograph Philostrat (3. Jahrh.) mit der Aufzeichnung dieser Wunder den absichtlichen Zweck verfolgte, den Christen Konkurrenz zu machen; jedenfalls benutzte Hierokles, der „Christenbestreiter" und Statthalter von Bithynien, den Philostrat'schen Bericht in diesem Sinne in seinem Kampf gegen das Christentum. Die Aretalogie, d. h. Wundererzählung wurde danach allgemein eine sehr beliebte Literaturgattung und schoß allerorten empor.
In der Gnosis vergeistigt sich der Begriff des Gottessohnes und Erlösers unabhängig von einer geschichtlichen Person zum Logos, zur Weltvernunft, oder Demiurgos, zum Weltbildner, und Paraklet, zum Heiland und Tröster, zum völlig pneumatisch gefaßten Mittler zwischen Gott und Mensch. Daneben kennt freilich auch sie Fleischwerdungen des Logos, und als eine solche Logos-Inkarnation trat mit großem Selbstbewußtsein insbesondere der ägyptische Arzt und Zauberer Simon Magus zur Apostelzeit auf, der sich als Sohn einer jungfräulichen Mutter Rahel und als Welterlöser ausgab. Er nannte sich „die große Kraft Gottes" und bekämpfte den Monotheismus des Alten Testaments. An Stelle des Stammesgötzen Jehova lehrte er einen Gott der Götter, der über allen throne und ein Gott der Güte sei. Zu Tyros verbündete sich Simon mit einer dort lebenden Hierodule, einer Tempeljungfrau, die er Helena

nannte und mit der er, um die Schöpfung zu erlösen, durch die Welt zog. Sie hatten auch beide großen Zulauf, heilten Kranke und taten sonst allerlei Wunder und wurden aufs höchste verehrt. Daß die Gnosis einen außerordentlichen Einfluß auf das entstehende Christentum ausübte, wird von der Forschung allgemein zugestanden und betont, ja es ist sogar wahrscheinlich, daß vorchristliche gnostische Sekten schon einen Jesus als gottartiges Wesen und Heilbringer unabhängig von dem christlichen Jesus verehrten, so daß die Geschichtlichkeit des letzteren auch von dieser Seite her einen Stoß erhält.

In Rom wurde der sagenhafte Gründer der Stadt, Romulus, der am Ende seines Lebens in einem feurigen Wagen zum Himmel auffuhr, als Quirinus göttlich verehrt. Er sowie sein Bruder Remus galten als Söhne der Vestalin, d. h. Jungfrau, Rhea Silvia und des Kriegsgottes Mars und wurden gleich nach ihrer Geburt auf dem Tiber ausgesetzt, aber auf wunderbare Weise gerettet und von einer Wölfin gesäugt, bis sie von dem Hirten Faustulus gefunden und erzogen wurden. Servius Tullius, der sechste König von Rom, soll der Sohn des Gottes Vulcan und einer Jungfrau gewesen sein. Als diese eines Tages nach ihrer Gewohnheit Abfälle vom königlichen Tisch in das Herdfeuer schüttete, schoß die Flamme in Gestalt eines Phallus hoch empor. Da befiehlt die Königin dem Mädchen, Brautkleider anzulegen und sich beim Herdfeuer bis zur Geburt des Kindes einzuschließen.

Der aus dem Osten stammende Kaiserkult, dem wir bereits in China, Japan, Ägypten und auch in Griechenland begegneten, vergöttlichte dann jeden regierenden Herrscher. Zuerst nach dem Tode, später in der Regel schon zu Lebzeiten. „Sein unmittelbarer Hintergrund ist die Apotheose des hellenistischen Königtums, in dem sich die orientalische Vorstellung des Gottkönigs mit dem griechischen Heroenglauben und mit spekulativen Ideen über die Gottwerdung bedeutender Menschen verbindet“ (L. Deubner, bei Schmidt, 317). Als „Reichsinstitution und Huldigung an den Herrscher und sein Reich“ (Lamer, 742) wurde er um die Wende unserer Zeitrechnung allgemein und gesetzlich fundiert und trieb oft die groteskesten Blüten. Auch auf die kaiserliche Familie wurde er ausgedehnt,

und jede Familie erhielt einen eigenen Tempel zugewiesen, in dem eigene Priesterschaften die vorgeschriebenen Opfer besorgten. „Die Christen und die Juden lehnten den Kaiserkult zunächst ab, weil er gegen den Monotheismus verstieß. Sie kamen dadurch mit den römischen Behörden in Konflikt und wurden als Staatsverbrecher verfolgt. Allmählich wurde dann der Kaiserkult zu einer bloßen Form; nunmehr führten auch christliche Kaiser, die doch Monotheisten sein wollten, den Titel dominus et deus. ... In dieser veräußerlichten Form lebte der Kaiserkult bis ins 5. Jahrhundert. Auch die noch spätere Zeit beseitigte die Vergottung der Herrscher nicht völlig, sondern milderte sie nur in das Gottesgnadentum ab; daher auch die Krönung der Kaiser durch den Papst" (Lamer, 743).
Der erste, der auf diese Weise zum Gott erhoben wurde, war Julius Caesar (100—44 v. Zw.), der zwar erst nach seinem Tode offiziell als „divus Iulius" von Senat und Volk unter die Götter eingereiht wurde, aber auch schon zu Lebzeiten göttliche Ehren genoß. Ein Denkmal für ihn in Ephesus trägt die Inschrift: „Gaius Iulius Caesar, dem Sohne des Gaius, dem Pontifex maximus (Oberpriester) und Imperator, der jetzt zum zweiten Male Konsul ist (seit 48 v. Zw.), *dem sichtbaren Gott,* Enkel des Mars und der Venus, dem gemeinsamen *Retter der gesamten Menschheit,* in Dankbarkeit Rat und Volk von Ephesus und die anderen griechischen Städte und Völker Asiens" (Zange, 6).
Ihm folgte Gaius Octavius (63 v. — 14. n. Zw.), dem der Senat noch bei seinen Lebzeiten (27 v. Zw.) den Ehrennamen Augustus, d. h. „der Erhabene, Anbetungswürdige", verlieh, und dem in einem besonderen Tempel geopfert wurde; zwei Jahre zuvor (29) wurden ihm bereits Tempel zu Pergamon und Nikomedien errichtet. Er selbst nannte sich (6 v. Zw.) *„des Gottes* (d. h. des verstorbenen Caesar) *Sohn"*, und vor und bei seiner Geburt spielten sich wunderbare Dinge ab. Seiner Mutter sollte Apollo in Gestalt einer Schlange beigewohnt haben und durch Träume den Eltern die Geburt des Kindes angekündigt worden sein. Die Mauern seiner Geburtsstadt Velitrae im Volskerlande (südlich Roms) wurden durch einen Blitzstrahl getroffen und ein befragtes Orakel gab zur

Antwort, daß in der Stadt der künftige Weltherrscher das Licht der Welt erblicken werde. In Rom ereignete sich ein ähnliches Wunder, auf das hin der erschreckte und für seine Herrschaft fürchtende Senat den Beschluß faßte, daß kein in jenem Jahr geborenes Kind männlichen Geschlechtes aufgezogen werden solle; der Beschluß kam jedoch nicht zur Ausführung. Nach der Geburt verschwand Augustus abends plötzlich aus der Wiege und wurde am nächsten Tage auf einem hohen Turme liegend gefunden, das Gesicht der aufgehenden Sonne zugewandt. Die Behauptung, daß man es in seiner Geburtsgeschichte mit einem Plagiat aus den Evangelien zu tun habe, nennt Drews eine nicht aufrechtzuerhaltende Ausrede. „Es handelt sich in allen diesen Fällen übereinstimmender Geburtsgeschichten und hiermit zusammenhängender Züge um Motive, die viel älter sind als die Evangelien, und diese deuten sämtlich letzten Endes auf die Sonne in deren Beziehung auf das Sternbild der Jungfrau am Himmel hin und erweisen sich nur als nähere Ausgestaltungen dieser himmlischen Beziehung" („Marienmythe", 45).

Augustus erschien schon seinen vorchristlichen Zeitgenossen als Heiland und Retter der Welt, als der von allen sehnsüchtig erwartete Welterlöser. In der sog. Inschrift von Priene, die wahrscheinlich aus dem Jahre 9 v. Zw. stammt, heißt es von ihm: „Die Vorsehung, die über allem im Leben waltet, hat diesen Mann zum Heile der Menschen mit solchen Gaben erfüllt, daß sie ihn uns und den kommenden Geschlechtern als *Heiland* gesandt hat; aller Fehde wird er ein Ende machen und alles herrlich ausgestalten. In seiner Erscheinung sind die Hoffnungen der Vorfahren erfüllt, er hat nicht nur die früheren Wohltäter der Menschheit sämtlich übertroffen, sondern es ist auch unmöglich, daß ein größerer käme. Der Geburtstag des *Gottes* (23. September, Herbst-Tag- und Nachtgleiche!) hat für die Welt die an ihn sich knüpfenden Freudenbotschaften heraufgeführt" (Zange, 6). Und ähnlich wird er in einem Bruchstück einer in Halikarnaß aufgefundenen Inschrift als der „väterliche Zeus und Heiland des ganzen Menschengeschlechts" bezeichnet, „dessen Vorsehung die Gebete aller nicht nur erfüllt, sondern auch übertroffen hat, denn es freuen sich

Land und Meer des Friedens“ (a. a. O.). Auf einer seiner Statuen soll der Blitz einst den Buchstaben C aus seinem Titel zerstört und so aus dem „Caesar“ ein „Aesar“ gemacht haben; das aber war in der etruskischen Sprache das Wort für Gott.

Von den späteren Kaisern legten einige — so z. B. Vespasian, Titus und Traian — auf die Vergottung keinen großen Wert, andere dagegen wachten eifrig über die Beobachtung der ihnen zukommenden göttlichen Ehren. Caligula (37—41) z. B. forderte angriffslustig die Aufstellung des Kaiserbildes auch im jüdischen Tempel zu Jerusalem, worüber es schon damals fast zum Krieg mit den Juden gekommen wäre, wenn der Statthalter von Syrien den Kaiser nicht von der Unklugheit und Gefährlichkeit des Unternehmens zu überzeugen vermocht hätte, worauf dieser davon abstand. Auf den Tod und die Himmel- und Höllenfahrt des Claudius (41—54), der sich in seiner göttlichen Sendung gern mit Augustus verglich und die Haruspicien noch einmal vor dem drohenden Untergang rettete, schrieb Seneca, der Erzieher Neros und berühmte stoische Philosoph, eine bissige Satire. Nero (54—68) trug als Abzeichen seiner göttlichen Würde die Strahlenkrone der Sonnengottheit, Domitian (81—96) ließ sich von seinen Hofangestellten stets als „deus noster“ („unser Gott“) anreden, und die Briefe der Prokuratoren an ihn begannen nach seiner Vorschrift mit den Worten: „Unser Herr und Gott befiehlt.“ Die Verweigerung des Kaiserkultes galt seit seiner Regierung als Sakrilegium und Majestätsverbrechen, das gegen die Hoheit des Reiches und seines Herrschers gerichtet war und mit den härtesten Strafen, zuweilen mit dem Tode, geahndet wurde.

Hadrian (117—138) trat im germanisch bestimmten Nordwesten seines Reiches lediglich als der oberste Diener seines Staates auf, der alle Strapazen der Soldaten auf sich nahm, im Süden und Südosten dagegen machte er dem Volksempfinden entsprechende Konzessionen und ließ die Verehrung seiner Person als Heiland und Wundertäter über sich ergehen. Hier ließ er sich in die Leitung der Eleusinischen Mysterien aufnehmen, sich als Sonnengott anbeten und führte selbst den Antinous in Ägypten als Gott ein. Hier heilte er Kranke durch Handauflegen und machte Krüppel gesund, und die Erzäh-

lungen über seine Wundertaten wurden ebenso fest geglaubt, wie später diejenigen der Evangelien über die Taten Jesu.
Auch Mark Aurel (121—180) betrachtete den Kaiserkult an und für sich mit Gleichgültigkeit, hatte aber nichts gegen die ihm vom Volksglauben gezollte Verehrung. Diese ging so weit, daß sich nach seinem Tode fast jeder Römer ein Bild oder eine kleine Statue von ihm zulegte, die sich noch nach mehr als einem Jahrhundert unter den Hausgöttern fanden, ein Beweis, daß er noch lange als Gott und Schutzheiliger in hohem Ansehen stand und das Christentum nur langsam durchdrang.
Seit Aurelian (270—275), der sich wie Domitian mit „Herr und Gott" anreden ließ, erscheint die Bezeichnung „dominus et deus natus" („Herr und geborener Gott") auch auf den römischen Münzen, und noch der christliche Kaiser Konstantin (306—337), der auf dem ersten ökumenischen Konzil zu Nicäa im Jahre 325 die Anerkennung der Gottheit Christi aus politischen Gründen durchsetzte, ließ sich „Eure Ewigkeit und Göttlichkeit" titulieren.
Bei den Germanen ist Odin, der Gott der Könige und Philosophen, ein gekreuzigter Erlöser, der an der Weltesche hängt, vom Speer verwundet. Er sagt von sich: „Ich weiß, daß ich hing am windigen Baum / neun lange Nächte / vom Speer verwundet, dem Odin geweiht / mir selber ich selbst / am Ast des Baums, dem man nicht ansehn kann / aus welcher Wurzel er sproß. / Sie boten mir nicht Brot noch Met; / da neigt' ich mich nieder / nahm Runen auf, nahm sie ächzend: / da fiel ich ab zur Erde." Und wie die Sonne aus der Nacht des Winters wieder zur Höhe emporsteigt, so auch er. „Zu gedeihen begann ich und begann zu denken / wuchs und fühlte mich wohl" (Havamal, Edda 220/221).
Neben Odin steht der nordische Christus Balder, den man abwegig als eine späte germanische Entlehnung aus dem kleinasiatischen Attis-Adonis-Kult zu deuten versucht hat, der aber eine durchaus nordisch-autochthone Gestalt ist. Balder ist wie Odin ein Gott des Lichtes, „der beste der Götter, der weiseste der Asen", der stirbt, zur Hölle niederfährt und wiederaufersteht. „Er ist der Ausdruck für das tägliche Schwinden des Lichtes und seine tägliche Erneuerung oder für das Schwinden

des Sommers und seine Wiederkehr, Naturvorgänge, die wir bei mehreren indogermanischen Völkern dargestellt finden durch die Tötung des strahlenden Helden und seine darauffolgende Wiedererweckung zum Leben. Aber dann wurde Balder in weiterer Entwicklung nicht nur ein Bild für das Licht des Tages, sondern auch für das Licht des Geistes, der Sitte, des Gesetzes, das den Gang der Welt in Bestand erhält. Andererseits wurde dieser Tages- und Jahresmythus den Germanen ein Sinnbild für das Dasein der Welt" (Schlender, 145). Balder wurde deshalb zum Mittelpunkt der großen Welt- und Göttertragödie. „Die Götterdämmerung ist nur eine großartig erweiterte Form desselben Grundgedankens" (H. Schurtz, „Urgeschichte der Kultur", S. 580; a. a. O.).
Eine dritte Heilandsgestalt ist Widar (Vidarr), gleichfalls eine „nur nordische Gottheit" (Schlender). Er ist der Sohn Odins, mit einem mächtigen Schwert bewaffnet und trägt einen dicken Schuh, den er beim letzten Kampf dem Fenriswolf in den Rachen stößt. Er tötet das Ungeheuer und rächt den von dem Todeswolf verschlungenen Odin, er ist also gleichsam der Erlöser des Erlösers. „Der Vergleich mit Jesus liegt auf der Hand", meint Rosenberg bei der Betrachtung der Gestalt (S. 163). Auf christlichen Bild- und Schnitzwerken wird Widar wiederholt dargestellt, so z. B. im Kreuzgang in Berchtesgaden.
Auf die Sage, daß Menschen von Göttern abstammen, stößt man auch im germanischen Kulturkreis gelegentlich. So führten die Wälsungen, aus deren Geschlecht Siegfried hervorging, ihre Abstammung unmittelbar auf den obersten der Götter zurück, und in der Edda kommen sogar die drei Stände der Herren, Bauern und Knechte von dem Gott Heimdall her. Im übrigen aber ist dieser Zug im Norden vereinzelt, und das umgekehrte Vorgehen, daß geschichtliche Menschen vergottet wurden, kommt überhaupt nicht vor. Der über die Grenzen des Menschlichen hinausdrängende und die Unterschiede nivellierende ekstatische Rausch, der hierfür die Voraussetzung bildet — auch wenn dieser Kult wie in Rom in einem späteren Entwicklungsstadium zur bloßen Äußerlichkeit und inhaltsleeren Form herabsinkt — widerspricht germanischer Lebensanschauung und nordischem Seelenstil.

Den stärksten Einfluß übte natürlich die jüdische Erlöser- und Messiashoffnung auf die christlichen Vorstellungen aus. Aus ihr schreibt sich die christliche Heilands- und Erlösersehnsucht direkt und unmittelbar her, weshalb wir auch erst hier auf sie zu sprechen kommen. Daß in die jüdische Gedankenwelt ihrerseits wieder persisch-babylonische Einflüsse hereingespielt hatten, ist früher bereits angedeutet worden und soll hier nur noch einmal kurz erwähnt sein als Hinweis darauf, daß also auch das Judentum keine Originalanschauungen an das Christentum weitergab. Die Geschichte des jüdischen Messiasbegriffs (Messias oder maschiach = der Gesalbte) ist in knappen Strichen die folgende. Messias hieß ursprünglich der König als Vertreter Jahves vor dem Volk und umgekehrt als Vertreter des Volkes vor Jahve, später jedoch wurde das Idealbild und die Erwartung des Messias in die Zukunft verlegt, sollte das Reich der Vollkommenheit (d. h. der jüdischen Weltherrschaft) erst am Ende aller irdischen Nöte und Drangsale errichtet werden. In diesem Sinne feierten die älteren Propheten den Messias als den König der Zukunft, an dem sich die David gewährten Gnadenzusicherungen vollends erfüllen sollten, und beschrieben ihn als einen Helden, der die verheißene Herrlichkeit Israels aufrichten und Jahves Religion auch den Heiden bringen werde. Er sollte die Juden aus der Zerstreuung sammeln und sie in das ersehnte Land ihrer Väter führen, das in gleichlaufender Entwicklung mit dem Messias vom bloßen, nur besonders begnadeten Menschen zum Gottkönig und „Vater der Ewigkeit" von dem geographisch aufweisbaren Palästina allmählich gleichfalls zu einer *himmlischen* Heimat wurde, aus der die Seelen ursprünglich gekommen sind und wohin sie nach ihrem Tode wieder einzugehen trachten. So wurde der Messias schließlich zu einem göttlichen Gesandten von selbst göttlichem Wesen und Eigenschaften, ja er floß streckenweise sogar mit der Person Jahves in eins zusammen. Daß dabei auch hier wieder die wunderbaren und übernatürlichen Geburtsgeschichten auftauchen, ist selbstverständlich. Das göttliche Kind mußte auch auf göttliche Weise und unter allen Zeichen der Auserwähltheit geboren werden. Im folgenden wollen wir uns mit einigen solcher Geschichten des Judentums beschäftigen,

der Messiasbegriff wird dabei in seinen einzelnen Formen und Auswirkungen mit gestreift werden.
Gleich anderen Erlöserkindern soll Abraham — zwar nicht nach dem Alten Testament, aber nach einer arabischen Legende — bei der Geburt von seiner Mutter versteckt gehalten worden sein, weil die Astrologen und Weisen erklärten, daß nach ihren Büchern ein Kind geboren werde, das den Götzendienst ausrotten und den König Nimrod vernichten werde. Auch hier folgt der königliche Befehl, alle männliche Neugeburt zu töten, und Abraham wird in einer Höhle ernährt, ohne daß selbst sein Vater davon weiß. Als er erwachsen und schon alt und grau ist, wiederholt sich das Wunder in seinem Hause. Sarah, sein Weib, der es bereits seit langem nicht mehr „nach der Weiber Weise" ging, gebiert ihm mit 90 Jahren einen Sohn. „Jungfrauengeburt!" Nur nach jüdischer Art und Phantasie. Sarah, die dem Ereignis schon vorher ungläubig entgegengesehen hatte, lacht selber darüber (1. Mos. 21, 6). Und Abraham nannte seinen Sohn Isaak, „der Lacher". Isaak wurde kein Heiland, Jahve versprach ihm nur, durch seinen Samen alle Völker der Erde zu segnen (1. Mos. 26, 4), wonach indessen keins der Völker verlangte.
Die Geschichte des Moses — das ihm vom bösen Pharao drohende Unheil, seine Aussetzung und Errettung — ist bekannt. Drews bezeichnet ihn als das „in jeder Beziehung... alttestamentliche Vorbild Jesu, dessen Geschichte in ihren wichtigsten Zügen derjenigen des Moses nachgebildet ist. So führt auch Jesu Mutter denselben Namen wie die Ziehmutter und mütterliche Schwester des Moses" („Marienmythe", 35). Andere Verwandtschaftsbeziehungen bestehen zwischen Jesus und Josua, schon die ältesten Christen waren sich dessen bewußt. Im Barnabasbrief (um 115 n. Zw.) gilt Josua als der „Vorgänger Jesu im Fleisch". „Aber auch Justin hebt diese Verwandtschaft hervor und bemerkt, daß Josua, der ursprünglich Hosea (Auses) hieß, von Moses seinen Namen nicht zufällig, sondern im Hinblick auf Christus erhalten habe, dessen Vorgänger im Führeramte er gewesen sei. Und Eusebius führt nicht bloß den Namen Jesus, sondern auch den Namen Christus, der Gesalbte, auf Moses zurück, indem er sagt: ‚Der erste,

welcher den Namen Christus als einen besonders verehrungswürdigen und berühmten erkannt hat, ist Moses. Er bestimmte nämlich einen Menschen zum Hohenpriester Gottes im höchstmöglichen Sinne und nannte diesen Christus'" usw. (Drews, „Christusmythe", 35).
Den Charakter Jesu als „Lamm Gottes, das die Sünden der Welt trägt", aber nimmt das 53. Kapitel des Deuterojesaia — ein Werk, das ein halbes Jahrtausend vor dem Auftreten des Christentums im Exil entstand — vorweg, wenn dort der leidende Gesandte Gottes mit den Worten geschildert wird: „Fürwahr, er trug unsre Krankheit und lud auf sich unsre Schmerzen. Wir aber hielten ihn für den, der geplagt und von Gott geschlagen und gemartert wäre. Aber er ist um unsrer Missetat willen verwundet und um unsrer Sünden willen zerschlagen. Die Strafe liegt auf ihm, auf daß wir Frieden hätten, und durch seine Wunden sind wir geheilt. Wir gingen alle in der Irre wie Schafe, ein jeglicher sah auf seinen Weg; aber der Herr warf unser aller Sünde auf ihn. Da er gestraft und gemartert ward, tat er seinen Mund nicht auf wie ein Lamm, das zur Schlachtbank geführt wird, und wie ein Schaf, das verstummt vor seinem Scherer und seinen Mund nicht auftut... Und man gab ihm bei Gottlosen sein Grab und bei Reichen, da er gestorben war, wiewohl er niemand Unrecht getan hat noch Betrug in seinem Munde gewesen ist. Aber der Herr wollte ihn also zerschlagen mit Krankheit. Wenn er sein Leben zum Schuldopfer gegeben hat, so wird er Samen haben und in die Länge leben, und des Herrn Vornehmen wird durch seine Hand fortgehen. Darum, daß seine Seele gearbeitet hat, wird er seine Lust sehen und die Fülle haben. Und durch seine Erkenntnis wird er, mein Knecht, der Gerechte, viele gerecht machen; denn er trägt ihre Sünden. Darum will ich ihm große Menge zur Beute geben, und er soll die Starken zum Raube haben, darum daß er sein Leben in den Tod gegeben hat und den Übeltätern gleich gerechnet ist und er vieler Sünde getragen hat und für die Übeltäter gebeten" (Jes. 53, 4—12). Man vergleiche diese Stelle mit den entsprechenden im Neuen Testament, und man sieht, wie völlig die Evangelisten in der jüdischen Tradition befangen waren und ihr Jesusbild einzig nach

dem Motto: „Auf daß erfüllet würde, was geschrieben steht", gezeichnet haben.
Die Messiashoffnung lebte um die Wende unserer Zeitrechnung in allen Schichten des Judentums noch in unverminderter Stärke fort, ja sie erlebte um diese Zeit der politischen Wirren überhaupt erst ihre eigentliche Blüte. „Der Messias war der Sehnsuchtsschrei des nationalen, des religiösen und des sozialen Judentums, der pharisäischen Juden, der hellenistischen Halbjuden, der kommunistischen Armen und der gnostischen Geistesaristokraten. Dieser Schrei schallte verstärkt aus der Diaspora und aus den Proselytengebieten, die wie das parthische Vasallenreich von Adiabene zum Judentume übergetreten waren; dieser Messiaswahn schuf die Sekte der Zeloten, d. h. Eiferer, die das ganze Volk mit dem Rufe: Dem Messias muß mit dem Schwerte geholfen werden! in den Krieg gegen Rom und in den Untergang stürzten" (Feiler, 73). Aus dieser Atmosphäre stammt der Messiasbegriff der Evangelien sowohl wie erst recht der des Vollblutjuden Paulus, bei dem er schließlich wie bei keinem vorher über die engen Grenzen des jüdischen Volkstums hinausgreift und nach der religiösen wie politischen Weltherrschaft strebt.
Es gibt kaum einen Zug in der „Lebensgeschichte" Jesu, der sich nicht in diesen vorchristlichen jüdischen Sekten nachweisen ließe. Von den Essenern z. B. ist es ausgemacht, daß sie ihren Kultgott auch schon unter dem Namen Jesus verehrten, was nach dem oben über diesen Namen Gesagten nicht verwunderlich erscheint und einfach daher rührt, daß Jesus im Hebräischen so viel wie curator, therapeutés, d. h. Arzt und Heiland bedeutet. Als Ärzte, besonders Seelenärzte, aber betrachteten sich die Essener sowohl wie die sich direkt danach benennenden Therapeuten.
Ein weiteres Licht auf den Namen Jesu wirft die Sekte der Nazarener. Durch sie wird deutlich, daß die Bezeichnung Jesu als „Nazarener" gar nichts mit seinem angeblichen Heimatsort Nazareth zu tun hat — der Ort ist für diese Zeit gar nicht bezeugt — sondern sich von Nazara, d. h. der Hüter, Wächter, herschreibt, als den die danach benannten Nazarener ihren Messias erwarteten. Über das Vorhandensein und den Kult

eines vorchristlichen Jesus auch bei ihnen sagt der Kirchenvater Epiphanius (gest. 403): „Als Namen legten sie sich nicht den Christi, noch den Jesu, sondern den der Nazaräer bei. Aber es geschah eine kurze Zeit *vorher*, daß sie *Jessäer* genannt wurden, *ehe* man in Antiochia begann, die Jünger Jesu Christen zu nennen" (bei Feiler, 81).

Die Mandäer benannten sich nach ihrem Messias Manda, der als Gesandter des Lichtkönigs das „große Leben" genannt wurde und in Gestalt eines Kindes die Taufe verlangte. Sein Vorgänger, der ihn taufen soll, trägt bezeichnenderweise den Namen Johana und verweigert ihm die Taufe. Nachdem Manda sie dennoch empfangen, sendet er Johana in die Lichtwelten zum großen Leben zurück, indem er ihn der Leiblichkeit entkleidet und ihm die Glanzkleidung des Lichtes angelegt hat. Es ist also ganz das Verhältnis und der gleiche Vorgang wie zwischen dem christlichen Jesus und seinem Vorgänger, dem Täufer Johannes.

Ihre philosophische Ausbildung und Fundierung fand die messianische Heilserwartung des Judentums dann durch den alexandrinischen Juden Philon, der mit den Essenern und Therapeuten in naher Verbindung stand und seinen Ehrgeiz darein setzte, nachzuweisen, daß alle Griechenweisheit von der jüdischen abstamme, wobei er aber vergaß, daß er seine eigenen Lehren und sein philosophisches Rüstzeug erst wiederum den Griechen, besonders Platon und Pythagoras, entlehnt und abgeborgt hatte. Denn der Logos, das „Wort", sein Hauptbegriff, der bei ihm wie später im Johannesevangelium den Sohn Gottes und Mittler vertritt, ist griechische Erfindung. Diese wie alle übrigen Definitionen des Logos als Stellvertreter, Gesandter, Erzengel Gottes und Engelsfürst, Hoherpriester, Paraklet, Anwalt und Tröster der Welt, sind unmittelbar in die christliche Lehre übergeflossen. Die Christologie war fertig, bevor das Christentum in die Welt trat.

Als Ergebnis unserer Untersuchungen läßt sich deshalb feststellen: Göttersöhne und Heilande weist das vorchristliche Altertum gleichsam wie Sand am Meer auf. Insbesondere zur Zeit des entstehenden Christentums lag die Heilands- und Erlösererwartung epidemisch in der Luft. Das Neue Testament

spricht selbst von zahllosen „Propheten und Heilanden“, von Winkelgemeinden und Konventikeln, und das Johannesevangelium ist vielleicht (nach Wetter, „Der Sohn Gottes“, 1916) ausdrücklich als Protest und Polemik gegen diese vorchristlichen Winkelpropheten und „falschen“ Gottessöhne geschrieben worden. Celsus, der bedeutendste Kritiker und Gegner des Christentums im 2. Jahrhundert, kennt viele solcher Christusse, die er als aus Phönizien und Palästina stammend bezeichnet und die in Tempeln, Volksversammlungen, ja sogar in Heerlagern auftraten und predigten. Ihre Lehre war immer die gleiche. Sie stellten sich hin und sagten (nach Celsus): „Ich bin Gott oder Gottes Sohn oder göttlicher Geist. Gekommen bin ich: denn schon ist der Weltuntergang da und mit euch, ihr Menschen, ist es infolge eurer Vergehungen zu Ende. Ich aber will euch retten, und ihr werdet mich ein andermal mit himmlischer Kraft emporsteigen sehen. Selig, der mich jetzt anbetete; auf die anderen alle werde ich ewiges Feuer werfen, auf Städte und Länder. Und die Menschen, die ihre Strafen nicht kennen, werden umsonst anderen Sinnes werden und stöhnen; die mir Folgenden werde ich zur Seligkeit aufbewahren“ (Leisegang, 85). Der Jesus des Johannesevangeliums schlägt keinen anderen Ton an, wenn er sagt: „Wäre Gott euer Vater, so liebtet ihr mich; denn ich bin ausgegangen und komme von Gott; denn ich bin nicht von mir selber gekommen, sondern er hat mich gesandt“ usw. (Joh. 8, 42 ff.).
Die Lehren und Mythen von Dutzenden von Gottessöhnen des vorderen Orients haben zu der Mythe vom Christus Jesus beigetragen, es ist ein „Gemisch von Stimmen, wie es in *einer Persönlichkeit* niemals vorhanden war und vorhanden sein konnte. Durch seine übernatürlichen Werke sprechen zu uns die kämpfenden Sekten und Ideale von drei Jahrhunderten: Weisheit und Sinnenwahn, Milde und Härte reden abwechselnd und in seinem Namen“ (J. M. Robertson, „Die Evangelienmythen“, bei Feiler, 69). Kaum ein Zeitgenosse hat an die Geschichtlichkeit der Person Jesu geglaubt, die schriftlichen Berichte sind alle vage und unbestimmt gehalten, kein Schriftsteller weiß Genaues und Unwiderlegliches anzugeben, am allerwenigsten die Evangelisten, die ihre Berichte aus allen

möglichen Mythen und insbesondere aus dem Alten Testament abschrieben.
Matthäus leitet Jesus in dreimal vierzehn Geschlechtern von Abraham und David ab, wobei Joseph den Vermittler abgibt. Diese Stammbäume sind aber, mit Drews gesprochen, „rein aus den Fingern gesogen oder vielmehr aus alttestamentlichen Andeutungen künstlich zusammengedichtet worden" („Marienmythe", 65). Ganz abgesehen davon, daß er, was nach jüdischer Rechtsauffassung unzulässig ist, vier Frauen darin figurieren läßt, die noch dazu von recht anrüchigem Charakter sind: Thamar und Rahab, die erste eine Hure, die zweite eine öffentliche heidnische Dirne, und Bathseba und Ruth, die nicht viel besser sind. Darüber hinaus aber könnten diese Stammbäume, selbst wenn sie stimmten, immer nur etwas über die Herkunft Josephs aussagen, während Jesus seinerseits ja nicht von Joseph, sondern vom Heiligen Geist abstammen soll! „Ein Stammbaum Josephs kann nimmer zum Stammbaum Jesu werden, wenn Joseph nicht der leibliche Vater Jesu ist", sagt Drews sehr richtig (a. a. O. 67), und der Kaiser Julian brachte in seinen „Sieben Büchern gegen das Christentum" schon ganz den gleichen Einwand vor. Die Theologen suchen diese Tatsache dadurch zu umgehen und zu verschleiern, daß sie Jesus als *rechtlichen* Sohn Josephs bezeichnen, was gesetzlich einer leiblichen Abkunft gleichkommen soll. Indessen wird nach einer rechtlichen Sohnschaft gar nicht gefragt, und die Theologen treiben eine etwas seltsame Ahnenforschung.
Das Markusevangelium kennt überhaupt keine Geburtsgeschichte im üblichen Sinne, sondern beginnt seinen Bericht gleich mit der Taufe Jesu im Jordan, wobei eine Taube vom Himmel herabkommt und in ihn eingeht, während sich eine Stimme vernehmen läßt: „Du bist mein geliebter Sohn, an dem ich Wohlgefallen habe." Es kennt also nur die übernatürliche Geburt des Heilands, verursacht durch den Heiligen Geist. In gleicher Weise bringt Paulus ihn mit der gnostisch-alexandrinischen Logosidee in Verbindung, während von dem Erdenleben und der Passion eines Menschen Jesus bei ihm nichts zu lesen ist. Überall, wo er hinkommt, findet er bezeichnenderweise außerdem schon eine wenn auch noch so kleine Zahl von

Jesusgläubigen vor, ein weiterer Beweis für das Vorhandensein eines Jesuskultes vor dem christlichen Heiland, denn der Glaube an diesen konnte sich in der kurzen Zeit von der angeblichen Kreuzigung Jesu bis zur Missionstätigkeit des Paulus nicht so schnell durch das ganze Mittelmeergebiet verbreiten. Und daß er es nicht getan hat, dafür spricht auch die Tatsache, daß Paulus selbst als Gottessohn verehrt wurde. Als er in Lystra in Kleinasien auf wunderbare Weise einen Lahmen heilt, ruft das Volk aus: „Die Götter sind den Menschen gleich geworden und zu uns herniedergekommen. Und nannten Barnabas Jupiter und Paulus Merkurius" (Apg. 14, 11—12). Die „Mühseligen und Beladenen" glaubten an den Weltheiland, ohne von seiner Person und seinem tatsächlichen Leben etwas zu wissen, wie jener Apollos der Apostelgeschichte (Kap. 18), der herumreiste und von dem Christos lehrte, ohne von einem Menschen Jesus etwas gehört zu haben. „Es bedurfte wahrlich keines geschichtlichen Jesus, um die ‚Entstehung' des Jesusglaubens während der ersten Hälfte des ersten Jahrhunderts u. Z. zu verstehen. Es handelt sich dabei eben nur um das Aufflammen und Hervorbrechen einer religiösen Bewegung, die im geheimen schon längst vorhanden war und die jetzt nur an die Öffentlichkeit hervortrat, um unter teilweisem oder völligem Bruch mit dem jüdischen Gesetze durch erneute Anknüpfung an uralte religiöse Vorstellungen und die Frömmigkeit der alten Propheten den Gläubigen das religiöse Heil zu sichern" (Drews, „Christusmythe", 78/79).
Die Historisierung der Jesusmythe, sagt Feiler (S. 85) sehr richtig, ist ein Werk der Kirche und umgekehrt. Der Kirche freilich mußte an der Geschichtlichkeit Jesu viel, wenn nicht alles liegen. Denn nur so war es ihr möglich, sich gegenüber den zahlreichen anderen Jesussekten als die einzig wahre Hüterin des offenbarten Gottesgeheimnisses, des tatsächlich *menschgewordenen* Gottessohns, und somit als unter allen anderen einzig berechtigte Kultorganisation durchzusetzen. Die entstehende Kirche war es daher auch, die diese Geschichtlichkeit und den Glauben an sie aufs eifrigste propagierte und die nichts unversucht ließ, um der antiken Welt diesen Jesus so „lebendig" wie möglich erscheinen zu lassen. Wie sehr dabei indessen auch

sie noch in überlieferten Lehren und Anschauungen befangen war, zeigt nichts deutlicher als die Namensgeschichte des Stifters der christlichen Religion. Es mutet doch höchst merkwürdig an, daß, wenn der Stifter des Christentums wirklich gelebt hätte, er ausgerechnet „Jesus" geheißen haben sollte. Dieser Name bzw. seine hebräisch-aramäische Urform Joschua oder Jehoschua war zu jener Zeit zwar höchst geläufig und wurde tausendfach getragen, der Wahl scheinen aber tatsächlich ganz andere Motive zugrunde gelegen zu haben. Der Heiland wird nämlich in den Evangelien nicht selten auch „der" Jesus genannt, Beweis, daß man an keine bestimmte historische Person dabei dachte. Jesis heißt griechisch die Heilung, Jeso oder Jaso die Tochter Äskulaps, die griechische Heilgöttin. Jason ist der gekreuzigte und wiederauferstehende Erlösergott der thrakischen, pontischen und kleinasiatischen Küste. Auf die Beziehungen zu dem alttestamentlichen Josua wurde früher bereits hingewiesen; er führte mit zwölf Helfern das Volk über den Jordan ins heilige Land. Zum zweiten Male führte Josua, der Hohepriester, die Juden als Retter aus dem Exil, und nach einer Prophezeiung sollte schließlich ein drittes Mal „kommen vom Himmel der treffliche Mann, der seine Hände ausbreitet am fruchtbringenden Holze" (bei Feiler, 66). Er kam, in der Gestalt Jesu, „auf daß die Schrift erfüllet würde". Der Name Joschua-Jehoschua empfahl sich dafür jedoch nicht, denn die damalige gebildete Welt sprach griechisch. Wollte das Judentum daher tiefer auf diese Welt wirken, so mußte es sich ihr im Äußeren, vor allem in der Sprache, anpassen und ihr seine Ideen in griechischem Gewande darbieten. Das war der Hauptzweck der Übersetzung des Alten Testaments ins Griechische, der sogenannten Septuaginta, und diese Notwendigkeit drängte sich auch den Verkündern des Christentums auf. Der Name Jehoschua mußte also gräzisiert werden, und die Form „Jesus" erfüllte dabei alle Ansprüche, die man im Zusammenhang mit der Frage nach der Herkunft des christlichen Heilands stellen konnte, auf das denkbar beste.

Gräzisierung oder Latinisierung jüdischer Namen war im übrigen zu jener Zeit gang und gäbe. So wandte, als bekanntestes Beispiel, das Verfahren auch Paulus auf seinen Namen an, der

als Hebräer Schaul hieß, was „der Erwählte“ bedeutet, während Paulus lateinisch ist und „klein, der Kleine“ heißt. Der Brauch wurde der besseren Tarnung wegen — denn es gab auch im Altertum schon einen sehr ausgeprägten Antisemitismus — schließlich allgemein, und bald trug kein Jude der griechisch-römischen Welt mehr einen israelitischen Namen, genau so wie in Deutschland nach der sogenannten Juden-Emanzipation vom Jahre 1812 der echt deutsche Name Siegfried gleichsam zum jüdischen Namensprivileg wurde. Im Altertum legten sich die Juden mit Vorliebe den Namen Isidor zu, den wir heute auch als typisch jüdisch empfinden. Er ist ursprünglich jedoch rein griechisch und bedeutet nichts anderes als „Geschenk der Isis“, so wie Apollodor oder Artemidor Geschenk des Apollon oder der Artemis heißt. Die jüdischen Isidore hießen in Wirklichkeit Isai oder Isaak, und hinter den griechisch-lateinischen Namen Leo und Moritz verbergen sich ein Levi und Moses, hinter Mnaseas ein Manasse.
Die Kirche verschob später die Probleme der Jesusmythe auf ein anderes Geleis. Indem sie zugleich den Gottcharakter Jesu betonte und zum Glaubensartikel erhob, löste sie den Streit um diese Frage aus, worüber jene nach der Geschichtlichkeit des Stifters der christlichen Religion vergessen wurde. Sie geriet dadurch jedoch in ein auswegsloses Dilemma: denn entweder ist Jesus Gott, dann kann er keine historische Person gewesen sein, wie wir nach all den angeführten zahllosen Parallelen gesehen haben, oder er war eine historische Person, dann kann er nicht „wirklich“ und „von Natur“ Gott und nicht vom „Heiligen Geist“ geboren sein. Die Kirche aber behauptet beides, was faktisch unmöglich ist. Fraglos hat man es in der Jesusgestalt mit der Umbildung einer alten vorchristlichen Kultgottheit astralen Ursprungs zu tun, die in allen Mythen des Altertums auftaucht und die einen Anspruch des Christentums auf Einmaligkeit und Alleingültigkeit seiner Lehre widerlegt und zunichte macht. Einmalig ist nicht seine Lehre, sondern einmalig sind höchstens die historisch-politischen Auswirkungen, die das Christentum durch seine Verbindung mit dem römischen Weltreich für spätere Zeiten zur Folge hatte. Auswirkungen, deren zweifelhafter Charakter nicht näher um-

rissen zu werden braucht, da er allen sichtbar offen zutage liegt.

4. *Tod und Auferstehung*

Ebenso wie in der Geburtsgeschichte Jesu handelt es sich bei seinem Tod und seiner Auferstehung um eine Übertragung astraler Vorgänge ins Menschlich-Historische. Zur Zeit der Herbstgleiche, da die Sonne in den unteren Bogen ihrer Bahn hinabsinkt, erleidet sie den „Tod am Herbstkreuz", im Frühling aber ersteht sie wieder neu in ihrem Glanze. Der Kreuzigungs- und Auferstehungsmythus findet sich dementsprechend in fast allen alten Religionen, überall dort, wo wir es mit Sonnengottheiten zu tun haben.

In Indien erleidet Krischna einen gewaltsamen Tod, um danach aus dem Weltdunkel wieder emporzusteigen, in Persien wird Mithras nach seinem Kreuzestod in ein Felsengrab gelegt und von den Frauen beweint, nach drei Tagen aber wieder geholt und bejubelt. Wie Christus fährt er danach zum Himmel auf. Die persische Religion kennt auch schon eine allgemeine Auferstehung der Toten am jüngsten Tage. Nachdem alle Menschen, die guten wie die bösen, auferstanden sind, müssen sie eine strenge Prüfung durchmachen und durch flüssiges Metall schreiten, danach finden sich alle Freunde und Verwandten in Liebe zusammen und preisen Ormuzd, der mit den Amahrspands, den guten Genien und Geisterfürsten, den finsteren Ahriman und sein Gefolge besiegt und die Hölle von allen Schrecken befreit. Die Sage vom Kreuzestod des persischen Königs Cyrus wurde im vorangegangenen Abschnitt bereits erwähnt.

In Babylonien-Assyrien treffen wir auf eine ganze Reihe sterbender und wiederauferstehender Götter. An ihrer Spitze Baal, der höchste Gott, neben ihm Astarte, die Göttin der Fruchtbarkeit und Liebe, die im Herbst in die dunkle Erde niedersteigt, um im Frühling als jungfräuliche Braut und Göttin wieder aufzuerstehen und mit ihrem Geliebten Tammuz, der selbst gleichfalls stirbt und wiederaufersteht, vereinigt zu werden. Auch die Götter Sin, Schamasch und Nergal dachte man sich

als zeitweilig von der Erde verschwunden und in die Unterwelt hinabgestiegen, also ebenfalls als gestorben und wiederauferstehend.

Von besonderer Bedeutung in Hinsicht auf Einwirkungen auf das spätere Christentum aber sind die Marduk-Kultfeiern, mit denen das babylonische Neujahrsfest begangen wurde. Sie werfen ein eigenartiges Licht auf die Kreuzigungsgeschichte Jesu. Matthäus 27, 15 ff. wird bekanntlich erzählt, wie der römische Landpfleger zu Ostern jeweils einen Gefangenen freigab, den das Volk bestimmen durfte. Pilatus „hatte aber zu der Zeit einen Gefangenen, einen sonderlichen vor andern, der hieß Barabbas". Und er fragt sie: „Welchen wollt ihr, daß ich euch losgebe? Barabbas oder Jesus, von dem gesagt wird, er sei Christus?" Sie sprachen: Barabbas, „aber Jesum ließ er geißeln und überantwortete ihn, daß er gekreuzigt wurde". Jesus wird dann im Richthaus ausgezogen, bekommt einen Purpurmantel umgelegt und eine Dornenkrone aufs Haupt gesetzt und wird als „König der Juden" vom Volk und den römischen Soldaten verspottet. Eine ähnliche Zeremonie berichtet Philo; danach wurde zur Verspottung des jüdischen Königs Agrippa ein wahnsinniger armer Teufel namens Karabas — eine Verschreibung für Barabbas — mit Papierkrone, Zepter und Mantel angetan durch die Straßen Alexandrias geführt. Merkwürdigerweise trat aber ein solcher Barabbas auch schon in Babylon beim Neujahrsfest des Marduk auf, wobei ein Verbrecher freigelassen wurde, während Marduk, d. h. sein menschlicher Vertreter, gemartert und schließlich getötet wurde. Der englische Forscher Frazer berichtet, „daß bei den Sakäen in Babylon (einem Feste, das angeblich zur Erinnerung an den Einfall der skythischen Saken in Vorderasien gefeiert wurde, nach Frazer jedoch mit dem uralten Neujahrsfest der Babylonier, dem Zahmuk, einerlei war) ein Scheinkönig, ein zum Tode verurteilter Verbrecher, für wenige Tage schlechthinige Freiheit genoß, sich jede Art von Lustbarkeit verschaffen, ja, sogar den königlichen Harem benutzen durfte, bis er am letzten Tage seiner erborgten Würde entkleidet, völlig ausgezogen, gegeißelt und alsdann verbrannt wurde. Die Juden lernten dieses Fest während der babylonischen Gefangenschaft

kennen, entlehnten es von ihren Unterdrückern und feierten es kurz vor ihrem Passah unter dem Namen des Purimfestes: angeblich, wie das Buch Esther es darzulegen bemüht ist, zur Erinnerung an eine große Gefahr, der sie durch die Klugheit der Esther und ihres Oheims Mardachai in Persien unter der Regierung des Ahasverus (Xerxes) entgangen seien. Indessen verbergen sich, wie Jensen... nachgewiesen hat, unter den Namen Esther und Mardachai die Namen der babylonischen Göttin Isthar und ihres Sohnes Marduk, die zu Babylon beim Sakäenfeste unter dem Namen der elamitischen Götter Vasthi und Hamman (Humman) als Vertreter des alten Jahres oder der winterlichen Hälfte des Jahres beseitigt wurden, um unter ihren wahren Namen wieder aufzuleben und das neue Jahr oder die sommerliche Hälfte des Jahres heraufzuführen. So spielte also auch der babylonische Sakäenkönig die Rolle eines Gottes und erlitt als solcher den Tod auf dem Scheiterhaufen" (Drews, „Christusmythe", 62/63), und die näheren Umstände sind über das Judentum, wie wir sehen, unmittelbar in die Kreuzigungsgeschichte Jesu übergegangen.
In Ägypten stehen der Tod und die Wiederauferstehung des Osiris im Mittelpunkt der Osiris-Mysterien, in denen die vergehende und neusprossende Natur versinnbildlicht wird. Während unter zahlreicher Beteiligung der Gläubigen die Schicksale des Gottes in öffentlichen Spielen dargestellt werden, finden im Innern des Heiligtums unter Ausschluß der Laien feierliche Zeremonien statt. Unter symbolischen Handlungen und Formeln werden aus Erde, Fruchtkörnern und anderen Zutaten kleine Osirisfiguren geformt, die dann begossen und zum Sprießen gebracht werden. Und während diese neuen Figuren in das Kultgemach gebracht werden, werden die des Vorjahres einbalsamiert und bestattet. Für den Auferstehungsglauben der Ägypter zeugt auch der allgemeine Begräbnisritus, der darin bestand, daß man dem Toten einen Skarabäus — später oft auch nur dessen Bild — auf die Stelle des Herzens oder auf die Brust in der Herzgegend legte. Dieser Käfer — bei uns Mistkäfer oder Pillendreher genannt — heißt ägyptisch Cheper. Cheper heißt zugleich aber auch „werden, bestehen, sein, schaffen" und deutet somit auf die Auferstehung, wozu auch

die Beobachtung des Ägypters stimmte, daß der Skarabäus eine Mistkugel vor sich herschiebt, aus der die Jungen wie von selbst zu entstehen scheinen.
In Kleinasien stirbt Attis eines gewaltsamen Todes unter einer Fichte, an die angebunden man ihn darzustellen pflegte. Seine Mysterien wurden im Frühjahr gefeiert. Die Mysten singen die Attis-Kultlieder und betrauern den Gott, um Mitternacht des dritten Tages aber beginnen die Freudenfeiern, die sog. Hilarien, zur Auferstehung. Ähnlich verlaufen die Adonis-Mysterien in Syrien. Adonis wird feierlich begraben, am dritten Tage steht er wieder auf. Lukian (im 2. Jahrh.) berichtet, man habe ihm in Biblos, dem Hauptkultort gesagt, Adonis sei nichts anderes als Osiris. Er ist auch nichts anderes als Christus.
Auch die Juden kannten den leidenden Messias, wie wir schon oben an der Stelle aus dem 53. Kapitel des Deuterojesaia gesehen haben. „Gewichtige Gründe sprechen dafür, daß auch Moses und Aaron in ihrer Eigenschaft als dessen Führer und Hohepriester sich nach der ursprünglichen Vorstellung für ihr Volk geopfert haben und daß dies nur später aus dem Texte ausgemerzt und anderweitig umschrieben ist. Da aber beide, besonders Moses, als Vorbilder des Messias galten, so ergab sich hieraus ganz von selbst der Gedanke, daß auch der erwartete große Führer und Hohepriester Israels, in welchem Moses und Aaron gleichsam wieder aufleben sollten, den heiligen Opfertod des Moses sterben müsse... Auch der Jude Trypho bei Justin versichert, daß der Messias leiden und eines gewaltsamen Todes sterben werde. Ja, der Talmud faßt den Tod des Messias sogar als einen Sühnetod für die Sünden des Volkes auf, woraus hervorgeht, ‚daß man im zweiten Jahrhundert n. Chr., wenigstens in gewissen Kreisen des Judentums, sich mit der Idee eines leidenden, und zwar zur Sühne der menschlichen Sünde leidenden Messias vertraut gemacht hatte'" (Drews, „Christusmythe", 65/66).
Die Idee ist aber nicht erst, wie hier Schürer meint, im 2. Jahrhundert unserer Zeitrechnung nachzuweisen, sondern stammt aus weit älterer Zeit. Nicht nur Jesaia, der als Märtyrer gestorben sein soll, auch Hiob wurde als ein Vorbild des leiden-

den Messias angesehen, und der Auferstehungsmythus drückt sich in der Geschichte von Jonas aus, der nach drei Tagen dem Bauche des Fisches, d. h. der Unterwelt, entrinnt und wiedererstanden das Volk Ninives bekehrt. So bringt auch der ägyptische Joseph sechs Monate des Jahres im Kerker der Unterwelt zu, während er die übrigen sechs auf der Erde in Freiheit lebt. In den späteren apokalyptischen Schriften wird dann eine allgemeine Auferstehung angenommen und gelehrt. So schon bei Daniel (2. Jahrh. v. Zw.), wo es im 12. Kapitel heißt: „Und viele, so unter der Erde schlafen liegen, werden aufwachen: etliche zum ewigen Leben, etliche zu ewiger Schmach und Schande." Die Pharisäer lehrten die Auferstehung nach dem Tode offiziell.

In Griechenland ist die Zahl der leidenden, sterbenden und wiederauferstehenden Götter sehr groß. Dionysos allein erscheint unter drei verschiedenen Aspekten. Als der einfach-harmlose Vegetationsgott, der im Herbst in die Tiefen der Erde hinabsteigt — oder sich auf der Flucht vor dem Antialkoholiker Lykurgos, dem sagenhaften König von Thrakien, der die Weinstöcke mit dem Beile umhieb, ins Meer stürzt — und im Frühling wiederkehrt, als Dionysos Zagreus und als Jakchos der Eleusinischen Mysterien. Dionysos Zagreus, der „leidende" Dionysos, ist ein Sohn des Zeus und der Persephone, den Zeus zum Weltherrscher bestimmt hat. Die Titanen, die Hera ausschickt, aber überraschen ihn beim Spiel, ermorden und zerstückeln ihn, kochen seine Glieder und essen sie. Nur das Herz essen sie nicht, dieses bringt Hera dem Zeus, der es verschlingt und dadurch Dionysos neu gebiert. Im Herbst wurden in den Eleusinischen Mysterien der Tod und die Auferstehung des Jakchos gefeiert. Die Weihe der Mysten ahmte die Höllenfahrt und Auferstehung des Gottes symbolhaft nach, um sie zu entsühnen und sie nach dem Tode schließlich der Himmelfahrt und ewigen Seligkeit teilhaftig werden zu lassen. Auch der Adoniskult war in Griechenland zu Hause. Im Frühling hängt der Gott am Pfahle, zum Zeichen dafür, daß er sich für die Menschheit und die ganze Schöpfung als Opfer darbringt. Frauen bestatten und beweinen ihn, am dritten Tage aber verkündet der Priester seine Auferstehung mit den Wor-

ten, indem er zugleich die Mysten salbt: „Freuet euch, ihr Eingeweihten, euer Herr ist wieder erstanden, um euch zu erlösen von euren Mühsalen." Ein den Osirismysterien verwandter Zug des Adoniskultes war der allgemein übliche Brauch des Pflanzens von sog. Adonis-Gärtchen, der den Vegetationscharakter des Gottes bezeugt. Vor dem Adonisfeste wurden schnell wachsende Kräuter oder sonstige Pflanzen in Blumentöpfe oder -körbe gesät, die zum Feste blühten oder reif waren und danach dann ebenso schnell wieder verwelkten. Ganz den gleichen Vorgang, das Aufblühen und Vergehen der Natur, versinnbildlicht unsere sog. „Ostersaat", die meist aus Hafer besteht und wahrscheinlich auf altgermanische Frühlingsbräuche zurückgeht, mit dem Christentum aber nichts zu tun hat. Möglicherweise liegen auch diesen Bräuchen astrale Beobachtungen zugrunde, die sich auf die „Ähre", den Stern Spika im Sternbild der Jungfrau beziehen.
Weitere sterbende und wiederauferstehende Götter und Halbgötter der Griechen sind Apollo, der Gott der Weisheit, Ariadne, die Gattin des Dionysos, die man auf Naxos mit Freudenfesten und Totenklagen gleicherweise feierte, und der Heros Protesilaos, der in der Landschaft Troas beim ersten Frühlingsvollmond eine Milchspende und dann bis zum Herbst weitere Mittags- und Abendopfergaben erhielt, während er im Winter darben mußte; denn dann war er nicht im Lande, sondern im Hades, in der Unterwelt, aus der er im nächsten Frühling wieder emporstieg. Ebenso steigt Herkules, der Überwinder schädlicher Ungeheuer und der irdischen Mühsale, in die Unterwelt hinab, um danach zum Himmel aufzufahren.
Unter den historischen Persönlichkeiten soll der epische Dichter und von Apollo besessene Wundertäter Aristeas aus Prokonnesos wieder von den Toten auferstanden sein. In seiner Heimat, berichtet Herodot von ihm, hatte er einst die Werkstatt eines Walkers betreten und war dort plötzlich gestorben. Der Walker verriegelt sein Haus und eilt, die Verwandten von dem Vorfall zu benachrichtigen. Schon verbreitet sich das Gerücht von dem Tod des Aristeas in der Stadt, als ein Mann auftritt und behauptet, es sei nicht wahr, denn er sei ihm auf dem Weg nach Kyzikos begegnet und habe sich mit ihm unter-

halten. Man läuft zum Hause des Walkers und öffnet die verschlossene Tür, Aristeas ist tatsächlich fort. Sieben Jahre danach erscheint er wieder in Prokonnesos und dichtet ein Epos, verschwindet abermals und wird nach weiteren 42 Jahren in Metapont in Unteritalien gesehen, wo er einen Apollokult stiftet und behauptet, einst ein Gefährte des Apollo in Gestalt eines Raben gewesen zu sein.
Im Norden hat Herman Wirth den Mythus vom sterbenden und wiederauferstehenden Gottessohn schon für die atlantische Vorzeit nachgewiesen. Nach der Sommersonnenwende beginnt der Abstieg des Gottessohnes in die Winternacht, in das große Mutterwasser, das Welten- oder Kreismeer, in das Mutter- oder Grabhaus, den Schoß der Erde, aus dem er nach der Wintersonnenwende wieder zum Licht emporsteigt. Sein Zeichen, die Gottesrune mit auf- oder absteigenden Armen, „wurde die Versinnbildlichung der großen, kosmischen Heilsgewißheit des ewigen Gottes des Lebens im Weltall, des ‚Stirb und Werde'. Es wurde schlechterdings *das* Zeichen für ‚Gott' in der Schrift und Sprache der nordischen Rasse" (Wirth, 17). In Germanien ist in diesem Zusammenhang die bekannteste Gottesgestalt Balder, der durch das Motiv seiner Auferstehung und seinen Opfertod „auffallend an Christus" erinnert, wie Much meint. „Aber auch durch den Namen ‚Herr'. Und die Geschichte von der Quelle, die er für sein dürstendes Heer aufspringen läßt, gemahnt an ähnliche Wunder des Heilands und anderer Heilbringer. Ja dem Namen ‚Heiland' selbst kommt der des Helgi, d. i. des ‚Heilträgers', in seinem Sinne ganz nahe. — Aber der Gedanke der Beeinflussung unserer Überlieferung vom Christentum her ist abzuweisen. In einigen Fassungen der Geschichte ist die dem Hodr (der Balder mit dem Mistelzweig tötet) entsprechende Gestalt, deren Name gleichfalls das germanische Wort hapu-„Kampf" enthält, des Anklangs wegen mit dem Volk der Hadubarden, d. i. Langobarden, das aber schon in heidnischer Zeit bis auf einen geringen zurückgebliebenen Rest aus dem Gesichtskreis der germanischen Welt ausgetreten ist, verknüpft worden. Und als Ort, wo Helgi stirbt — und zwar durch Odins Speer offenbar wie Vikar den Opfertod — wird uns der Fjoturlund ‚Fesselhain' angegeben, d. i.

jenes ... Heiligtum im Land der Nordschwaben, der Semnonen, von dem Tacitus berichtet, daß man es nur gefesselt betreten durfte. Das führt in altgermanische Zeit zurück, für die christlicher Einfluß ausgeschlossen ist" (Much, 133). Dagegen nimmt Much die Möglichkeit der Beziehung zu älteren Göttern wie Osiris, Tammuz und Attis-Adonis an, Zusammenhänge, die indes noch nicht hinreichend geklärt sind, jedenfalls nicht in der Beantwortung der entscheidenden Frage, von wo die Einflüsse ausgegangen sind; Herman Wirth, sahen wir im vorigen Abschnitt, nimmt eine Wanderung aus dem hohen Norden nach dem Süden und Osten an, und es spricht vieles für die Richtigkeit dieser These.
Auf alle Fälle steht fest, daß der Todes- und Auferstehungsmythus kein einmaliger und alleiniger Zug der christlichen Heilsgeschichte ist, sondern als Wachstumsmythus, als Versinnbildlichung der Triebkraft der Natur und des Wechsels der Jahreszeiten überall auftaucht. Wenn R. Hoffmann schreibt, daß sich Paulus in seiner Verkündigung der Auferstehung Christi „von menschlicher Überlieferung in wesentlichem unabhängig" gewußt habe (S. 196), so mag das mit Bezug auf Paulus stimmen, darüber hinaus, in Hinsicht auf eine allgemeine Abhängigkeit der Lehre von vorchristlichen Vorstellungen, aber ist es falsch. Ob Paulus um diese Abhängigkeiten wußte oder nicht, spielt keine Rolle, die Auferstehung eines leiblich-historischen Menschen *kann* er jedenfalls gar nicht erlebt und verkündet haben, da eine solche nicht stattgefunden hat und Paulus selbst nichts von einem historischen Jesus weiß. Alle derartigen früh- oder spätchristlichen Behauptungen und Scheinangaben sind, mit dem Cäcilius in Minucius Felix' Gespräch „Octavius" gesprochen, nichts als „kranke Einbildungen und einfältiger Trost, der den Menschen von betrügerischen Dichtern vorgespiegelt wird".

5. Mütter und Jungfrauen. Die Herkunft des Marienkultes

Von jungfräulichen Gottesmüttern war im Vergangenen bereits mehrfach die Rede. Auch ihnen liegen keine historischen Personen als Vorbild zugrunde und der christliche Marienkult ist keine Verehrung einer Maria, Frau des Zimmermanns Joseph aus Nazareth, sondern sie beziehen sich alle auf das Sternbild der Jungfrau am Himmel. Aus einer Beschreibung des Sternbildes durch den Babylonier Teukros im 1. Jahrhundert n. Zw. wird dies ganz deutlich. Er berichtet von einer auf einem Throne — dem Sternbild Kassiopeia — sitzenden Göttin, die einen Knaben nährt, „und die einige für die den Horus im Atrium nährende Isis halten". Dieser Bericht wurde im 6. Jahrhundert durch eine arabische Übersetzung verändert und dahingehend erläutert: „Im ersten Drittel der Jungfrau steigt ein Mädchen auf, das Teukros Isis nennt. Sie ist eine hübsche, reine Jungfrau mit langem Haar (Haare der Berenike!) und schön von Angesicht. Sie hat zwei Ähren in der Hand und sitzt auf einem Thron, worauf Polster liegen. Sie wartet einen kleinen Knaben und gibt ihm Brühe zu essen an einem Orte, der Atrium heißt. Diesen Knaben nennen einige Völker Isu", d. h. Jesus (Drews, „Marienmythe", 27/28). Im Anschluß daran bezeichnet im 12. Jahrhundert der Scholastiker und Vermittler arabischen Gedankenguts Hermann der Dalmatier das Sternbild der Jungfrau als „unbefleckte Jungfrau, auf einem Throne sitzend, am Orte, genannt Hebraea, einen Knaben nährend, der von gewissen Völkern Jesus genannt wird". Und auf die gleiche Quelle beziehen sich die Worte Roger Bacons (1214—1294), welcher sagt: „Es herrscht die Ansicht, daß die selige Jungfrau ihr Bild und Gleichnis unter den zehn ersten Graden des gleichnamigen Sternbildes habe und daß sie geboren wurde, als die Sonne im Hause der Jungfrau stand, wie es auch im Kalender bezeichnet wird" (a. a. O.).

Die jungfräuliche Gottesgebärerin und Himmelskönigin ist dementsprechend in allen Religionen anzutreffen. Im alten Sumer und Babylonien ist es Ischtar, auch Astarte oder die Sternen-Ischtar genannt, die als der Urgrund aller Dinge und

als kosmische Allmutter erscheint. Ninchursag hieß sie, „die auf dem Weltberg Thronende", oder Ninmach, „die große Herrin", auch Belti, „meine Herrin", d. h. also wörtlich „Madonna", unsere liebe Frau. Der Morgen- und Abendstern war ihr Offenbarungsgestirn, so wie im Christentum heute noch gebetet und gesungen wird: „Ave stella maris", Gruß dir, Stern des Meeres.

Die ägyptische Madonna ist Isis mit dem Horuskinde, das sie am Nildelta im Verborgenen zur Welt bringt. Sie ist wie Maria Geliebte und Mater dolorosa, die den Tod des Retters beweint. Die Idee der den Heiland gebärenden Gottesmutter geht hier bis ins dritte vorchristliche Jahrtausend zurück, und der Isiskult, der im Altertum am meisten verbreitete Kult überhaupt, hielt sich noch bis ins sechste nachchristliche Jahrhundert. Nicht nur bis ins 4. und 3. Jahrhundert v. Zw. hat es Ägypten nicht unterlassen, „alljährlich die Niederkunft einer Jungfrau und ihren Neugeborenen in einer Krippe liegend den Andächtigen zur Schau zu stellen", wie es in der alexandrinischen Chronik heißt (Drews, a. a. O., 10), sondern auch im 2. Jahrhundert n. Zw. und später beugten die Gläubigen noch das Knie vor ihr. „Du entzündest das Licht der Sonne, dich ehren die Himmlischen, du beherrschst die Welt, dir dienen die Elemente. Auf deinen Wink atmen die Lüfte, nähren die Wolken, keimen die Saaten, sprießen die Keime. Vor deiner Hoheit schauern die Vögel...", so preist sie der römische Rechtsanwalt Apulejus (geb. um 125 n. Zw.; Aram, „Magie u. Mystik", 164). Der Isiskult wurde in den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung im römischen Reich gleichsam „Mode", und es ist keine gewagte Behauptung, zu sagen, daß die Christen „ohne die Ägypter... keine Madonna gekannt hätten" (Flinders Petrie, bei Chamberlain, 557). Bezeichnenderweise waren es auch gerade die ägyptischen christlichen Bischöfe und Mönche, die mit Wut und Nachdruck gegen den Patriarchen von Konstantinopel, Nestorius, auftraten, als dieser sich im Jahre 430 gegen die Benennung Marias als „Mutter Gottes" wandte. Die Kirche schloß sich den Ägyptern an, und Nestorius wurde verdammt. Chamberlain meint dazu, daß damit die Periode der Einführung heidnischer Bräuche und Mysterien ins Christen-

tum begonnen habe, und fährt fort: „Sie zu bekämpfen, war Sache des Nordens; denn jetzt handelte es sich weniger um Metaphysik als um Gewissen und Sittlichkeit; somit erscheint auch die mehrfache Behauptung, Nestorius (aus der römischen Soldatenkolonie Germanicopolis gebürtig) sei von Geburt ein Germane gewesen, recht glaubwürdig; jedenfalls war er ein Protestant" (S. 606). Chamberlain, der trotz aller Vorbehalte Christus- und Evangeliengläubige, übersieht hier zweierlei. Einmal, daß die Beeinflussung des Christentums durch das Heidentum nicht erst mit dem Marienkult im 5. Jahrhundert einsetzte, sondern von Anfang an vorhanden war, ja, daß das Christentum, wie wir gesehen haben, nichts als eine Fortsetzung vorchristlicher Kulte in anderer Form ist, und zum anderen, daß es sich mit der Erhebung Marias zur „Mutter Gottes" ja wie gesagt gar nicht um die Vergöttlichung und Verehrung einer geschichtlich nachweisbaren und historisch bedingten „Mutter Jesu" und Zimmermannsfrau aus Nazareth, sondern um die Übernahme einer uralten Himmelsgottheit handelt. Möglich wurde diese Verwechslung bloß durch den Historisierungsprozeß der Gestalten der christlichen Heilsgeschichte durch die Kirche. Schließlich erhebt sich aber die berechtigte Frage, ob denn der „protestantische" Kult mit einem gehenkten Mann und dem „Haupt voll Blut und Wunden" etwa als wertvoller und das menschliche Gemüt ergreifender anzusprechen ist? Das muß doch zumindest zweifelhaft erscheinen; biologisch verständlicher ist jedenfalls der Marienkult mit dem Mutter-Kind-Symbol, als dem Sinnbild des sich ewig erneuernden Lebens.
In Kleinasien treffen wir auf Kybele, die jungfräuliche „Urweltköniginmutter", deren Kult auch in Griechenland Eingang fand, der Name der Mutter des Adonis, Myrrha, ist dem Namen Marias stammverwandt, in Phrygien ist Nana, die Mutter des Attis, eine Jungfrau, in Syrien galt Atargatis als jungfräuliche Himmelskönigin. Bei den Juden heißt die Mutter Josuas Maria, die Schwester und Ziehmutter des Moses, Mirjam, soll gleichfalls Jungfrau gewesen sein. Sie ist wahrscheinlich nur „eine Form der vorderasiatischen Fruchtbarkeitsgöttin" und steht in näherer Beziehung zu Isis und Ischtar.

Von den alten Christen und Kirchenvätern — so z. B. Gregor von Nazianz, Ambrosius und Petrus Chrysologus — wurde sie als eine Vorläuferin der christlichen Maria angesehen und wird von der Kirche noch heute als solche aufgefaßt. Im Talmud heißt die Mutter des Jesus ben Pandira Maria Magdala, was zugleich „die Haarkräuslerin" bedeutet, als welche Isis bei Plutarch bezeichnet wird.
Die Madonnenmutter des Zarathustra in Iran heißt Dughdo, die unbefleckt empfangen hat, die Mutter des persischen Heilands Mithras ist Anahita, „die Reine", oder auch Mihr, die jungfräuliche Mutter des Cyrus Mandane. In Indien entweicht die Gottesmutter Devaki noch in der Nacht nach der Geburt mit ihrem Kind und Gatten — der aber nur die Stelle Josephs vertritt — über den Yamunafluß, um den Nachstellungen des bösen Oheims Kansa zu entgehen. Auch die Mutter Buddhas, Maya, hat jungfräulich geboren und erinnert zugleich in ihrem Namen an Maria.
Bei den weiblichen Gottheiten Griechenlands „mischt sich gelegentlich Jungfräulichkeit und Mütterlichkeit in einer für unsere Logik unbegreiflichen Weise", schreibt L. Radermacher (S. 112). An die entsprechende Unlogik des Christentums hat er dabei anscheinend nicht gedacht oder er ist der Ansicht, daß sich dieses als Ausnahmeerscheinung gelegentliche Unbegreiflichkeiten gestatten darf. Griechische Muttergottheiten sind die aus dem Osten eingewanderte Kybele, oft auch nur Magna mater, die „große Mutter" genannt, die — ursprünglich ein Meteorstein, später persönlich gedacht — als Urquell allen Lebens galt, Rhea, die das Zeuskind vor den Nachstellungen des Kronos nach Kreta in Sicherheit bringen muß, Hera, die Mutter der olympischen Götter, die als „Jungfrau" angerufen wurde und von der man erzählte, daß sie ihre jungfräuliche Unversehrtheit alljährlich durch ein Bad zurückerlangte; den Kriegsgott Ares soll sie durch Berührung einer Blume empfangen haben, dargestellt wurde sie mit einem Säugling an der Brust, der bald für Dionysos, bald für Herkules gehalten wurde. Ferner Athene, die den Erechthonius unbefleckt empfangen haben soll und selbst auf wunderbare Weise, aus dem Haupte des Zeus, geboren wurde; sie ist die Göttin der Weis-

heit, Demiurga, d. h. Weltgestaltende, die wirkende göttliche Geistkraft. Demeter säugt als Weltamme den Knaben Jakchos (Bacchus-Dionysos) an der Brust, Leto muß mit dem keusch empfangenen Apollo vor Hera fliehen, und eine Marienparallele ist auch die Göttin Irene mit dem Plutoskinde, von der der Bildhauer Kephisodotos im 4. Jahrhundert v. Zw. eine berühmte Statue schuf. Die Jagdgöttin Artemis erbittet sich von ihrem Vater Zeus ewiges Jungfrauentum, ihre Altäre wurden im Christentum einfach zu Altären der „Jungfrau Mutter Gottes" umgetauft. Unbefleckt empfangen und gebären außerdem Leda die Helena, Danae den Perseus, Alkmene den Herkules, Koronis den Äskulap. In der Gnosis vertritt die aus den oberen Himmeln herabgestiegene Sophia, die göttliche Weisheit, die Stelle der Jungfrau und Mutter des Alls.

In Rom wurde wie in Griechenland und Kleinasien die Magna Mater verehrt. Im zweiten punischen Krieg, im Jahre 204 v. Zw., holten die Römer den Stein aus seiner Heimatstadt Pessinus nach Rom, wo sein Kult später mit dem der jungfräulichen Minerva (Athene) verschmolz. Das Schiff, das den Stein enthielt, blieb im Tiber auf einer Sandbank stecken, aber ein Mädchen, das man der Unkeuschheit beschuldigt hatte, zog es leicht weiter und rettete dadurch seine Ehre. Man hat es hier also gleichzeitig mit einem Vorbild der christlichen Gottesurteile zu tun.

Auch im Norden war der Kult der jungfräulichen Gottesmutter zu Hause, und zwar sowohl bei den Kelten in England, Irland und Gallien wie auch bei den Germanen des deutschen Raumes. Von dem Kult einer Jungfrau, die einen Gott gebären soll, in England berichtet Caesar im „Gallischen Krieg", in Frankreich wurde ihr Tempel in Paris in ein Isisheiligtum umgewandelt, und später wurde eine Kirche „unserer lieben Frau", Notre Dame, daraus. Die keltisch-gallische Mutter heißt Ceridwen, ihren Hauptsitz hatte sie in Chartres, dem alten Carnutum. „Derselbe heilige Geist", schreibt der Franzose Rouillard im Jahre 1609, „der den Propheten Elias erleuchtete, hat die Druiden erweckt, hat den Menschen von Chartres hundert Jahre vorher die Ankunft des Heilands offenbart, die Kirche von Chartres ist durch die Prophetie begründet

worden, die vor der Inkarnation unseres Herrn Jesus Christus erfolgte". Dadurch erklärt sich, bemerkt Karutz dazu, „daß die ersten christlichen Glaubensboten in Chartres die Statue einer Frau mit ihrem kleinen Sohne auf dem Arm als Mittelpunkt eines Kultes vorfanden. Was Rouillard aber nicht wußte, war, daß jener Erleuchtung altes druidisches Mysterienwissen zugrunde lag, das im Bilde der Ceridwen, die wie Demeter Persephone, so Creirryw zur Tochter und einen Sohn hat, der erst Avaggdu, ‚das häßlichste aller Wesen' oder Gwion, dann Taliesin, ‚die strahlende Stirn' heißt, die Entwicklung der ‚menschlichen Seele zur geistigen Schönheit' darstellte" (bei Wohlbold, 278).

Bei den deutschen Germanen ist es Ostara, der der Charakter der jungfräulichen Gottesmutter zukommt. Ihren astralen Ursprung und ihre Verwandtschaft mit orientalischen Sternengottheiten hat Teudt auf Grund seiner Untersuchungen über den Gutshof Oesterholz am Fuße des Teutoburger Waldes — ein altgermanisches Heiligtum, dessen Alter die Forschung auf rund 4000 Jahre schätzt — nachgewiesen. „Was in der orientalischen Astralmythenwelt Istar und Astarte sind", sagt er (S. 118—119), „das haben wir im Germanischen mit Wahrscheinlichkeit als Ostara. Ostara ist ein Name, der allem Anschein nach besonders in Nordwestgermanien volkstümlich geworden war. Daß Istar und Ostara dasselbe Wort sei, leuchtete ein", und bestätigt wird diese Annahme durch die astronomische Anlage des Hofes, die ihn einwandfrei als Ostara-Heiligtum ausweist. Denn die Ortung ist nach den Sternbildern Sirius, Capella, Orion und den Zwillingen vorgenommen. All diese Sternbilder aber weisen auf Beziehungen zu alten Muttergottheiten hin. Sirius wird im sumerischen Wintersonnenwendkalender geradezu Madonnenstern genannt und gilt als eine Manifestation der virgo coelestis, der himmlischen Jungfrau, als „Hundsstern" ist er Begleiter der babylonischen Madonna, und auch die Bewohner Schleswigs sollen nach dem Bericht des persischen Weltreisenden Quaswini (9. Jahrh.) zum größten Teil „Siriusanbeter" gewesen sein. Capella hat als Säugerin des Zeus unverkennbare Beziehungen zur Muttergottheit, und „die Verbindung der Gürtelsterne des Orion mit

der Ostara wird im germanischen Volksglauben dadurch offenbar, daß sie als Rocken (auch Spindel) der Freya gelten und die volkstümlichsten aller Gestirne geworden sind. Im Orientalischen ist Orion aber auch der Götterbote, der in die Unterwelt steigt, um Istar zu erlösen". Ebenfalls auf den Ischtardienst weisen die Zwillinge hin. Wenn Teudt zum Schluß dann meint, daß die Grundlage für die Entstehung und Aufnahme des Marienkultes in der christlichen Kirche im Ostaradienst der Germanen zu suchen sei, so stimmt das, wie wir sahen, wörtlich zwar nicht ganz, daß es sich dabei aber um die Übernahme und Erneuerung einer uralten Astralmythe, die sich in der Form des Ostaradienstes *auch* bei den Germanen findet, handelte, steht außer Frage. Nur so wird es verständlich, „wie leicht der Kultus der Jungfrau und Gottesmutter Maria in den ersten Jahrhunderten u. Z. sich entwickeln konnte. Es war ja im Grunde keine neue Gottheit, die man in ihr den Gläubigen zur Verehrung darbot, jedenfalls wurde sie nicht als eine solche empfunden, sondern man erblickte in ihr nur einfach eine christliche Form jener jungfräulichen Gottesmutter, deren ganzer Kult überall im Altertum verbreitet war. Wie hätte man also an der jungfräulichen Geburt Anstoß nehmen und Maria nicht vielmehr mit Freuden in den Kreis der verwandten Gottheiten aufnehmen sollen, die sich ja im Grunde nur durch ihren Namen, aber kaum in der Sache voneinander unterschieden, und deren Geschichten samt und sonders auf die Mutter Erde, bzw. auf das Sternbild der Jungfrau am Himmel zurückgingen?" (Drews, „Marienmythe", 51/52).

6. Der heilige Geist

Die Taube als Symbol

Der Marienkult ist das Herzstück des Katholizismus. Dennoch muß sich die „Mutter Gottes" in der androkratischen, d. h. männerbeherrschten, mönchischen Kirche offiziell mit einem Nebenthron begnügen, und der Protestantismus, der den Intellektualisierungsprozeß des Christentums noch weiter getrie-

ben hat, hat sie ganz gestürzt. Im Christentum ist aus der alten Götterdreiheit von Vater, Mutter und Sohn ein „dreieiniger“ Männergott von Vater, Sohn und Heiligem Geist geworden, der jedes biologischen Sinnes und jeder biologischen Fundierung bar ist. Die dritte Person der christlichen Trinität, der Heilige Geist, aber ist dabei eine sehr interessante Gestalt. Denn unter ihm liegen ganz einwandfrei erkennbar alte Muttergottheiten verborgen. Er wird allgemein als Taube dargestellt, die Taube aber ist das Symbol vieler Gottesmütter der vorchristlichen Religionen. Auch der Heilige Geist ist somit also eine Übernahme aus dem heidnischen Altertum und seine Verehrung eine Rehabilitierung der Gottesmutter, eine Verehrung des „Ewig Weiblichen“ in anderer Form.

Die Taube wurde im Altertum allgemein als das Sinnbild der mütterlichen Fruchtbarkeit und zugleich der Reinheit, Zärtlichkeit und Liebe angesehen. Sie galt schon in Assyrien als Geburtsvogel und war der Schutzgöttin der Gebärenden, Ischtar, heilig. Semiramis, die Gattin des sagenhaften assyrischen Königs Ninus — eine andere Form der Ischtar — hieß bei den Syrern schlechtweg die Taube, und die mit ihr identische Atargatis wurde gleichfalls in Gestalt einer Taube verehrt. In ihrem Tempel zu Hieropolis am Euphrat befand sich nach Lukian ein Bild der Göttin mit einer goldenen Taube auf dem Haupt. Eine solche hängt noch jetzt in der Kaaba zu Mekka Auch in Persien war die Taube ein heiliger Vogel; di Perser, die 492 v. Zw. am Athos scheiterten, hatten solche heilige Ischtartauben bei sich, die sie beim Untergang ihrer Schiffe fliegen ließen; es waren die ersten Haustauben in Europa. Im Zusammenhang damit findet sich bei ihnen eine ausgebildete Heiligengeist-Spekulation. In Palästina sollen die Samaritaner auf dem Berge Garizim eine Taube angebetet haben. Bei Philon erscheint die Wildtaube als ein Symbol des göttlichen, die zahme als ein Sinnbild des menschlichen Geistes, und im Talmud heißt es, daß der Geist Gottes wie eine Taube, die ihre Flügel über ihre Jungen ausbreitet, über den Wassern schwebte. Ursprünglich galt hier die Taube überhaupt als ein Bild des Schöpfungswassers. Auch die jüdische Sekte der Essener verehrte die Taube als Symbol des Geistes, des Logos. In Griechen-

land war sie der Aphrodite heilig, die auf einem von Tauben gezogenen Muschelwagen fährt. Im Tempelbezirk von Dodone, wo sich eins der neben Delphi wichtigsten Orakel befand, flogen heilige Tauben umher, ebenso wie sie unter dem Dach der Aphroditetempel zu Babylon, Hieropolis, Askalon usw. nisteten und sich noch heute in arabischen Moscheen ungestört ansiedeln dürfen.

Daneben finden sich allerdings auch noch andere Formen und Gestalten der Heiligengeist-Verehrung, bei denen die Beziehung zur Taube und der unter ihr versinnbildlichten Muttergottheit nicht immer oder nicht mehr unmittelbar offen zutage liegt. So vor allem in der Prâna-Spekulation der Inder und der spätgriechisch-gnostischen Pneumatologie, in denen wir es mit rein-geistigen Abstraktionen zu tun haben. Das indische Prâna ist der Lebenshauch, der Atem oder der Wind als Lebensprinzip, von dem gewöhnlich fünf Arten, den Sinnesorganen entsprechend, angenommen werden. Es ist der Vermittler zwischen dem Brahman und dem Atman, der Weltseele und der Menschenseele, und entspricht als solcher genau dem hagion pneuma der Gnosis und der christlichen Theologie. Die indische Philosophie, insbesondere der Buddhismus, kennt außer dem Prâna aber auch noch eine Prajnâ, die die Erkenntnis oder Weisheit bedeutet, und diese ist eine Frau, eine Göttin.

Den alten Christen waren die Zusammenhänge zwischen dem Heiligen Geist in Gestalt der Taube und den vorchristlichen Muttergottheiten noch durchaus lebendig, deshalb übernahmen sie das Taubensymbol auch in ihre Religion. „Sollte es doch eine Taube gewesen sein, die nach Ablauf der Sintflut dem Noah in ihrem Schnabel das Ölblatt brachte und ihm dadurch die Neuschöpfung der Erde verkündigte (die nur durch das weibliche Prinzip, den Urmutterschoß geschehen kann)! So gehört zur Maria infolge ihrer Verwandtschaft mit den angeführten weiblichen Gottheiten auch die Taube. Als peristerá (Taube) (statt des üblichen Paleía) = perah Istar: Istarvogel wird Maria in dem ältesten Mariengebet angerufen. ‚Wie eine schöne Taube', heißt es im Protevangelium des Jakobus, ‚wurde Maria großgezogen im Tempel des Herrn, und sie emp-

fing ihre Nahrung aus der Hand eines Engels'. Und eine Taube flattert auf das Haupt Josephs im Tempel, um damit anzukündigen, daß ihm die Jungfrau und künftige Gottesmutter zur Obhut bestimmt sei" (Drews, „Marienmythe", 31).
Die Verselbständigung des Heiligen Geistes und seine Einsetzung als Trinitätsperson ist dagegen erst ziemlich spät erfolgt, im Jahre 381 auf dem Konzil zu Konstantinopel. Die ältesten Kirchenväter kennen den Heiligen Geist als Person noch nicht. So Justinus Martyr (gest. um 165) und Irenäus (um 140 — um 202), bei denen er lediglich eine Kraft Gottes darstellt. Zum erstenmal personifiziert wurde er durch Basilius d. Gr. (um 330—379), der ihn in gewissem Sinne aber immer noch als den unpersönlich gedachten Logos faßte. So blieb er auch weiterhin immer ein zwitterhaftes Gebilde, unbestimmt und fluktuierend, so daß Gregor von Nazianz (um 329—390) noch ein Jahr vor der Homousion-Erklärung in Konstantinopel schreiben konnte: „Einige unserer Theologen halten den heiligen Geist für eine gewisse Wirkungsweise Gottes, andere für ein Geschöpf Gottes, andere für Gott selbst; andere sagen, sie wüßten selbst nicht, welches sie annehmen sollten, aus Ehrfurcht vor der heiligen Schrift, die sich nicht deutlich darüber erkläre" (Neander, „Kirchengeschichte" V, 599). Auf dieses asylum ignorantiae zogen sich die meisten zurück, denen die römische Dogmatisierwut wider den Strich ging. Aus dem 2. Kapitel der Apostelgeschichte, auf dem die Lehre vom Heiligen Geist aufgebaut ist, geht auch tatsächlich nichts Einwandfreies und Festumrissenes hervor. „Und es geschah schnell ein Brausen vom Himmel wie eines gewaltigen Windes und erfüllte das ganze Haus": daraus ist über die Gestalt des Heiligen Geistes selbst gar nichts zu entnehmen. Aus den Evangelien aber geht ganz eindeutig hervor, wie man sich ihn wirklich vorstellte. Jesus wird von Johannes im Jordan getauft, „und da Jesus getauft war, stieg er alsbald herauf aus dem Wasser; und siehe, da tat sich der Himmel auf über ihm. Und er sah den Geist Gottes gleich als eine *Taube* herabfahren und über ihn kommen" (Matth. 3, 16). Genau so heißt es bei Markus (1, 10), Lukas (3, 22) und Johannes (1, 32); die Zusammenhänge zwischen dem Heiligen Geist und den alten vor-

christlichen Muttergottheiten, denen allen die Taube als Symbol beigegeben und heilig war, stehen damit unzweifelhaft fest.

III. DIE CHRISTLICHE ETHIK

1. Der ethische Gesamtkomplex

Nach kirchlicher Ansicht ist die Ausbildung der christlichen Ethik in den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung die Grundlage für die sittliche Kultur Europas und die Voraussetzung für die abendländische Kultur überhaupt gewesen. Die Behauptung wird heute noch ganz ernstlich ausgesprochen und der Anspruch auf historische Einmaligkeit und innere Höchstwertigkeit dieser Ethik vom Christentum noch in strikter Form erhoben. Dabei steht wohl keine Behauptung auf schwächeren Füßen als gerade diese. Denn die christliche Ethik ist weder eine sehr hochwertige noch ist sie original. Sie hat ihre einzelnen Elemente den verschiedensten philosophischen und religiösen Systemen des vorchristlichen Altertums entlehnt und dabei merkwürdigerweise gerade immer die minderwertigsten und wertlosesten Bestandteile aus ihnen übernommen. Das hängt damit zusammen, daß diese Ethik aus einer Weltuntergangsstimmung heraus geboren wurde, aus einer Zeit heraus, für die alle hohen Ideale der Menschheit und alle positiven Tugenden ihren Sinn verloren hatten, für die alles eitel und alle menschliche Weisheit und Größe eine „Torheit vor Gott“ war. Die christliche Ethik ist deshalb vorwiegend passiv ausgerichtet und bestimmt. Sie erstickt alle wirklich wertvollen, spontanen und aktiven Regungen des menschlichen Gemüts schon im Keime und kultiviert dagegen die durch Furcht und Zwang bedingten. Sie knickt jede Äußerung der Lebensfreude schon in ihrer Wurzel — in den späteren protestantischen Sekten der Puritaner, Quäker, Pietisten usw. wird dieses Prinzip bis zur Unerträglichkeit und physischen Selbstaufgabe überspitzt — und hindert dadurch jede freie Entwick-

lung der Persönlichkeit. Sie drängt nicht zur Tat hin, sondern zum leidenden Dulden, weniger zur Ausübung des Guten als vielmehr nur zur Vermeidung des Bösen. Für die Ausbildung eines hochentwickelten Gemeinschaftslebens, für die Notwendigkeiten des Staates, der Wissenschaft und der Kultur ganz allgemein leistet diese Ethik, konsequent durchgeführt und beobachtet, deshalb so gut wie nichts. Der Begriff der Ehre ist ihr gänzlich unbekannt. Ihre Triebfedern sind nicht Ehre, Freiheit und Tapferkeit, nicht Vaterlandsliebe und Rassenbewußtsein, sondern im wesentlichen Furcht und Hoffnung.
Die christliche Ethik ist ganz eindeutig eine Lohn- und Strafethik. Eine Sittenlehre für unmündige Kinder und auch für solche gedacht und verfaßt. Gott ist ein strafender Richter oder belohnender Vater, der Mensch sklavisch der göttlichen Willkür ausgeliefert. Er hofft auf die ewige Seligkeit oder fürchtet sich vor der Hölle, meist abwechselsweise beides. Er hofft oder fürchtet aber stets für *sich*, d. h. die Beweggründe für sein sittliches oder gottgefälliges Verhalten sind ausschließlich selbstischer Natur. Die christliche Ethik erzieht zum Egoismus und zum Utilitarismus. Dem widerspricht auch nicht die Feststellung, daß sie zugleich eine demokratisch-kommunistisch ausgerichtete Ethik ist. Denn dieser Kommunismus ist nicht etwa ein hochgradiger und übersteigerter Altruismus — der an und für sich, wenn ihm nicht eine überindividuelle sittliche Idee zugrunde liegt, auch noch kein wirklich wertvolles und positives ethisches System darstellt — sondern lediglich ein kollektivierter Egoismus. Die christliche Sittenlehre ist ihrer Entstehung nach eine Konzession an die materiellen Hoffnungen und Sehnsüchte der proletarischen Massen des römischen Kaiserreichs. Da sie diese Hoffnungen in dieser Welt jedoch nicht zu erfüllen vermochte, mußte sie ihre Realisierung in ein zukünftiges Jenseits verlegen. Im Diesseits konnte die Kirche für diese Hoffnungen nur einen beschränkten Vorschuß leisten, und das hat sie in den ersten Jahrhunderten mit Hilfe ihres durch Beschlagnahme heidnischen Tempelgutes und fromme Stiftungen schon damals beträchtlichen Vermögens denn auch hie und da getan. Ihrer Wohltätigkeitsübung lagen überall Bekehrungsabsichten zugrunde, d. h. der mensch-

liche Egoismus wurde in den Dienst der Religion gestellt. Der Arme begab sich in den Schoß der „Mutter Kirche“, weil er für sein persönliches Wohlergehen im Diesseits wie im Jenseits etwas von ihr erwartete, der Reiche seinerseits gab aus den gleichen Gründen, tat „gute Werke“ um seines „Seelenheiles“ willen. Beides läuft auf puren Egoismus hinaus und läßt höhere Beweggründe für die sittliche Tat nicht aufkommen. Das Christentum war deshalb zur Zeit seiner Entstehung und Ausbreitung im wesentlichen eine Religion der Massen, des niederen Volks, der Plebs. Es vereinigte die materiell wie geistig Armen in seinen Reihen und trieb mit dem physischen wie psychischen Elend geradezu einen religiösen Kult. Das aber widerspricht nicht nur einer rassenbiologisch und -psychologisch untermauerten Sittenlehre wie der unsrigen, sondern der Natur selbst, von der diese Ethik als von ihrem Ur- und Vorbild allein abgelesen werden kann. Denn die Natur geht überall aristokratisch, nach dem Prinzip der Zuchtwahl zu Werke, indem sie das Leidende, Schwächliche und Kranke ausscheidet und nur das Starke und Gesunde, die höher entwickelten Typen und Formen erhält. Nur so ist der Fortschritt auf leiblichem wie auf geistigem Gebiet gesichert, und damit das Leben selbst. Nur die Ethik, die dieses Gesetz befolgt und zum obersten Prinzip des Handelns erhebt, ist deshalb lebenswahr und lebensbejahend, gott- weil naturverbunden und schlechthin „richtig“, jede Sittenlehre, die dieses Gesetz negiert, aber ist lebensunwahr, widergöttlich weil naturwidrig und schlechthin „falsch“. Und zur letzteren Art gehört, so betrachtet, auch die christliche.

Wir wollen uns im Folgenden indessen nicht so sehr allein auf die Mängel und den negativen Charakter der christlichen Sittenlehre konzentrieren, sondern die Herkunft dieser Ethik ganz allgemein einer näheren Prüfung unterziehen und dabei auch die positiven Elemente nicht verschweigen, von denen sich allerdings herausstellen wird, daß sie noch mehr als die negativen ausnahmslos fremdes Gedankengut sind und im Christentum keine wesentliche Fortbildung, sondern im Gegenteil oft sogar eher eine Rückbildung und Verkümmerung erfahren haben. Den Satz des Celsus, daß die „ethische Grundlehre der

Christen die gleiche sei wie die anderer Philosophen und als keine neue und besonders ehrwürdige Wissenschaft" betrachtet werden könne, werden wir dabei auf jeden Fall bestätigt finden.
Die christliche Vergeltungstheorie und die aus ihr resultierende Werkheiligkeitslehre des Katholizismus sind ihrem Ursprung nach indisches Gut. Schon in den ältesten indischen Texten wird die Meinung vertreten, daß alles Gute und Böse, das wir in diesem Leben tun, uns im nächsten mit gleicher Münze zurückgezahlt werden wird. „So haben sie uns in jener Welt getan und so tun wir es ihnen in dieser Welt wieder" (Reininger, 72). Es ist dies die sog. Lehre vom Karma, die noch heute in Indien „eine so allgemeine Anerkennung genießt, daß sie geradezu als das übereinstimmende Zentraldogma aller indischen Religionen aufgefaßt werden kann. Sie besagt: jede Tat, jedes Wort, jeder Gedanke ruft neben seiner sichtbaren Wirkung noch eine unsichtbare, transzendente — das Karma — hervor; jede Handlung erzeugt, wenn man es so ausdrücken darf, gewisse potentielle Energien, die sich unter gegebenen Bedingungen in aktuelle umwandeln, Kräfte, die als Lohn oder Strafe über kurz oder lang in die Erscheinung treten" (Glasenapp, „Hinduismus", 239). Die Handlungen des diesseitigen Lebens bestimmen also das jenseitige, den Zustand nach dem Tode. Um dem zu entgehen, d. h. um Strafen im Jenseits zu vermeiden, rät die indische Ethik deshalb überhaupt vollkommene Passivität an. Um keinen Fehltritt zu begehen, tut der Mensch nach ihr am besten, überhaupt nicht zu handeln und sich unter einem asketischen Wandel auf ein beschauliches Leben zu beschränken. Da dies in der Praxis jedoch so gut wie undurchführbar ist, entstand als Ausweg die Lehre vom pflichtgemäßen Tun, das lediglich um dem göttlichen Gebot zu genügen vollbracht wird. Damit sichert man sich zugleich einen wenn auch noch so kleinen Schatz im Jenseits, was in der Wurzel der christlichen Anschauung von den guten, gottgefälligen Werken durchaus entspricht. Denn diese tut man ja gleichfalls nicht aus selbstlosen Antrieben, sondern ausschließlich, um sich der persönlichen Seligkeit im Jenseits zu vergewissern.
Daneben kennt die indische Ethik aber auch noch einen ande-

ren Weg zum Heil, nämlich die Ausübung der Gottesliebe, und auch diesen finden wir ja im Christentum wieder. In der Bhagavadgîtâ sagt Krischna darüber ganz im Sinne des Neuen Testaments: „Wer stets bei seinem Tun nur meiner denkt im Leben / Mich über alles liebt, sich ganz mir hingegeben / Wer niemand haßt und wer an keinem Ding mag hangen / Der wird, o Pându-Sohn, dereinst zu mir gelangen" (Glasenapp, „Brahma und Buddha", 147). Den gleichen Weg rät Buddha an, wenn er sagt: „Alle Mittel, um sich religiöses Verdienst zu erwerben, ihr Mönche, haben nicht den Wert eines Sechzehntels der Liebe. Die Liebe, die Erlösung des Herzens, nimmt sie in sich auf und leuchtet und glänzt und strahlt" (Reininger, 77). Die erbarmende Liebe allen Geschöpfen gegenüber ist daher eins der charakteristischen Wesensmerkmale der buddhistischen Weltanschauung und praktischen Lebenshaltung. Zwar lehrt der Buddhismus nicht wie das Christentum die sich selbst aufgebende Feindesliebe, doch soll auch nach seiner Ansicht der Feind durch Nachsicht und sein Zorn durch Nichtwiederzürnen bezwungen werden. Zusammengefaßt wird diese Ethik im Buddhismus genau so wie im Christentum in zehn Geboten, die, im wesentlichen mit dem jüdischen Dekalog übereinstimmend, Tötung, Diebstahl, Unkeuschheit, Lüge und böse Nachrede verbieten und dafür Duldung, Nächstenliebe, Freigebigkeit und Wahrheitsliebe empfehlen und verlangen. „Wer einen Nichtschlechten schlecht macht, einen reinen unschuldigen Mann, auf diesen Toren fällt die Sünde zurück wie feiner Staub, der gegen den Wind geworfen wird", so lautet das achte Gebot des Christentums im Buddhismus (Reininger, 78). Die Übereinstimmungen zwischen beiden Religionen gehen also — man nehme das früher Beigebrachte hinzu — ziemlich weit und kommen streckenweise einer Identität der Anschauungen gleich. Man hat das Christentum aus diesen Gründen als einen verspäteten Sprößling des Buddhismus bezeichnet. Beides sind Erlösungsreligionen, die das Weltleid kultivieren, in seinen praktischen Auswirkungen aber steht der Buddhismus fraglos noch auf einer höheren sittlichen Stufe als das Christentum, denn er kennt weder Ketzerverfolgungen noch Hexenprozesse, weder Kreuzzüge noch Religionskriege.

Auch die ägyptische Religion kennt den Grundsatz des do ut des (wie du mir, so ich dir) als Prinzip des sittlichen Handelns, sowohl in Beziehung auf den Nebenmenschen wie in Bezug auf Gott. „Tue etwas für Gott, daß er dir gleiches tue mit einer Spende, die den Opfertisch gedeihen läßt... Gott kennt den, der für ihn etwas tut", heißt es in dem Weisheitsbuch für den König Merikere (Balcz, 44). Und das Prinzip der Gottesliebe kommt in den Worten zum Ausdruck: „Die Tugend des Rechtgesinnten wird (von Gott) lieber entgegengenommen als der Ochse des Unrechttuenden" (ebd.). Ganz allgemein kommt Czobel aber bei dem Vergleich der ägyptischen mit der jüdisch-christlichen Moral zu der Feststellung, daß in der ersteren eine sittliche Weltordnung herrsche, „die allen Menschen gegenüber Geltung hat und sogar dem Feinde eine menschliche Behandlung sichert. Sodann sind diese Gesetze nicht ausschließlich präventive Verbote, es werden auch einige uneigennützige Handlungen anbefohlen, sogar die Sklaven finden Schutz gegen die Willkür ihrer Herren. Alle diese Vorschriften gelten im mosaischen Gesetz nur Stammesgenossen gegenüber. Der engherzige Chauvinismus und Partikularismus, der hier herrscht, ... steht der ganzen Welt feindlich gegenüber. ... Der rein-utilitäre und präventive Charakter der Gesetze sind gewiß nicht die Kennzeichen hoher Gesittung" (I, 152).
Das Judentum hat all die sittlichen Bestandteile, die es aus fremden Religionen — der ägyptischen, persischen, assyrisch-babylonischen — in seine eigene Lehre übernahm, auf den Standpunkt seines platten Materialismus und Nützlichkeitsprinzips herabgezogen und entwertet. „Daß diese hochgepriesene Moral weit hinter jener anderer Kulturvölker derselben Periode stand, erhellt schon aus dem Umstande, daß heute keine Juden vorhanden wären, hätten die Perser oder Assyrer dieselben Grundsätze befolgt. Enger Partikularismus, große Härte, absoluter Utilitarismus und Egoismus kennzeichnen... dieses Sittengesetz, das nicht einmal die Priorität beanspruchen kann, weil damals schon viel höhere moralische Ansichten vorhanden und ... bekannt waren, in denen statt dem mosaischen Verhaltungsreglement sittliche Prinzipien zur Geltung kommen" (a. a. O. 153). Auch Chamberlain meint, daß sich die

Juden „nie zu der Höhe der ägyptischen Vorstellung hinaufgeschwungen" hätten, was die Anschauungen über Lohn und Strafe im Jenseits betreffe. „Der Lohn war für sie früher einfach sehr langes Leben des Individuums und künftige Weltherrschaft der Nation, die Strafe Tod und für die kommenden Geschlechter Elend" (S. 573, Anm. 2). Das Christentum aber, muß man hinzufügen, hat diesem Materialismus kaum entgegengearbeitet, sondern ihn höchstens ins Transzendente verlagert, denn auch im christlichen Himmel wie in der Hölle geht es ja noch höchst handgreiflich zu.
Aus den spätjüdischen Sekten hat das Christentum zum guten Teil seine rein passiven Tugenden entnommen. Die Armut und Bedürfnislosigkeit, die Leidenschaftslosigkeit und den duldenden Gehorsam lehrten auch schon die Essener. Ebenso verwarfen sie den Privatbesitz und lebten in Gütergemeinschaft, was auch die Ebioniten taten, die nach dem kommunistischen Grundsatz handelten: „Was dein ist, ist mein, und was mein ist, ist dein." Der nichthistorische Ebion, nach dem sie sich benannten, heißt nichts anderes als „der Arme". Die Mandäer verwarfen den Zins und Wucher, predigten Ehrfurcht vor den Eltern, Barmherzigkeit, Menschenliebe, gute Werke und Gottvertrauen in Verfolgungen. „Alles, was ihr an euch selber haßt, tuet nicht euren Nächsten", „eure Hände sollen Almosen geben und eure Herzen im Glauben stehen", „Glaube und gute Werke sind die Hauptsache", waren ihre ethischen Hauptglaubensartikel. Die gnostischen Karpokratianer endlich waren Kommunisten wie die Essener und Ebioniten. Die Begriffe von mein und dein waren ihnen die Quelle alles menschlichen Elends, die sie unter sich durch Gemeinschaftlichkeit des Besitzes, auch der Frauen und Männer, zu verstopfen trachteten. Den nachhaltigsten Einfluß auf die christliche Sittenlehre aber hat die unter den angeführten am höchsten stehende griechische Ethik ausgeübt. Viele moralische Einzelanschauungen, die heute als spezifisch christlich erscheinen, gehen — wo sie nicht älter sind — auf griechische Philosophen zurück, und wenn das Christentum sittliche Anschauungen des Judentums je verbessert und veredelt hat, dann geschah es mit Hilfe griechischer Ideen. Wenn man das Wertmoment einmal außer acht läßt,

kann man ohne weiteres sagen: die Griechen und in ihrem Gefolge auch die Römer hatten bereits vor dem Auftreten des Christentums eine christliche Ethik. Zieht man die sittlichen Höchstwerte, wie Tapferkeit, Gerechtigkeit, Ritterlichkeit und Ehre, Freiheits- und Vaterlandsliebe, noch mit in den Kreis der Betrachtung ein, dann bleibt die christliche Ethik weit hinter der griechisch-römischen zurück.

Um jedoch nur das Gemeinsame anzuführen: die Forderung, auf keinen Fall Unrecht zu tun und lieber Unrecht leiden als Unrecht tun, brauchten die Griechen weder von den Juden noch von den Christen zu übernehmen, sondern diese kannten sie schon durch Sokrates (469—399 v. Zw.) und seine Anhänger. Die Armut und Bedürfnislosigkeit predigten bereits Diogenes von Sinope (403—323 v. Zw.) und Antisthenes (444—368 v. Zw.); von letzterem stammt auch der Satz, daß der Weise nicht Bürger eines bestimmten Staates, sondern Weltbürger sei, ein Satz, in dem der christliche Kosmopolitismus seine Wurzeln hat und der dem Christentum über den Stoizismus vermittelt wurde. Hier hatte er bereits seine Ausbildung zur vollen Reife erfahren; die Stoiker setzten sich über Werte wie Rasse und Volkstum schon bedenkenlos hinweg, ihr Ziel war die unterschiedslose „Menschheit", ein verwaschener Humanismus, der von den französischen Revolutionsidealen der Gleichheit und Brüderlichkeit nicht mehr wesentlich verschieden ist.

Aus der griechischen Philosophie stammt auch die negative Einstellung des Christentums gegenüber der Arbeit. Plato ging darin so weit, daß er Handarbeit und sittliche Minderwertigkeit für identisch hielt. In seinem Idealstaat schließt er alle Handarbeiter, einschließlich der Ackerbauer, für die die griechische Volksmeinung sonst noch das meiste übrig hatte, von der Regierung und der Verteidigung des Landes aus, und diejenigen Kinder der beiden ersten Stände, der Krieger und Beamten, die eine unedle Natur verraten, werden in den Stand der Arbeiter als die niedrigste Kaste hinabgestoßen. Ebenso ablehnend sagt Aristoteles (348—322 v. Zw.): „Es ist nicht möglich, die Werke der Tugend zu üben, wenn man das Leben eines Handwerkers oder Tagelöhners führt" („Politik" III, 3; Barth,

148). Die Hirten und Ackerbauer schätzt er zwar etwas höher ein, aber auch nur, weil sie arbeiten und sich infolgedessen nicht um die Regierungsgeschäfte kümmern. Er hält sie nicht für tüchtige und tugendhafte Bürger, sondern nur für harmlos und unschädlich. Auch in seinem Musterstaat hat nur die Aristokratie unbedingtes Lebensrecht. Er unterscheidet im ganzen etwa 15 Tugenden, die Tugend des Fleißes aber sucht man darunter vergebens.

Erst die Stoa hat mit diesen Anschauungen gebrochen, nachdem schon mit den Kynikern eine gewisse Wandlung eingetreten war. Der Stoiker Kleanthes (331—233 v. Zw.) z. B. rechnete es sich durchaus nicht zur Unehre an, da er sehr arm war, des Nachts Wasser zu tragen, um sich am Tage der Philosophie widmen zu können. Und Epiktet (um 50—138 n. Zw.), der zur Nacheiferung dieses Beispiels aufruft, entgegnet dem, der den Hunger fürchtet: „Kannst du nicht Wasser tragen, nicht schreiben, nicht Kinder hüten, nicht eine fremde Tür bewachen? — Aber es ist schimpflich, in solchen Dienst zu gehen. — Lerne nur erst, was schimpflich ist, und dann nenne dich vor uns einen Philosophen!" (Barth, 151). Das Christentum, das sonst so stark vom Stoizismus beeinflußt ist, hat diese positive Einstellung gegenüber der Arbeit bezeichnenderweise nicht mit übernommen, sondern hielt sich in diesem Punkt an seinen großen theologisch-spekulativen Lehrmeister Plato. Lehnte dieser aber die Handarbeit vom Standpunkt seines aristokratischen Klassenbewußtseins aus ab, so taten es die Christen ganz offensichtlich aus Arbeitsscheu, die auch dadurch nicht besser wurde, daß man sie transzendental begründete. Denn der Sinn des Lebens ist zweifellos nicht der, daß man es beschaulich, in Betrachtung der „hochheiligsten Geheimnisse der christlichen Religion" hinbringt, sondern daß man es tätig meistert. Nur „wer immer strebend sich bemüht, *den* können wir erlösen". Was schließlich die christliche Wohltätigkeit angeht, so hatte auch sie bereits ihre griechisch-römischen Vorbilder. In Griechenland z. B. empfingen die Kriegsinvaliden und später auch die auf andere Weise arbeitsuntauglich Gewordenen staatliche Unterstützung, und in Rom führte das Anwachsen der Bevölkerung gleichfalls zur Austeilung öffentlicher Unterstützun-

gen, die unter Caesar durch Verteilung von Brotgetreide an die Armen geregelt wurde; unter Nero und Hadrian entstanden dann wirkliche, durch das kaiserliche Privat- oder das Staatsvermögen gespeiste Wohltätigkeitsanstalten. Man hat es hier also schon mit den Anfängen einer staatlich arbeitenden, öffentlichen Sozialfürsorge zu tun, während das Christentum für diese Zwecke die Seligkeitsangst und den religiösen Egoismus einzelner Reicher in Anspruch nahm und die Kirche selbst, als sie Macht und Vermögen dazu hatte, das ganze Mittelalter hindurch bis in die Neuzeit hinein für die Beseitigung der sozialen Mißstände und die Hebung des Lebensstandards des arbeitenden Volkes so gut wie nichts geleistet und getan hat.

2. *Sünde und Erbsünde*

Der christliche Sündenbegriff entstammt der Vorstellungswelt des Magismus und bedeutet ursprünglich nichts anderes als ein Fehlen im wörtlichen Sinne des Nichtvorhandenseins, dann einen Fehler machen, eine Nichtbeachtung oder falsche Ausführung kultischer Gebräuche, besonders des Opfers. In diesem Sinne kennen viele vorchristliche Religionen die Sünde. Die Verlagerung ins Transzendente dagegen, die Fassung des Begriffs als einer metaphysischen Urschuld, als einer Erbsünde, die niemand direkt begangen hat, ist eine späte Errungenschaft des Christentums, hergeleitet aus falsch verstandenen jüdischen Ideen.
Die indischen Veden verwenden den Begriff durchaus im Sinne des Magismus. Die Sünde erscheint hier wie eine Krankheit oder ähnliche schadenbringende Potenz, die zwar dauernd latent vorhanden ist, denjenigen, gleichsam den „Gesunden", der nicht unmittelbar mit ihr in Berührung kommt, aber nichts angeht. Man stellt sie sich wie eine Fessel oder Schlinge vor, die dem Menschen gestellt wird, die man aber, wenn man vorsichtig ist, vermeiden und umgehen kann, und man kommt nicht schon „gefesselt" und in Sünden verstrickt auf die Welt. An einen sündenstrafenden Gott wird dabei nicht gedacht; „es

genügt, daß sich die Betrachtung auf die Sünde selbst als auf die Fessel richtet, die mit ihrer verderbenbringenden Macht dem Schuldigen anhaftet" (Oldenberg, 295). So betet man dieser rein äußerlichen Auffassung gemäß zu Soma und Rudra um Befreiung von der „an unserem Leibe festgebundenen Sünde, die wir begangen haben", und zu Varuna: „Löse von uns die Sünde, die wir begangen haben." Über die geöffnet daliegende Schlinge sucht man „hinwegzugelangen wie mit einem Wagen und Rossen" (ebd.). Man kann die Sünde auch durch Opferung tilgen, indem man kleine Kuchen in Tellerform bäckt und diese dann verbrennt. An den Tellern haftet die Sünde der Hausgenossen, durch die Verbrennung wird sie getilgt.
Nicht anders versteht das Alte Testament den Begriff der Sünde. Das Wort als solches kennt es gar nicht. Der Begriff ist aus dem Verbum „chata" entstanden, das wörtlich „fehlen, verfehlen, nichtvorhandensein" heißt. Unter den Benjamiten waren Leute, die Steine schleudern konnten, ohne zu fehlen" (chata; Richter 20, 16). Bathseba, die Mutter Salomos, sagt zu David: „Sobald mein Herr, der König (David) gestorben sein wird, werden wir (ich und Salomo) als ‚Chataim' betrachtet werden, als Leute, die nicht vorhanden sind", was Luther mit „Sünde" übersetzt (1. Kön. 1, 21). Den augenfälligsten Beweis für diese Auffassung der Sünde im Sinne eines rein äußerlichen Fehltritts oder einer falschen Handlung liefern die Vorschriften über die Behandlung der Bundeslade. Der Pentateuch bestimmt, daß der Kasten, um eine Berührung mit ihm zu verhindern, nur mit Tragstangen getragen werden darf, und dieses auch wieder nur von Mitgliedern der levitischen Kehat-Familie, der Moses und Aaron selbst angehörten. Als nun die Philister den Kodesch — die Bundeslade —, den sie den Israeliten entführt hatten, auf einem mit jungen Kühen bespannten Wagen wieder an die Grenze schicken, von wo ihn David nach Jerusalem schaffen lassen will, gleiten die Kühe an einer bestimmten Stelle des Weges aus. Da greift Usa, einer der Wagenführer, nach dem Kasten, damit er nicht herunterstürzt, und fällt auf der Stelle tot um (2. Sam. 6, 1—8). Ja, als die Lade wieder in das Gebiet Judas einzieht, sind es ihrer sogar fünfzigtausend, die umkommen, nur „darum, daß sie die

Lade des Herrn *angesehen* hatten" (1. Sam. 6, 19). „Als ‚Sünde' kann man diese Reflexbewegung Usas gewiss nicht bezeichnen. Es war ein *ritueller* Fehler, der zur Ursache seines Todes wurde. Auch David faßt ihn nicht ethisch auf. Es ärgerte ihn, daß Jahve an Usa zum *Durchbruch* gekommen war (paraz), deshalb nannte er die betreffende Stelle ‚Perez Usa'. ... Kurz, hier zeigt sich auch im Althebräischen, wie chata von Haus aus gerade so wenig mit moralischen Verfehlungen zu tun hat wie bei den Altägyptern kultische Reinheit mit sittlichen Qualitäten. Die Vorschriften des Pentateuch sind *Ritual*vorschriften, bei denen an heutige Moral nicht zu denken ist" (Aram, „Magie und Mystik", 136/137). Von der jüdischen Theologie wird deshalb auch der christliche Sündenbegriff und insbesondere das Dogma von der Erbsünde nachdrücklich zurückgewiesen. Der Jude Graetz hält diese Lehre für eine Erfindung des Paulus.

Für die magische Auffassung der Sünde als eines Krankheitsstoffes im Judentum spricht auch noch die Tatsache, daß die Juden alljährlich am Tage des großen Versöhnungsfestes (Jom Kippur) die Sünden des gesamten Volkes auf einen Ziegenbock (daher der christliche „Sündenbock") luden und ihn mit seinem Dämon in die Wüste trieben. Diese zweifellos einfache Methode, seine Sünden loszuwerden, ist zwar in das Christentum übergegangen — denn wenn der Christ seine Sünden dem Beichtvater auflädt, so ist das zwar ein Unterschied in der Manier, aber keiner im Prinzip — von einer Fassung des Begriffs im Sinne einer moralischen Schuld oder gar einer metaphysischen Erbsünde, kann im Judentum jedoch keine Rede sein. Diese kennt nur das Christentum, und sie allerdings als ewig auf dem Menschen lastend und unaustilgbar.

In Ägypten könnte es fast so scheinen, als wäre seiner Religion der Begriff der Sünde im christlichen Sinne geläufig gewesen, denn auf Grabinschriften ist da „das eine oder andere Mal" ein Bekenntnis wie das folgende zu lesen: „Ich war ein Mann, der falsch geschworen hat bei Ptah (der große Gott von Memphis, der ägyptische Schöpfergott), dem Herrn der Wahrheit, so daß er mich am Tage die Finsternis hat sehen lassen. ... Hütet euch, den Namen des Ptah frevelhaft zu nennen.

Wer ihn freventlich nennt, geht zugrunde. Er machte, daß ich wie die Tiere der Straße war, ich war in seiner Hand. Er ließ Menschen und Götter nach mir sehen und ich war wie ein Mann, der Abscheuliches gegen seinen Herrn getan hatte. Nur gerecht war Ptah, der Herr der Wahrheit, gegen mich, er hat mich gestraft. Sei mir gnädig und lasse mich deine Gnade sehen" (Balcz, 53). Aber derartige Äußerungen sind nicht nur Einzelfälle, sondern im Grunde auch immer noch magisch gedacht. Allgemein herrscht durchaus das Bestreben vor, „durch geheimnisvolle Mittel irgendwelchen Gefahren im jenseitigen Leben zu entgehen, ... das ... Verfahren von Anspielen auf geheimes Wissen, Rezitieren kräftiger Sprüche und Bedrohung der Widersacher ... läßt sich durch die ganze Zeit verfolgen" (ebd.).
Selbst in Griechenland, das den Begriff der Schuld aufs höchste entwickelt und bis ins einzelne analysiert hat, trifft man noch auf die Ansicht, daß die Sünde ein Äußerliches sei und gleichsam „abgewaschen" werden könne. Jedenfalls gilt dies für den Volksglauben, während die Tragödie und philosophische Ethik das Problem tiefer gefaßt und fundiert haben. Im griechischen Volksglauben hat der jüdische „Sündenbock" eine Parallele. Hier zeigen die Riten der Reinigung und Entsühnung durchaus die Absicht, alles Böse „auf einen einzelnen Gegenstand oder ein Tier oder einen Menschen abzuwälzen und mit ihm aus der Gemeinschaft der Lebenden zu entfernen. ... Am großen Sühnfeste Athens, den Thargelien, wurde ein todeswürdiger Verbrecher durch die Straßen der Stadt geführt; er sammelte gewissermaßen Frevel und Befleckung aus jedem Haus und jeder Familie und belud damit sein eigenes Haupt; dann wurde er draußen vor der Stadt erschlagen, sein Leichnam verbrannt, die Asche ins Meer gestreut. Aber die Bürgerschaft war wieder rein, alle Schuld von ihr genommen" (Radermacher, 106/107). Man sieht, diese Anschauungen stehen ethisch zwar nicht eben hoch, sind bei all ihrer Primitivität aber doch von einem größeren Verständnis für die Notwendigkeiten des Lebens erfüllt, als die christliche Erbsündenlehre, die den Menschen bereits vor der Geburt mit einer Schuld belädt, die er dann sein ganzes Leben nicht mehr los wird und

die ihn seelisch vernichtet, wenn er nicht stark genug ist, sich von diesem Wahngebilde zu befreien.
Dem Germanentum war der christliche Sündenbegriff schlechthin fremd. Ulfilas hat sich redlich bemüht, seinen Goten die christliche Lehre näherzubringen, ein Wort für „Sünde" findet sich in seiner Bibelübersetzung jedoch nicht; diesen Begriff mußte er unübersetzt lassen. Ebensowenig berichtet Tacitus etwas über die Sündenvorstellung der Germanen. Sie mußte ihnen durch das Christentum erst regelrecht beigebracht werden, „dazu mußte erst die Liebe verteufelt und durch den Reiz des Verbotenen, durch die Erotik zur wahrnehmbaren Sünde werden" (Kummer, 315). Tacitus schildert die Germanen als kräftige, widerstandsfähige und trotzige Gestalten, „deren Rassenreinheit keineswegs durch gewaltsames Eindringen oder friedliche Aufnahme Fremder gelitten hat", die „nicht durch Ehemischungen mit nichtgermanischen Völkern entartet sind" („Germania", Kap. 2 und 4), das dauernde Sündengefühl aber ist die charakteristische Begleiterscheinung „physischer Bastardierung. Die Rassenschande zeugt vielspältige Charaktere, Richtungslosigkeit des Denkens und Handelns, innere Unsicherheit, das Empfinden, als sei dies ganze Dasein der ‚Sünde Sold' und nicht eine geheimnisvolle notwendige Aufgabe der Selbstgestaltung. Dieses Gefühl der Verworfenheit aber ruft die Sehnsucht nach einer Gnade notwendig hervor, als einzige Hoffnung der Erlösung vom blutschänderischen Dasein" (Rosenberg, 71).
Aber selbst im Christentum hat der Kampf um die Sünden- und besonders die Erbsündenlehre noch Jahrhunderte gedauert. Die frühen Kirchenväter Justin und Irenäus wissen von einer Erbsünde noch nichts, der Afrikaner Tertullian (um 160—222) hat den Begriff erstmals in die Theologie eingeführt und Augustin (354—430) dann schließlich ein System mit Hörnern und Klauen daraus gemacht. Zwar findet sich bei ihm auch noch die rein auf einen äußeren Fehltritt abzielende und dem Alten Testament entlehnte Definition: „Sünde ist eine Verletzung des ewigen Gesetzes durch Wort, Tat oder Begierde", davon abgesehen aber hat er die Tertullianschen Ideen freudig aufgenommen und sie im Kampf gegen den Pelagia-

nismus zu einer scharfen Waffe des Kirchenchristentums geschmiedet. In Pelagius (um 400) dagegen bäumte sich gewissermaßen das gesamte Germanentum gegen den afrikanischen Erbsündenwahn auf. „Indem Pelagius die grob-materialistische, konkret-historische Auffassung von Adams Fall mit Empörung verwirft, beweist er sein tief religiöses Empfinden und bewährt es in glücklicher Erhebung gegen platten Semitismus, zugleich — indem er z. B. den Tod als ein allgemeines notwendiges Naturphänomen nachweist, welches mit Sünde nichts zu schaffen habe — ficht er für Wahrheit gegen Aberglauben, für Wissenschaft gegen Obskurantismus" (Chamberlain, 565/566). Mit ihm und in seiner Nachfolge hat der germanische Geist immer wieder gegen die christliche Welt- und Seelenverelendung gekämpft und den Menschen auf seine eigene Kraft und seine Leistungsfähigkeit im Dienste des Guten und zum Guten hin verwiesen, in der festen Überzeugung, daß, wie Pelagius sagt, unserer Seele eine „natürliche Heiligkeit" innewohnt, die, wenn sie gepflegt und entwickelt wird, uns das Böse von selbst vermeiden und verabscheuen läßt und die „Sünde" denen überläßt, die sie zur Knebelung und Bannung ihrer „fleischlichen" Gelüste nötig haben.

3. Die Erlösung

Erlösungsverlangen ist die unmittelbare Folge des christlichen Sündengefühls und Bewußtsein des Gefallenseins. Erlangt wird die Erlösung durch die „Gnade Christi", die den festen Glauben an die Wirksamkeit dieser Gnade im Menschen voraussetzt. Auch die indischen Religionen kennen die Erlösung, aber nicht von der Sünde, sondern vom Leid. Die Überzeugung, daß alles Leben Leiden sei, „und zwar seinem unaufhebbaren Wesen nach, ganz unabhängig von der zufälligen Lebensgestaltung des einzelnen" (Reininger, 64), hat sich hier in den Systemen der mittleren und späten Zeit überall durchgesetzt und ist eine Folge der Rassenmischung; der ältesten Zeit war diese pessimistische Lebensauffassung fremd. Dem ungeachtet hat die indische Erlösungslehre jedoch noch einen

Großteil der altarischen Überlieferungen treu bewahrt und den Menschen nicht an ein überirdisches Jenseits ausgeliefert und ihn von diesem abhängig gemacht, sondern gerade seine geistige Kraft und Selbständigkeit zur Bedingung der Erlösung erklärt. Ist schon das Ziel ein anderes als im Christentum — hier Erlösung vom Leid, dort von der Sünde — so ist es erst recht der Weg, der in den indischen Religionen einschließlich des Buddhismus in der Erkenntnis, im richtigen Wissen besteht, während er im Christentum über den Glauben an unbeweisbare Hypothesen führt. „Der wird von allen Banden befreit", heißt es in den Upanishaden, „der inmitten des Wirrsals den end- und anfangslosen Schöpfer aller Dinge *erkannt* hat, den allgestaltigen Gott, der allein alles umhüllt" (Hillebrandt, 130). Und noch deutlicher ein andermal: „Wahrlich, wer jenes höchste Brahma *kennt,* der wird zu Brahman und auch die Götter haben nicht Macht zu bewirken, daß er es nicht wird" (Reininger, 73). Die Erlösung findet also in dem Moment statt, in dem der Mensch sich von dem „das wahre Wesen verdunkelnden Nichtwissen befreit, die Illusion des Nicht-Brahma-Seins durchschaut und seiner ewigen Identität mit der Urkraft sich bewußt wird" (ebd.). Deshalb lehrt der große Seher Yâjnavalkya ausdrücklich: das Atmanwissen, das Bewußtsein von der Identität der Menschenseele mit dem schöpferischen Prinzip der Welt, *bewirkt* nicht nur die Erlösung, sondern *ist* die Erlösung selbst. Die Erlösung winkt dem indischen Gläubigen also nicht erst in einem ungewissen Jenseits und er wird nicht mit Versprechungen abgespeist wie der Christ, sondern sie ist ein Akt, der im Augenblick der richtigen Erkenntnis Gottes und der Welt schon im Diesseits vollzogen wird und sich vollendet. Zweifellos ein „großer, monumentaler Gedanke!" Über die Erlösungsbemühungen auf dem Weg über die Askese, wie sie später durch das Christentum gleichfalls ausgebildet und entwickelt wurden, machen sich die indischen Texte ganz offensichtlich lustig. In den Purânas z. B. (mythologische Werke aus dem 1. Jahrtausend v. Zw.) heißt es über diesen Weg geringschätzig: „Wenn Menschen ihre Erlösung erlangen könnten dadurch, daß sie sich mit Erde, Asche und Staub beschmieren, dann müßte ja jeder Hund er-

löst werden, weil er stets zwischen Erde und Asche lebt. Werden die Schakale, Ratten, Gazellen und andere Tiere, die sich nur von Gras, Blättern und Wasser nähren, und immer im Walde leben, dadurch Heilige? Sind die Krokodile und Fische, die von der Geburt bis zum Tode im Gangeswasser wohnen, dadurch Yogîs?" („Garuda-Purâna" 16, 66ff.; Glasenapp, „Hinduismus", 265). Nein, so stellen die Texte fest, das Wissen, das die Erlösung ist, wird nicht durch Fasten, Wachen und Beten erreicht, sondern einzig und allein dadurch, daß der Mensch im denkenden Erkennen immer weiterschreitet, bis er sich dessen bewußt wird, daß er ein Teil und eine Manifestation des Brahman ist und die Weltseele sich in seiner eigenen widerspiegelt.

Die griechischen Erlösungsvorstellungen, wie sie die Mysterienkulte entwickelten, kommen den christlichen Anschauungen in gewissem Sinne schon viel näher und sind auf das Christentum wohl auch nicht ohne Einfluß geblieben; in der älteren Literatur, so in zahlreichen Mythen und bei Plato, in der Erlösungsgedanken mehr oder minder deutlich erkennbar sind, wird auf diese Seite jedoch kein allzu großes Gewicht gelegt. Der Grieche war seinem ganzen Wesen nach nicht zum Pessimismus geneigt und wurde erst vom Osten her damit infiziert. Der seelische Schwerpunkt lag für ihn nicht im Jenseits, sondern im Diesseits, im Leben selbst.

Ebenso für den Germanen. „Die kraftvolle Lebensführung des Germanen trug kein Bedürfnis nach Erlösung im christlichen Sinne in sich" (Schlender, 13). Er war nicht Weltschmerzler wie der Christ des römischen Völkerchaos, sondern stand fest auf der Erde und sah „hier sich um". Erst der neue Glaube impfte ihm diesen Weltschmerz und die Erlösungssehnsucht ein. „Dadurch aber, daß das Christentum Nicht-Erlösungs-Bedürftige erst erlösungsbedürftig machen mußte, um sie bekehren zu können (was selbst bis heute nur teilweise gelungen ist), blieb die Notwendigkeit der christlichen Kirche im Norden unerwiesen. Dem Nordgermanen ist die Geschichte noch den vollen Beweis schuldig geblieben, daß er sich selbst zum Tode werden muß, wenn er das eigene Leben lebt. Das Ergebnis dieser unzeitgemäßen Bekehrung ist aber schließlich der

faustische Mensch mit seinen zwei Seelen, der zwischen Weltsucht und Weltflucht friedlos ist. Aus dem selbstverständlichen Leben in der Welt ist das Problem des Lebens geworden als ein Wandern zwischen zwei Welten" (Kummer, 279). Der nordische Mensch — und so selbst Faust trotz seiner zwei Seelen — erlöst sich selbst, indem er den Weg zu Gott nicht außerhalb seiner in einem komplizierten übernatürlichen Heilsapparat, sondern *in sich* sucht und findet. „Keine menschliche Macht kann ihn erlösen, auch nicht der Mensch, der in Rom als Statthalter Petri eine angeblich von dem Galiläer gegründete Weltkirche verwaltet, als Inhaber der Gnaden- und Heilsmittel. Das ist eine Weltanschauung der ‚mit allen Schätzen ausgestatteten Provinzen' des alten römischen Imperiums, ebenso wie sein kultischer Pomp orientalischer Priesterdespoten. Uns Deutsche geht das nichts an" (Wirth, 49/50).

Dem Christentum, das mit dem Anspruch auf den alleinigen Besitz der Patentrechte des Erlösungsglaubens auftritt, aber muß geantwortet werden, daß es auch darin — vom Wert dieses Glaubens ganz abgesehen — nicht original ist, sondern zahllose vorchristliche Vorgänger hat, die zum Teil als direkte Quellen seiner Anschauungen zu werten sind. Erlösungsreligionen sind außer den indischen auch die persische, die babylonisch-assyrische und die ägyptische Religion. Buddha, Zarathustra, Marduk, Osiris, Tammuz, Ormuzd, Attis und Orpheus — sie alle sind „Erlöser" wie Christus. Um Leiden und Erlösung von diesem Leiden drehen sich all ihre Gedanken, und wenn die christliche Theologie meint, daß diesen Erlösern die Wirksamkeit gemangelt habe, dann ist dies erstens eine bloße Äußerung des christlichen Auserwähltendünkels und zweitens muß man fragen, ob denn der mythische „Jesus von Nazareth" die Welt wirklich erlöst hat? Bislang hat man davon jedenfalls noch nichts verspürt, so daß wir nicht nur Grund haben, die vorchristlichen Erlösungsideen auf sich beruhen zu lassen, sondern auch alle Ursache, uns von dem christlichen Erlösungstaumel fernzuhalten. Uns Deutsche geht das in der Tat nichts an.

4. Unsterblichkeit

Nach Unsterblichkeit hat die Menschheit von den ältesten Zeiten bis auf den heutigen Tag gestrebt, und ihre Motive waren im wesentlichen dabei immer die gleichen: Verlängerung des Lebens ins Unendliche. Durch die Hoffnung auf ein zukünftiges Leben suchte sich der Mensch über die Furcht vor der dunklen Pforte des Todes hinwegzutrösten und zu — täuschen, im Lichte dieser Hoffnung erschien ihm das irdische Leben allein erträglich.
So finden wir den Unsterblichkeitsglauben bei allen Völkern, bei den primitiven sowohl wie bei den hochkultivierten, und in allen Zeiten. Der besonders aus dem alten Ägypten bekannte Brauch, dem Toten bei der Bestattung alles Notwendige für das zukünftige Leben, Frauen, Diener und Haustiere, mit in das Grab zu geben, wird schon von den Primitiven geübt. Bei einigen ostafrikanischen Stämmen und bei den Maori Neuseelands nehmen sich die Frauen eines Häuptlings bei dessen Tode das Leben und die Sklaven werden getötet, um ihrem Herrn auch in der anderen Welt gegenwärtig und zu Diensten zu sein. Der Gedanke einer unsterblichen Seele, die Überlegung, „daß das eigentlich wesentliche Bestandstück des Menschen mit dem Absterben des leiblichen Organismus nicht vergeht“, ist dabei schon voll entwickelt. Die afrikanischen Ewe in Süd-Togo z. B. „wissen“ ganz genau, daß jeder Mensch eine den Tod überdauernde Seele hat, nur nehmen sie nicht eine allein, sondern gleich mehrere an, spalten die eine in mehrere auf. Die Buschseele lebt im Walde weiter und verwandelt sich in ein Tier — was aber nicht unbedingt zu geschehen braucht —, die Schattenseele macht sich dem Menschen gelegentlich in vorüberhuschender Weise bemerkbar, die Wanderseele endlich geht auf Besuch und erscheint dem Menschen besonders nächtlicherweile im Traum. Die südostaustralischen Aranda sehen in jedem Menschen die Wiederverkörperung der Seele eines Vorfahren und führen die Existenz des Wesens eines jeden menschlichen Individuums daher in die Urzeit zurück. Die mexikanischen Uitoto halten sich für Mondleute, weil ihre Seelen im Dunkelmond sitzen, und glauben, daß dieselben bei ihrem Tode aus dem

Monde herausgehen und verschiedenerlei Inkarnationen — pflanzliche wie tierische und menschliche — durchmachen. Wenn dieser Reinkarnationsglaube auch nicht unmittelbar dem christlichen Unsterblichkeitsglauben entspricht, so zeigt er doch wesentliche Übereinstimmungen mit ihm, denn auf die Unsterblichkeit der Seele laufen beide hinaus.
Unter den Kulturvölkern ist der Unsterblichkeitsglaube bereits bei den alten Sumerern im 4. Jahrtausend v. Zw. nachzuweisen. Sie dachten sich die Seele nach dem Tode in die Unterwelt eingehend und gaben dem Toten all seine Gebrauchsgegenstände mit ins Grab, wie die Funde gezeigt haben. Für den Ägypter gar fing mit dem Tode das „Leben" erst eigentlich an. Der Sarg heißt bei ihm der „Lebenskasten", der Augen und Tür hat, das Grab ist seine „ewige Wohnung", auf die er weit mehr Sorgfalt verwandte als auf die irdische. Das Erdenleben erscheint ihm nur als ein Traum, das wahre ist das Leben im Jenseits. „Willkommen, unversehrt und heil!" sagte man zu dem, „der den Westen (das Totenreich) erreicht hat", d. h. beim Tode. Die Juden wurden erstmals in der Gefangenschaft durch die Perser mit den Ideen über die Unsterblichkeit und ein künftiges Leben vertraut, vorher waren ihnen diese unbekannt. In der apokalyptischen Literatur spielen diese Gedanken dann — in rein materialistischer Fassung — eine große Rolle, und über die diesbezüglichen Vorstellungen der spätjüdischen Sekte der Essener schreibt Josephus, es sei ihnen bekannt, „daß die Leiber vergänglich seien und ihr Stoff der Verwesung anheimfalle, daß aber die Seele unsterblich und ewig lebend sei. Aus dem reinsten Äther hervorgegangen, um in den Leib wie in einem Kerker eingeschlossen zu werden, strebe sie wieder, wenn ihre Fessel gefallen, freudig den Höhen zu, glücklich, der langen Knechtschaft entronnen zu sein" (Feiler, 77).
In Indien erwartete man schon zur Zeit der Veden eine Fortdauer des Daseins nach dem Tode; in den Upanishaden ist die Unsterblichkeit „in mehr als einem Falle... im Sinn eines persönlichen Weiterlebens zu verstehen" (Hillebrandt, 5); die Seele gelangt hier zunächst in die Welt der Götter und schließlich in die Welt Brahmans selbst, wo sie von Nymphen mit Kränzen empfangen und über Flüsse und Seen zu Brahmans

Thron geleitet wird. In der Sansara-Lehre, der Lehre vom ewigen Kreislauf des Lebens, dem „Rad der Geburten", verliert der indische Unsterblichkeitsglaube schließlich alles Tröstliche und trughaft Beglückende und wird zum ewigen Verhängnis, aus dem es nur im Nirwana einen Ausweg und eine Rettung gibt. Unzählige Male wird der Mensch wiedergeboren und kann nicht sterben, das Leben selbst wird zum Tod, aus dem nur ein „Übertod" befreien und erlösen kann, die Auflösung im reinen Nichts.

In Griechenland stößt man von den alten ionischen bis zu den hellenistischen Philosophen der ausgehenden Antike auf einen überzeugten Unsterblichkeitsglauben, von den Mysterienkulten nicht zu reden, wo er zu den ausschlaggebenden Grunddogmen gehört. Als erster soll Thales (um 625—545 v. Zw.) die Unsterblichkeit gelehrt haben, doch ist darüber nichts näheres bekannt; Pythagoras (um 580—500 v. Zw.) und seine Schule lehrten sie mit Bestimmtheit und sollen sie nach Herodot aus Ägypten übernommen haben, was indessen nicht einwandfrei feststeht. Heraklit (um 540—480 v. Zw.) erklärt, die Seele kehre nach dem Tode des Menschen in die Allseele zurück und meint, die Menschen erwarte nach dem Tode, „was sie sich nicht träumen lassen oder wähnen" (Capelle, 147). Er kannte auch die Auferstehung im christlichen Sinne. Bei Empedokles (um 490—430 v. Zw.) steht die Unsterblichkeit direkt im Mittelpunkt seines Denkens. Er hält die Seele für göttlicher Natur und meint, „das dürfte ein weiser Mann wohl nicht wähnen in seinem Herzen, daß die Menschen nur so lange existieren wie sie leben...; daß sie dagegen, bevor sie (aus den Elementen) zusammengefügt waren und nachdem sie sich (in diese wieder) aufgelöst hatten, überhaupt nicht seien" (ebd. 240). In gleicher Weise nimmt Plato (427—347 v. Zw.) Präexistenz und Unsterblichkeit der Seele an; Seele und Tod schließen sich bei ihm schlechthin aus. Aristoteles (384—322 v. Zw.) dagegen nähert sich der modernen Auffassung, wenn er die persönliche Fortdauer als aus egoistischen Motiven entspringend ablehnt. Unter den Gütern und Übeln, die es für einen Toten gibt, nennt er nur Ehre und Schande sowie Glück und Unglück seiner Kinder und übrigen Nachkommen. Der

Nachruhm ist ihm wertvoller als die individuelle Unsterblichkeit, eine Auffassung, die mit derjenigen der Edda genau übereinstimmt: ewig lebt nur „der Toten Tatenruhm“. Die Stoa jedoch nimmt die Unsterblichkeitslehren Platos und seiner Vorgänger wieder auf. Poseidonius (um 135—51 v. Zw.), ein einflußreiches Haupt der mittleren Stoa, hält die Seele für unvergänglich und unauflöslich. Sie ist ferner präexistent, d. h. hat schon vor ihrer Verbindung mit dem Leibe Dasein, und erhebt sich nach dem Tod des Menschen in die höchsten Luftregionen, die ihr an Feinheit und Leichtigkeit gleich sind, und genießt dort dieselbe Nahrung wie die Gestirne. In noch höherem Maße ist der Neuplatoniker Plotin (205—270 n. Zw.) ein „beredter Anwalt der Unsterblichkeitsidee“ (Mehlis, „Plotin“, 106). Die irdische Welt ist ihm nur ein Durchgangsstadium, wir sind aus einer anderen gekommen und gehen in eine andere. Durch die Seele sind wir mit dieser geistigen Welt, unserer wahren Heimat, verbunden; die Seele ist ewig und unvergänglich, und ihre Aufgabe ist es, die Verbindung mit dem Körper sobald wie möglich zu lösen. Plotin schämte sich, überhaupt einen materiellen Leib zu haben.

Von Unsterblichkeitsideen bei den keltischen Druiden berichtet Caesar im „Gallischen Krieg“ (6, 14; hrg. von Woyte, 236). „Vor allen Dingen“, sagt er, „suchen die Druiden den Unsterblichkeitsglauben zu fördern: die Seele, lehren sie, geht nach dem Tode aus einem Körper in einen anderen über; und sie meinen, diese Lehre sei ganz besonders geeignet, durch Beseitigung der Todesfurcht zur Tapferkeit zu begeistern“. Im übrigen aber sind diese Gedanken dem Norden fremd; dem Walhall-Mythus liegt nicht der Begriff einer persönlichen Unsterblichkeit zugrunde, sondern lediglich das eddische Motiv des Nachruhms. Eine Unsterblichkeitsrune gibt es nicht. Dem Norden ist nur das Leben als solches, nicht aber das individuelle Leben unsterblich. Und so auch uns wieder. Wir wissen heute, daß — trotz gegenteiliger Behauptung sogenannter moderner „Geheimlehren“ — auch die Unsterblichkeit nur ein frommer Wunsch ist und der Glaube an sie egoistischen Beweggründen entspringt. Wir würdigen die erhabene Auffassung Goethes, der erklärte, die Überzeugung der Unsterblich-

keit fließe ihm aus dem Begriff der Tätigkeit, dergestalt, daß die Natur verpflichtet sei, ihm eine andere Form des Daseins anzuweisen, wenn seine irdische dem Geist nicht länger standzuhalten vermöge (zu Eckermann, 4. 2. 1829), aber wir glauben, offen gestanden, auch an diese Unsterblichkeit nicht mehr. Unser Unsterblichkeitsbegriff entwickelt sich ausschließlich aus dem biologischen Grundgesetz der Natur selbst, die die Individuen vernichten muß, um die Gattung zu erhalten. Nur indem wir unser eigenes Leben an die Zukunft weitergeben und in künftigen Geschlechtern fortleben und -wirken, sind wir unsterblich und nur in diesem Sinne können wir noch an Unsterblichkeit glauben.

IV. BIBEL UND OFFENBARUNG

1. Wesen und Wert von Offenbarungen

Die kirchliche Versicherung, daß man es in der Bibel mit dem „offenbarten Gotteswort“ zu tun habe, das den Evangelisten vom Heiligen Geist in einer übernatürlichen Erleuchtung buchstäblich eingegeben worden sei, ist seit langem als Märchen aufgedeckt und bedarf keiner Widerlegung mehr. Für uns ist es lediglich von Interesse, festzustellen, daß abgesehen von ihrem Inhalt auch die bloße Tatsache der Behauptung nichts Neues und spezifisch Christliches darstellt. Denn Inspiration, wörtlich „Einhauchen“, nämlich göttlichen Wesens, nahmen nicht nur die Juden und als ihre Nachfolger die Christen, sondern viele alte Völker und im Entstehungsraum des Christentums insbesondere die Griechen an; bei Propheten sowohl wie bei literarisch Tätigen. Die Sibyllen waren nichts anderes als derart „Inspirierte“, und die Orakel nichts anderes als „göttliche Offenbarungen“ im christlichen Sinne. Ein Unterschied besteht hier lediglich im Äußeren und in den Konsequenzen, die man daraus zog. Denn während die aufgeklärten griechischen Ärzte und Philosophen gegen den Unsinn lauten Protest erhoben, machte das Christentum womöglich

jede derartige Stimme zur göttlichen Offenbarung und schwatzte sie dem Volk als „übernatürliche Wahrheit" auf, wie das in der Türkei noch heute geschieht.
In Delphi stieg der Gott als Dampf oder Nebel aus einer Spalte im Gebirge auf und drang in den Leib der Pythia, der Orakelpriesterin, die ihn auf dem Dreifuß darübersitzend erwartete, ein. So wurde sie vom Gott erfüllt, „durchgottet", und der Prophetengabe mächtig, die Apoll besaß. Daneben kannte man noch andere Formen der Inspiration, wie z. B. das Gottessen durch den Genuß von einem Tiere oder einer Pflanze, die als Inkarnation eines göttlichen Wesens galt. So wurde dem, der Lorbeer aß, dichterische Begabung zuteil, weil der Lorbeer der heilige Baum des Apollon war. Wer dagegen Wein trank, den erfüllte Dionysos, was der Rausch, der Zustand der Trunkenheit bewies, in dem man sich von aller Erdenschwere gelöst und zu ungewöhnlichen und außerordentlichen Dingen befähigt fühlte. Von den großen Dichtern der Antike wird daher erzählt, daß sie im Rausch geschaffen haben. „Man merkte an der Gewalt der Sprache, der Kraft der Gedanken, die wie ein Strom dahinbrausten, daß ihre Rede göttlichen Ursprungs war. Der Dichter war entheos oder enthous (von Gott erfüllt), sein Zustand also Enthusiasmus; in ihm wirkte der Gott der Dichtkunst, zugleich der Gott der Rebe und des Weines" (Radermacher, 110).
Zur Zeit des entstehenden Christentums hatte die Offenbarungsmanie geradezu beängstigende und epidemische Formen angenommen. Eingeweihte aller möglichen Mysterien, religiöse Wanderlehrer, Philosophen und Propheten verkündeten auf Gassen und Märkten „ihre" frohe Botschaft, „ihr" Evangelium. Sie alle gaben sich als inspiriert aus und wirkten aus einem ekstatischen Geist heraus Wunder und wunderbare Heilungen, die bei den Geheilten allerdings den gleichen Enthusiasmus voraussetzten. Apollonius von Tyana, Simon Magus und Alexander von Abonoteichos waren solche Wundermänner im Sinne des biblischen Jesus. „Der zu höchst Begnadete beginnt zu lallen — das Lallen ist die Sprache der Engel —, er wird Sprachrohr einer himmlischen Stimme, wie es der Besessene eines bösen Dämons ist, empfängt Gesichte,

vermag zu offenbaren, zu prophezeien, und indem in ihm diktierend eine Himmelskraft z. B. Hermes oder Adam niedersteigt, entstehen hermetische Schriften, Apokalypsen, ein Brief Adams, Noahs usw.... In der Anschauung der Antike ist keine unüberwindliche Schranke zwischen den Wesen, zwischen Gott und Mensch; der Mensch vermag wahrhaft Gott zu werden, der Gott Mensch" (Feiler, 27/28). Die Griechen betrachteten sogar die Epileptiker als inspiriert und sahen in ihnen ausgezeichnete Werkzeuge der Götter zur Mitteilung ihrer Geheimnisse an die Menschen. Wenn es daher später im Christentum von Visionen und Offenbarungen nur so wimmelte, so kommt darin nichts anderes als der alte griechische Brauch wieder zum Vorschein, denn epileptisch, bzw. halluzinatorisch veranlagt waren ja nicht nur die visionären Nonnen und Mönche der mittelalterlichen Klöster zum allergrößten Teil, sondern auch schon die Kreatoren des Christentums selbst. Von Paulus ist es eine ganz bekannte Tatsache, und der Hauptbeleg dafür die Christusvision auf dem Wege nach Damaskus. Der biblische Jesus hat dauernd Erscheinungen halluzinatorischen Charakters, Beweis, daß die Evangelisten ganz in dieser Sphäre und Atmosphäre lebten. Er heilt Kranke und treibt Teufel aus, „und da kam abermals das Volk zusammen, also daß sie nicht Raum hatten, zu essen. Und da es die Seinen hörten, gingen sie aus und wollten ihn halten; denn sie sprachen: Er ist von Sinnen. Die Schriftgelehrten aber, die von Jerusalem herabgekommen waren, sprachen: Er hat den Beelzebub, und durch den obersten Teufel treibt er die Teufel aus" (Mark. 3, 20—22).

Über den Wert von Offenbarungen im allgemeinen und die Behauptung, die Bibel sei ein Inspirationsprodukt des Heiligen Geistes, im besonderen kann danach kein Zweifel mehr herrschen. „Offenbarungen" sind das Erzeugnis eines überreizten Nervenzustands, das Produkt von Halluzinationen oder Sinnestäuschungen, bei denen Erinnerungsvorstellungen, rein subjektive seelische Vorgänge als tatsächliche Sinneswahrnehmung und gegenständliche Realität aufgefaßt und beurteilt werden. Das Neue Testament ist im einzelnen voll von solchen Umkehrungen des Realitätsbewußtseins, im ganzen

aber weniger eine „Offenbarung“ im dargelegten Sinne als vielmehr eine Sammlung von Büchern, deren Abfassung die klare Absicht zugrundeliegt, außerchristliche Vorstellungen vorwiegend astralen Ursprungs in das Gebiet menschlich-historischen Geschehens zu übertragen und der Ausbreitung der Lehre nutzbar zu machen, „auf daß erfüllet würde, was geschrieben steht“. Das Neue Testament ist nicht das Erzeugnis einer übernatürlichen Offenbarung Gottes, vermittelt durch den Heiligen Geist, sondern das Produkt zweckdienlicher menschlicher Berechnung.

2. Die Bibel

Ist das Neue Testament wesentlich aus dem Bestreben heraus verfaßt, die alttestamentlichen Prophezeiungen der Erfüllung zuzuführen und als eingetroffen hinzustellen, so liegen die Dinge hinsichtlich des Alten Testaments kaum anders. Auch dieses ist zum guten Teil — soweit es sich um die darin enthaltenen Mythen und Sagen handelt — seinerseits wieder „Erfüllung“ oder Wiederholung älterer „Schriften“, letztlich der Himmelsschrift. Alles, was die Bibel an Mythen enthält, ist „ohne Ausnahme Lehngut, von den Verfassern des Alten Testaments aus mythologischer Vieldeutigkeit zu der engen Bedeutung einer historischen Chronik zusammengepreßt“ (Chamberlain, 564). Die biblischen Mythen entstammen fast alle dem sumerisch-akkadischen Sagenkreis und sind darüber hinaus bei vielen alten Völkern nachzuweisen, „durch eine ganze Reihe alter Völkergenerationen gesammelte und verschiedenartig variierte primitive Vorstellungen, sozusagen die gangbare Münze der alten Welt“ (Czobel I, 147). Durch Aufführung einiger weniger konkreter Beispiele wird dies am deutlichsten werden.

3. Das biblische Sagengut

a) Der Schöpfungsmythus

Da ist zunächst der Schöpfungsbericht. Er findet sich in ähnlicher Form in den meisten älteren Religionen und selbst bei den Primitiven, nur mit dem Unterschied, daß in all den nichtjüdischen Schöpfungsgeschichten die Natur in weit höherem Maße zu ihrem Rechte kommt als im Alten Testament, wo alles schlechthin übernatürliches Wunder bleibt.

Die Schöpfungssagen der Indianer lauten ganz ähnlich wie der biblische Bericht: am Anfang sind Himmel und Wasser, dann wird die Erde geschaffen und mit ihr erscheinen der Mensch und die übrigen Lebewesen. Vor ihrer Erschaffung aber bestand die ganze Welt schon im Geiste Gottes. „Am Anfange", so heißt es z. B. in einem Hymnus der Omaha, „waren alle Dinge im Geiste von Wakonda (dem Schöpfergott), alle Wesen, inbegriffen die Menschen, waren Geister. Sie bewegten sich in einem Raume zwischen der Erde und den Sternen. Sie suchten einen Platz, wo sie in eine körperliche Existenz kommen könnten. Sie stiegen zur Sonne hinauf. Aber die Sonne war nicht geeignet zu ihrem Heim. Dann gingen sie zum Monde und fanden, daß auch er nicht brauchbar sei. Dann stiegen sie herab zur Erde und sahen, daß jene mit Wasser bedeckt war. So flogen sie durch die Luft dahin nach Norden, Osten, Süden und Westen und fanden nirgends trockenes Land zu einer Bleibe. Da waren sie sehr traurig. Plötzlich aber erhob sich in der Mitte der Wasser ein großer Felsen. Der brach in Feuer aus und zerbarst, so daß die Wasser in die Wolken durch die Luft emporfluteten. Trockenes Land erschien. Die Gräser und Bäume wuchsen auf, die Scharen der Geister stiegen herab und wurden Fleisch und Blut. Sie speisten von dem Samen der Gräser und den Früchten der Bäume und das Land widerhallte von den Ausbrüchen der Dankbarkeit gegen Wakonda, den Urheber aller Dinge" (Beth, 31/32). Beth hält diese Anschauung mit Recht als den „Höhepunkt der religiösen Auffassung, die uns bei primitiven Völkern entgegentritt",

und vor der biblischen hat sie manches voraus. Denn der Mensch ist hier nicht das Ergebnis einer göttlichen Töpferarbeit am sechsten Tage, bevor sich Jahve am siebenten zur Ruhe setzt, sondern nimmt leibliche Gestalt an, sobald die natürlichen Bedingungen zur Erhaltung dieser Gestalt vorhanden sind. Er schafft sich also gleichsam selbst, bzw. ist seiner physischen Beschaffenheit nach ein Produkt der ihn umgebenden Natur.

So denkt in gewissem Sinne entwicklungsgeschichtlich auch schon das sog. „Babylonische Weltschöpfungsgedicht", das in seinen ältesten Textteilen bis in die Zeit um 2000 v. Zw. hinaufreicht, wenn es an den Anfang der Welt Apsu, Mummu und Tiamat, d. h. das noch unterschiedslose Urwasser, in dem aber Urpflanze und Urmensch — wenngleich mehr metaphysisch als physisch — schon beschlossen liegen, setzt. Die phönizische Kosmogonie nimmt als Anfang eine finstere und eine wehende Luft an, aus deren Paarung Pothos, das Verlangen, und aus dessen Verbindung mit dem Lufthauch, Mot, der Urschlamm, eine wässerige Flüssigkeit gleich dem babylonischen Urwasser, hervorgeht, die alle Lebenskeime enthält. Die eigentliche Schöpfung vollzieht sich danach in sechs Perioden — die sechs Tage der Bibel — und zuerst wird Aion, ein Schlangendämon, gleichsam als Demiurg, erschaffen, der dann den Menschen aus Lehm oder Schlamm formt und ihn den Genuß der Baumfrüchte lehrt. Diese Kosmogonie war unter den Semiten allgemein verbreitet und ist das direkte Vorbild der biblischen Schöpfungsgeschichte. In gleicher Weise heißt es auch in dem altägyptischen Schöpfungsbericht: „Im Anfang war weder Himmel noch Erde. Von dichter Finsternis umgeben erfüllte das All ein grenzenloses Urwasser, welches in seinem Schoße die männlichen und weiblichen Keime oder ‚die Anfänge' der zukünftigen Welt in sich barg. Der göttliche Urgeist, unzertrennlich von dem Urstoff des Urwassers, fühlte das Verlangen nach schöpferischer Tätigkeit, und sein Wort erweckte die Welt zum Leben, deren Gestalt und formenreiche Gebilde sich in seinem Auge vorher abgespiegelt hatten" usw. (Brugsch II, 101). Der Bericht gleicht, wie man sieht, dem biblischen aufs Haar.

Die Kosmogonien der Indogermanen verwenden die gleichen Elemente, sind im einzelnen aber spekulativer angelegt. In Indien ist der 129. Hymnus des 10. Buches des Rigveda der großartigste Versuch, die Frage nach dem Woher der Welt zu beantworten. Er lautet: „Nicht war das Nichtseiende, noch war das Seiende damals, nicht war der Luftraum, noch der Himmel, der darüber ist. Was regte sich? Wo? In wessen Obhut? Was war das Wasser, das unergründliche, tiefe? Nicht war da Tod, nicht Unsterblichkeit, nicht war das Kennzeichen von Tag und Nacht. Es atmete windlos das Eine durch eigene Kraft, außer dem war weiter nichts anderes. Dunkel war vom Dunkel im Anfang umhüllt, ein unterschiedsloses Gewoge war dieses Ganze. Das Eine, welches als Lebenskeim von dem Leeren eingeschlossen war, entstand durch die Macht seiner inneren Erhitzung. Das Verlangen überkam es zuerst (nach der Entstehung), und dieses war der erste Erguß des Geistes. Das Band vom Seienden zum Nichtseienden fanden (so) die Weisen, als sie mit Nachdenken in ihrem Herzen forschten" (Strauß, 24).
Im Norden liegt in der Völuspa der Edda ein ähnliches Weltschöpfungsgedicht vor. „Einst war das Alter", so sagt dort die Seherin, „da Ymir (der Urriese, aus dem die Welt entsteht) lebte: / Da war nicht Sand nicht See / nicht salz'ge Wellen / nicht Erde fand sich / noch Überhimmel / gähnender Abgrund / und Gras nirgends. / Bis Bors (des Urmenschen) Söhne (Odin und seine Brüder Wili und We) / den Boden erhuben / sie, die das mächtige / Midgard (die Menschenwelt) schufen. / Die Sonne von Süden / schien auf die Felsen / und dem Grund entgrünte / grüner Lauch. / Die Sonne von Süden / des Mondes Gesellin / hielt mit der rechten Hand / den Rand des Himmels; / Sonne wußte nicht / wo sie Sitz hätte / Mond wußte nicht / was er Macht hätte / die Sterne wußten nicht / wo sie Stätte hätten. / Da gingen die Berater / zu den Richterstühlen / hochheil'ge Götter / und hielten Rat. / Der Nacht und dem Neumond / gaben sie Namen / hießen Morgen / und Mitte des Tags / Zwielicht und Abend / die Zeiten zu messen" (Strophe 3—6; Edda, 166).
So sehen wir also den Schöpfungsmythus, wie er in der Bibel

erzählt wird, in ähnlicher Form bei allen Völkern auftauchen, woraus einwandfrei hervorgeht, daß es sich bei dem alttestamentlichen Bericht gar nicht um original-jüdische Anschauungen handeln *kann*. Die Juden waren wie überall so auch hier nur Empfänger und — schlechte — Verarbeiter älteren Gutes, dessen Herkunft man auf Grund der weitgehenden Übereinstimmung seiner einzelnen Ausprägung fast auf einen einzigen Zentralstrahlungsort zurückführen möchte, dessen geographische Lage mit Bestimmtheit allerdings nicht auszumachen ist. Ob es sich auch hier, wie nach Wirthscher Theorie in dem Jahresmythus vom menschgewordenen „Gottessohn", um den atlantischen Norden als Ursprungs- und Ausgangsgebiet handelt, ist fraglich.

b) Die Sintflutsage

Der biblische Bericht über die Sintflut (d. h. „große Flut") ist aller Wahrscheinlichkeit nach einer babylonischen Erzählung gleichen Inhalts nachgebildet, die sich im sog. „Gilgamesch-Epos" (um 2000 v. Zw.) findet. Darüber hinaus tritt der Sintflutmythus in der vorchristlichen Welt aber noch an vielen anderen Stellen auf, bei Persern, Indern und Griechen, ja selbst bei den Polynesiern, Indianern und Chinesen. Die Forschung (so z. B. R. Andree, „Flutsagen"; H. Fischer, „Weltwenden, die großen Fluten in Sage und Wirklichkeit"; E. Dacqué, „Urwelt, Sage und Menschheit" u. a.) hat diese verschiedenen Berichte zusammengestellt und vertritt heute die Ansicht, daß es sich in dem Berichteten um eine tatsächlich erfolgte atmosphärische Katastrophe handelt, die die verschiedensten Erdteile gleichzeitig betroffen haben muß, und an die uralte Erinnerungen vorhanden waren.

Der Inhalt der babylonischen Erzählung im Gilgamesch-Epos ist kurz folgender: der Kriegsgott Anu und der Gott der Unterwelt Ennugi beschließen, eine große Flut über die Erde und die sündige Menschheit hereinbrechen zu lassen, und Ea, der menschenfreundliche, verrät Ut-napischti, dem babylonischen Noah, das Geheimnis und rät ihm, sich in einem Schiff

zu retten. Er gibt ihm die genauen Maße des Schiffes an und was er alles mitnehmen soll, und Ut-napischti befolgt treulich seine Befehle. Als die Flut hereinbricht, geht er in das Schiff und verschließt die Tür. Sechs Tage und sechs Nächte währt das Wetter und die ganze Menschheit wird zu Lehm. Am siebenten Tage fällt endlich Licht durch die Schiffsluke und der Berg Nisir hält die Arche fest. Da sendet Ut-napischti eine Taube hinaus und dann eine Schwalbe, die jedoch beide wiederkehren. Darauf läßt er — in der Bibel ist nur die Reihenfolge anders — einen Raben fliegen, der draußen bleibt. Da verläßt Ut-napischti das Schiff und bringt auf der Spitze des Berges ein Rauchopfer — in der Bibel ein Brandopfer — dar, worauf er zu den Göttern versetzt wird.
Der Bericht reicht wahrscheinlich bis in sumerische Zeiten zurück und fußt auf einer sumerischen Überlieferung. Eine zweite Fassung desselben findet sich in den „Babyloniaka" des babylonischen Mardukpriesters Berosus (um 350—280 v. Zw.). Der Name Ut-napischtis lautet dort Chisouthros (oder Ziusudra), dem im Traum verkündet wird, daß die Erde durch eine Flut vernichtet werden soll. Es wird ihm deshalb befohlen, schriftlich aller Dinge Anfang, Mitte und Ende aufzuzeichnen und diese Aufzeichnungen in Sispara (Sippar), der Stadt des Sonnengottes, zu vergraben, alsdann ein Schiff zu bauen und mit seinen Verwandten und nächsten Angehörigen hineinzusteigen. Die Flut selbst verläuft ganz so wie im Gilgamesch-Epos, und nachdem die Vögel das dritte Mal nicht wiedergekehrt sind, geht Chisouthros mit den Seinen an Land, dankt Gott durch ein Opfer und verschwindet dann plötzlich. Durch eine Stimme vom Himmel wird den übrigen Insassen der Arche befohlen, nach Babylonien zurückzugehen, „um, wie es ihnen vom Schicksal bestimmt sei, die Schriften aus Sispara zu entnehmen und den Menschen mitzuteilen; und das Land, wo sie waren, das gehöre zu Armenien. Als sie dieses vernommen, hätten sie den Göttern geopfert und seien zu Fuß nach Babylonien gezogen. Von dem Fahrzeug sei, nachdem es sich in Armenien niedergelassen habe (Ararat?), noch ein Teil in den zu Armenien gehörenden Bergen der Korydäer erhalten, und manche Leute holten sich Asphalt von dem Fahrzeug, indem

sie ihn abschabten; diesen verwendeten sie als Schutzmittel gegen Krankheiten" (Aram, „Magie u. Zauberei", 43/44). Daß dieser Bericht aus der Bibel abgeschrieben sein könnte, ist ausgeschlossen, denn Berosus gab, wie aus dem Gilgamesch-Epos ersichtlich wird, nur Altüberliefertes wieder. Die Konzeption seiner Erzählung reicht zweifellos bis in eben jene Zeiten und noch darüber hinaus in die sumerische Kulturperiode des 4. und 3. Jahrtausends v. Zw. zurück. Die Empfänger waren nicht die Babylonier, sondern auch in diesem Falle die Juden.

Aus Ägypten ist uns kein unmittelbarer Flutbericht überliefert, offenbar lebten aber auch hier alte Erinnerungen an ein derartiges Ereignis fort, denn in dem sog. „Totenbuch" antwortet Tum auf eine Frage des Toten: „Ich will verderben, was ich gemacht habe. Diese Erde wird durch eine Flut zu Wasser werden, wie sie es zu Anbeginn war, und ich werde allein mit Osiris übrigbleiben" (a. a. O. 46). Im persischen Weltschöpfungsmythus läßt Ahriman, das böse, finstere Prinzip, eine große Flut hereinbrechen, aus der sich nur ein einziger Mensch in einem Boot retten kann. In Indien knüpft sich die Sage an Manu Vaivasvata, den Stammvater und Gesetzgeber der Menschheit, der ein Sohn des Sonnengottes war. Die älteste Gestalt der Erzählung findet sich im Shatapatha-Brâhmana, in etwas veränderter Form ist sie dann im Mahâbbârata (7. bis 4. Jahrh. v. Zw.) und auch in anderen Werken wiedergegeben. Ihr Inhalt ist kurz der: Manu will sich eines Tages die Hände waschen, da findet er im Wasser einen kleinen Fisch, der sagt zu ihm: „Erhalte mich, so will ich dich retten. Solange wir klein sind, droht uns viel Gefahr, denn ein Fisch frißt den andern. Darum setze mich in einen Topf; wenn ich über diesen hinausgewachsen bin, in einen Teich und wenn ich schließlich groß und aller Gefahr entrückt bin, in das Meer". Manu tut, wie ihm geheißen, und als der Fisch groß geworden ist, spricht er abermals zu ihm: „In dem und dem Jahre wird eine Flut kommen; baue ein Schiff und warte auf mich, ich werde dich retten." Als sich die Flut dann erhebt, besteigt Manu das Schiff und befestigt das Tau desselben am Horn des Fisches. Dieser zieht das Boot auf einen hohen Berg, wo Manu es festbindet

und wartet, bis sich die Wasser verlaufen haben. Alle Geschöpfe sind darin ertrunken und Manu ist zunächst allein, dann aber schafft er durch die Macht seiner Askese alle Wesen neu, und die Welt nimmt einen neuen Lauf (Glasenapp, „Hinduismus", 91/92).

In Griechenland ist es die Sage von der Deukalionischen Flut, die dem biblischen Bericht entspricht, und die man früher auch lediglich als aus dem Osten eingewandert erklärte (z. B. Stuhr II, 173), was heute aber nicht mehr aufrechtzuerhalten ist. Sie wird zum erstenmal bei Pindar (um 518—442 v. Zw.) ausführlicher erwähnt, während sie bei Herodot (484—425 v. Zw.) mehr den Charakter eines Lokalereignisses an sich trägt. Er erzählt, daß Thessalien in alter Zeit einen von Gebirgen umschlossenen See gebildet habe und erst durch Erdbeben, die den Gewässern im Tale des Peneus einen Abfluß eröffnet hätten, trockengelegt worden sei. Doch kennt auch er den Deukalion als Stammvater der Griechen, der mit seinem Weibe Pyrrha als einziger gerettet aus der Flut hervorging. Aus Kieseln, die sie von einem großen Steine namens Agdus an der Grenze der phrygischen Wüste aufhoben und hinter sich warfen, entstanden neue Menschen; auch die große Mutter Kybele — ursprünglich, wie erwähnt, ja ein Meteorstein — soll daraus gebildet und göttlich beseelt worden sein. Deukalion und Pyrrha gründeten dann auf dem Berge ihrer Rettung, dem Parnaß, die Stadt Lykoreia, die zu einem Kultort des Dionysos wurde, und die lykoreeischen Priester sollten Nachkommen jenes Menschenpaares sein. Die Zusammenhänge mit Dionysos sind sehr interessant; denn Dionysos gilt als der Erfinder des Weinbaues, in der Bibel aber heißt es, Noah fing an das Land zu bebauen, ward ein Ackermann und pflanzte Weinberge. „Und da er von dem Wein trank, ward er trunken und lag in der Hütte aufgedeckt" (1. Mos. 9, 21). Der Alkoholgenuß wird also hier wie dort als eine Folgeerscheinung der Sintflut aufgefaßt.

Im germanischen Norden ist, soweit sich sehen läßt, ein ähnlicher oder gleicher Flutbericht nicht nachweisbar.

c) Weitere Sagen. Die Herkunft der Psalmen

Auch für eine ganze Reihe weiterer biblischer Sagen lassen sich außerbiblische Vorbilder und Parallelen beibringen, doch würden derartige Einzelnachweise in größerer Zahl hier zu weit führen. Erwähnt sei nur noch, daß z. B. auch der Brudermord zwischen Kain und Abel und die Sage vom Turmbau zu Babel und der Sprachverwirrung außerjüdische Seitenstücke aufzuweisen haben. Vielleicht ist die Geschichte von Kain und Abel direkt der ägyptischen Sage von Osiris nachgebildet, der von seinem Bruder Seth aus Neid ermordet wird. In Griechenland ging die Sage von Ixion, der den Freundesmord in die Welt gebracht und den Menschen die Neigung dazu ins Herz gepflanzt haben sollte. Er war der Ahne der Kentauren und ein Verächter aller himmlischen Mächte. Seinen Schwiegervater Deion stürzte er, als dieser bei ihm zu Gast weilte, unter dem Vorwand, ihm eine Goldgrube zu zeigen, in einen unterirdischen, durch glühende Kohlen erhitzten Feuerpfuhl. Ein Brudermord ereignete sich ferner zwischen Trophonius und Agamedes. Diese beiden Brüder waren kunstfertige Baumeister, von denen sich Hyrieus, der König von Hyria in Böotien, eine Schatzkammer hatte bauen lassen, die sie so geschickt anlegten, daß sie nur außerhalb einen Stein aus der Mauer zu nehmen brauchten, um jederzeit Zutritt zu der Kammer zu erhalten. Hyrieus, der die Abnahme seines Schatzes bemerkte, legte endlich Fallen, in denen Agamedes gefangen wurde. Um nicht verraten zu werden, aber schlug Trophonius seinem eigenen Bruder den Kopf ab. Bald darauf wurde er selbst im Walde von der Erde verschlungen. Am bekanntesten dürfte die entsprechende römische Sage von Romulus und Remus sein, von denen der erste seinen Bruder bei der Gründung der Stadt in einem Streit erschlägt und danach eine kriegerische Alleinherrschaft aufrichtet. Offenbar liegen allen diesen Sagen Vorstellungen zugrunde, „die auf den Gedanken hinweisen, daß in dem Erwachen des menschlichen Lebens auf Erden, indem er sich hier ansiedelt und von ihr Besitz ergreift, wilder Streit, Hader und Zank anhebe, und daß das Menschengeschlecht nicht ohne tiefe eigene Schuld mit den Mächten der

Erde in Verkehr treten und mit ihnen sich vertraut machen könne" (Stuhr II, 93).
Die Sage vom Turmbau zu Babel ist nichts anderes als die Erzählung vom Bau der großen Stufenpyramide in Babylon und hängt mit der alten Benennung des Landes als „Kirpat-arbat", was „die vier Stämme" heißt, oder „Arba-lisun" = die vier Sprachen, zusammen, die bei der Erbauung des Tempelturmes wahrscheinlich in kriegerische Verwicklungen untereinander gerieten. Eine Parallele dazu findet sich in Griechenland, wo, während Hermes die einzelnen Sprachen erklärt, unter den Völkern Uneinigkeit und in der Folge davon eine allgemeine Sprachverwirrung ausbricht, so daß Zeus unwillig wird und den Phoroneus zum Herrscher über die auseinanderstrebenden Völker bestimmt. Phoroneus, der erste der Sterblichen, wird zum König von Argos, sammelt die Menschen zu städtischem Gemeindeleben und erbaut die ersten Tempel.
Eindeutig ägyptischer Einfluß liegt in den alttestamentlichen Psalmen vor, die hier anhangsweise kurz erwähnt werden sollen. Ihre Urbilder sind unter den an verschiedene Naturgötter gerichteten Hymnen der ägyptischen Liturgie zu suchen, die streckenweise mit einzelnen Psalmen genau übereinstimmen. Auch die Psalmen sind an derartige pantheistische Götter und nicht an einen einzigen politischen Nationalgott gerichtet und stehen, soweit es sich nicht um die finsteren Buß- und Rachepsalmen handelt, zu dem nüchternen Rationalismus und Pessimismus der Juden in direktem Gegensatz. Von der orthodoxen Prophetenschule wurden sie dieses ihres fremdartigen Geistes wegen deshalb auch zunächst abgelehnt und erst später in den alttestamentlichen Kanon aufgenommen. Den gleichen Ursprung verrät das Hohelied Salomonis, das man auf die verschiedensten Weisen, vor allem symbolisch zu deuten versucht hat, das aber nichts anderes als die Übersetzung eines ganz wörtlich gemeinten ägyptischen Liebesgedichtes ist.

V. DIE KIRCHE

1. Zerstörung und Benutzung heidnischer Kultstätten

In der Missionstätigkeit der werdenden und jungen Kirche ist ein doppeltes Verhalten der christlichen Sendboten gegenüber den heidnischen Kultstätten und Heiligtümern festzustellen. Einmal die Befolgung des Prinzips restloser Vernichtung und Zerstörung, zum anderen die Befolgung des Grundsatzes der Erhaltung, Benutzung und Umwandlung heidnischer religiöser Stätten und Bräuche in christliche Formen. Beide Verfahren sind von der Kirche angewandt worden, und die Gründe, die zur Einschlägung des einen oder anderen Weges führten, waren jeweils verschiedener Art. Glaubten die christlichen Missionare z. B. im Norden gewaltsamer vorgehen zu können und auf die religiösen Gefühle der „Barbaren" keine allzu großen Rücksichten nehmen zu müssen, so waren sie im Süden in dem Bewußtsein, den Anhängern der zahllosen christentumsähnlichen Sekten und Mysterien nichts wesentlich Neues zu bieten, gezwungen, größere Vorsicht walten zu lassen. Hier tritt man ihnen in ihrem Anspruch auf Alleingültigkeit der christlichen Lehre ja mit ganz ähnlichen oder gleichen Ambitionen entgegen, so daß es töricht gewesen wäre, mit der Tür ins Haus zu fallen, und gefährlich hätte werden können, die für die Bekehrung in Aussicht Genommenen vor den Kopf zu stoßen. Dazu kam auch noch das materielle Moment, für das die Kirche ja stets das größte Interesse und Verständnis gezeigt hat, und war die von Bonifatius in Geismar gefällte Donarseiche nur ein „wertloser Baum", so handelte es sich in Griechenland und Rom oft um monumentale Tempelbauten und reiche und kostbare Tempelgüter, so daß der Kirche schon aus diesem Grunde daran gelegen sein mußte, sich an derartigen Stätten festzusetzen und den genius loci gleichsam auf sich zu übertragen. Doch ist dieser Gesichtspunkt nicht immer ausschlaggebend gewesen, was seine Ursache in der charakterlichen Differenziertheit der einzelnen Bekehrer und Bekehrergruppen hatte, die, je nachdem ob sie selbst noch in den antiken Tra-

ditionen standen und verwurzelt waren oder, wie vor allem später, bereits eine rein christliche Erziehung genossen hatten und durch die geistliche Schule des asketisch-fanatischen Mönchtums gegangen waren, heidnische Heiligtümer mit Nachsicht behandelten oder in der barbarischsten Weise vernichteten, selbst wenn sie noch so große materielle und unersetzliche Kunstwerte verkörperten. Es darf deshalb auch kein unmittelbarer und unbedingter Zusammenhang zwischen dem materiellen Wert der erhaltenen heidnischen Heiligtümer und der Tatsache angenommen werden, daß an jenen Orten, wo derart wertvolle Güter und Stätten in christliche Verwaltung übergingen, das Christentum und die Kirche auch die zahlreichsten heidnischen Elemente in sich aufgenommen haben. Das ist zwar im allgemeinen der Fall, hat aber andere Ursachen, die vor allem mit der Herkunft des Christentums zusammenhängen. Denn dieses war ja, wie wir gesehen haben und noch sehen werden, bereits bei seiner Geburt in stärkstem Maße mit heidnischem Kult- und Gedankengut durchsetzt und ist direkt aus heidnisch-vorchristlichen Vorstellungen erwachsen. Es brachte diese Elemente also schon mit und brauchte sie nicht erst zu übernehmen. Andererseits hat es heidnische Bräuche gerade auch dort in sich aufgenommen, wo es die offiziellen Kultstätten zerstörte, wie vor allem im Norden.

Erhaltung oder Zerstörung heidnischer Heiligtümer hing also von mehreren Momenten ab, die ineinandergreifen und sich überschneiden, teils gemeinsam und teils einzeln wirksam waren: einmal von der subjektiven Willkür der einzelnen Bekehrer oder Bekehrergruppen, zum anderen von dem materiellen Wert der betreffenden Objekte, den die Kirche gegebenenfalls für sich nutzbar zu machen trachtete, dann von den zu bekehrenden Heiden selbst, d. h. von der psychologischen oder aktiven Reaktion, mit der sie das Vorgehen der Missionare beantworteten, weiter von der Konkurrenzfähigkeit des Kultes, dem die Heiligtümer angehörten, und schließlich, was oft den Hauptausschlag gegeben hat, von der politischen Situation, unter der die Missionstätigkeit vonstatten ging. Das Moment der Rivalität tritt vor allem in dem Verhalten der Kirche gegenüber den antiken Mysterienkulten als entscheidend in

die Erscheinung. So wurden z. B. die Mithraskultstätten im Laufe der Zeit restlos ausgerottet; denn der Mithraismus war in den ersten Jahrhunderten der Hauptfeind des Christentums, und ihm galt daher auch der Hauptangriff der Kirche. Was die politische Lage betrifft, so war diese in den ersten drei Jahrhunderten den Christen im allgemeinen wenig günstig, sie verschob sich jedoch dauernd zu ihren Gunsten, als Konstantin d. Gr. (306—337) im Jahre 313 das Christentum zur Staatsreligion erhob bzw. staatlich anerkannte, was praktisch auf dasselbe hinauslief, und unter Theodosius d. Gr. (379 bis 395), der die inneren arianischen Streitigkeiten im Sinne der athanasianischen Romkirche entschied, konnte das Christentum bereits seinen endgültigen Sieg feiern, was für die Missionstätigkeit zur Folge hatte, daß sich ihre Träger nun weniger Rücksichten denn je aufzuerlegen brauchten. In dieser Zeit feierte die Kirche ihre höchsten Triumphe gegenüber den Heiden, und sie kostete sie um so mehr aus, als sie durch das Julianische Zwischenspiel in den Jahren 361—363 noch einmal in harte Bedrängnis geraten war. Schon Konstantin hatte heidnische Tempel niederreißen lassen und selbstverständlich trieb die Kirche das Geschäft in dieser Zeit und vorher auch schon auf eigene Hand, seit Theodosius aber wurde das kirchliche Zerstörungswerk in vollem Umfange staatlich sanktioniert und nahm niegekannte Formen an. Die Vorgänge unter Theodosius, der besondere Präfekten mit dem Auftrag in die Provinzen schickte, die heidnischen Heiligtümer und Kulte mit staatlichen Mitteln zu brechen, haben nur noch später im Norden eine Parallele, wo es sich der römisch-deutsche Kaiser Karl nicht nehmen ließ, die widerspenstigen Sachsen in einem dreißigjährigen Krieg in höchst eigener Person zum alleinseligmachenden katholischen Glauben zu bekehren. Unzählige germanische Heiligtümer sind in dieser Zeit den Äxten der christlichen Missionare zum Opfer gefallen, und zieht man einen auch nur ganz generellen Vergleich zwischen der Zahl der erhaltenen bzw. umgewandelten heidnischen Kultstätten im Gesamtgebiet der christlichen Missionstätigkeit und jener der zerstörten Heiligtümer, so dürfte die Zahl der letzteren die der ersteren um ein Vielfaches übersteigen. Dafür im folgen-

den nur einige Beispiele, Vollständigkeit ist hier nicht möglich. Die ersten Bekehrungs- und Zerstörungsfeldzüge, die Deutschland sah, galten naturgemäß noch den Anhängern und Kultstätten eingewanderter ausländischer Kulte, so vor allem des Mithraismus, im Süden und Westen des Reiches, denn bis in den eigentlichen Norden war die Mission im 4. und 5. Jahrhundert noch nicht vorgedrungen. Die Mithrastempel wurden in blinder Wut zerstört. In Hessen geschah das z. B. mit dem Mithraeum in Dieburg bei Darmstadt. Im Mithraeum in Saarburg bei Trier fand man das gefesselte Skelett des dortigen Mithraspriesters, der wahrscheinlich von den Christen ermordet worden war und dessen Leiche sie in das Heiligtum gelegt hatten, um dieses dadurch zu verunreinigen. Um die Mitte des 6. Jahrhunderts traf der christliche Missionar und Stylit Wulflach bei der Landbevölkerung im Trierischen außerdem auf einen ausgedehnten Bilderdienst, der sich besonders an die mächtige Statue einer weiblichen, von Gregor von Tours Diana genannten Göttin knüpfte. Nach längeren Bemühungen gelang es dem Missionar endlich, einige Bewohner auf seine Seite zu ziehen und mit ihrer Hilfe nicht nur die Statue zu zermalmen, sondern darüber hinaus auch noch eine ganze Reihe weiterer Bildwerke zu zerstören.

Aus der Fülle ähnlicher und gleicher Fälle der späteren Missionsgeschichte ist es kaum möglich, einzelne Beispiele herauszugreifen. Bereits im Jahre 554 erließ der Frankenkönig Childebert ein Gesetz zur Verfolgung und Unterdrückung derjenigen, die den bodenständigen Göttern und Heiligtümern weiter ihre Verehrung zollten und rief zur Vernichtung der Bilder und Kultstätten auf. Die Frankenherrscher wurden in der Folge zu den eifrigsten Verfechtern und Handlangern der christlich-römischen Sache. Schon Chlodwig (465—511) unterwarf sich in geistlichen Dingen uneingeschränkt dem Papst, und Pippin (715—768) und Karl (768—814) vollendeten diese Entwicklung. Sie riefen die berüchtigten iroschottischen Mönche ins Land, denen kaum ein Heiligtum von einiger Wichtigkeit entging. Die Kolumban, Kilian, Wigbert, Willibrord, Winfried (Bonifatius) und ihre einheimischen Zöglinge vernichteten und zerstörten, was ihnen an heidnischen Stätten und Symbolen

unter die Hände kam. Ihr Auftreten war so anmaßend und ihr Verfahren gewöhnlich derart, daß die von ihnen Heimgesuchten nicht selten zur Selbsthilfe greifen mußten. So wäre der Ire Kolumban (gest. 615) mit seinen Trabanten, als sie im Gebiet von Zürich ein alemannisches Heiligtum brandschatzten, fast erschlagen worden, wenn sie sich nicht durch eilige Flucht dem Martyrium entzogen hätten. Unter den Friesen trieb neben anderen der angelernte Franke Amandus (gest. 679) sein Wesen. Er trat in Gent als Wundertäter auf und machte sich durch seinen Fanatismus bei der Bevölkerung unbeliebt. Schließlich zog er doch einige Leichtgläubige auf seine Seite und zerstörte mit ihrer Hilfe die Tempel und Bilder und setzte an ihre Stelle Kirchen und Klöster. Im Gebiet von Groningen löste der Sendbote Willehad (gest. 789), später Bischof von Bremen, so große Erregung unter der Bevölkerung aus, daß man schon nahe daran war, ihn zu ermorden, wovon ihn nur das Los errettete, das man erst noch zu befragen sich entschloß. In der Provinz Drenthe, wohin er sich danach begab, setzte er seinen Feldzug gegen die Heiligtümer fort und zerstörte auch mehrere von ihnen, wobei er abermals mit knapper Not dem Tod entging. Dem Friesenapostel Liudger (gest. 809) gelang endlich auch, was seinem Vorgänger Willibrord (gest. 739) versagt geblieben war, die Zerstörung des Heiligtums auf der Insel Fosite, dem heutigen Helgoland. Die größten Erfolge aber konnte unzweifelhaft Winfried, genannt Bonifatius (672—754), der „Apostel der Deutschen", für sich buchen. Gestützt auf die karolingische Hausmacht, „bekehrte" er Hessen, Thüringer und Friesen und empfing von den letzteren, die ihn steinigten, schließlich den wohlverdienten Lohn für seine endlosen Vernichtungszüge gegen den angestammten germanischen Glauben. Weit ab vom Schutze der gepanzerten Faust seiner politischen Gönner blieb ihm nichts anderes übrig, als sich in den Willen seines „Herrn Jesu Christi" zu fügen, im Frankenland aber hätte er sich in diesem Fall wahrscheinlich kaum auf das Gebot der christlichen Nächstenliebe und Demut zurückgezogen. Denn dort trat er stets in der großspurigsten Weise und so rücksichtslos auf, daß ihn selbst sein geistlicher Vater, der blinde Bischof Daniel von Winchester,

von jenseits des Kanals her zur Bescheidenheit ermahnen mußte.
Die von ihm vorgenommene Fällung der heiligen Thorseiche bei Geismar in Oberhessen ist gleichsam zum Symbol für das jahrhundertelange barbarische Zerstörungswerk der christlichen Sendboten in Deutschland geworden. „Das heidnische Volk stand umher voll Wut gegen den Feind der Götter, und man erwartete nichts anderes, als daß diejenigen, welche das Heiligtum anzugreifen wagten, von der Rache der Götter getroffen, tot niederfallen würden. Als sie aber den ungeheuren Baum in vier Stücke gespalten vor ihren Augen hinstürzen sahen, da war ihr Glaube an die Macht des gefürchteten Götzen verschwunden“ (Neander, „Kirchengeschichte“ VII, 71). So hat eine ehemalige Kirchengeschichtsschreibung den Fall darzustellen beliebt, und es ist heute, von Worten abgesehen, nicht viel anders geworden. Man stelle sich die angebliche „Tatsache“ aber einmal plastisch vor. „Der Eindruck jenes alten Gegenstandes abgöttischer Verehrung wirkte seinen (Bonifatius') Predigten immer entgegen, und die Neubekehrten wurden dadurch wieder ins Heidentum zurückgezogen“, sagt derselbe Historiker kurz vorher. Innerhalb weniger Stunden soll sich der heilige Schauer und die „abgöttische Verehrung“ also in alle Winde zerstreut und einem skeptischen Zweifel gegenüber der Wirksamkeit des Gottes und seines Heiligtums Platz gemacht, wenn nicht gar in einen abgrundtiefen Haß verwandelt haben. Eine Naivität! Der Haß traf nicht den „gefürchteten Götzen“, den von allen Germanen zuhöchst verehrten „Freundgott“ Thor, sondern ohne Zweifel seinen Herausforderer, den damals bereits berüchtigten Heiligtumszertrümmerer Bonifatius, den man gewähren lassen mußte, weil hinter ihm der fränkische Heerbann stand. Die zwangsweise Bekehrten sind deshalb noch lange keine Christen geworden, sondern haben sich lediglich den politischen Notwendigkeiten gefügt, um das christliche Joch bei nächstbester Gelegenheit wieder abzuwerfen. Die zwangsbekehrten Sachsen sind dafür das beste Beispiel.
Ihren Höhepunkt fand die kirchliche Zerstörungstätigkeit germanischer Heiligtümer unter Karl dem Großen. „Es ist an-

zunehmen", sagt Teudt (S. 319/320) auf Grund eingehender Forschungen, „daß kein einziges zerstörbares Heiligtum, Denkmal oder Zeugnis des alten Glaubens, wenn es überhaupt als solches Beachtung fand und in seine Gewalt geriet, von Karl unzerstört gelassen worden ist. Die folgenden Zeiten haben dann die Nachlese gehalten, mehr und mehr unter Mithilfe des bekehrten und sich bekehrenden Volkes selbst. Da war auch das letzte Runentäfelchen und verdächtige Zeichen im geheimsten Versteck im Schlafraum des nächsten Blutsverwandten nicht sicher und wird den Priestern auf Verheißung des Gotteslohns überbracht sein, mit oder ohne Zustimmung des Besitzers. Wehe ihm, wenn er die Herausgabe verweigerte. Ewiges Leben und zeitliches Leben hing von der Herausgabe ab. ... Die Zahl der auf Karls persönliche Anordnung geschehenen Zerstörungen von Volksheiligtümern muß bei seinen zahlreichen Kreuz- und Querzügen durch Germanien von 772 bis einige Jahre vor seinem Tode eine ungeheuer große gewesen sein. Nur wenn er etwas für geeignet hielt, unzerstört seiner eignen Schatzkammer einverleibt zu werden, machte er eine Ausnahme."

Gleich in den Anfang des Sachsenkrieges fällt die Zerstörung eines den Germanen und insbesondere den Sachsen teuersten Heiligtums, der Irminsul, die 772 vernichtet wurde. Die Irminsul, eine mächtige, künstlerisch bearbeitete Holzsäule, galt den Germanen sinnbildlich als Trägerin des Weltalls und war in vielen Exemplaren über das ganze Land verbreitet. Die sächsische, „das oberste Heiligtum der Sachsen", war die berühmteste und stand, nach Teudt, bei Altenbeken nordöstlich von Paderborn. Sie gehörte offenbar zu dem sächsischen Nationalheiligtum der Externsteine und muß mit einem reichen Weiheschatz ausgestattet gewesen sein, denn bezeichnenderweise heißt es in den Berichten über ihre Zerstörung durch Karl: „Das dort gefundene Gold und Silber nahm er mit" (Teudt, 320). Die Zerstörung der Externsteine selbst (= Sternstein an der Egge), ein altgermanisches „Gestirnheiligtum", wurde früher als eine durch ungünstige Witterungseinflüsse hervorgerufene betrachtet. Das ist jedoch falsch. Teudt hat nachgewiesen, daß die Sonnenwarte auf dem Turmfelsen (zweiter von rechts, von

Nordosten gesehen), das eigentliche Heiligtum, „nicht in seiner ursprünglichen Gestaltung vor uns liegt, sondern die ganz unverkennbaren Spuren eines gewaltigen *Zerstörungswerks* zeigt, welches auch noch mehrere andere Stellen dieses Turmfelsens betroffen hat. Fast der vierte Teil des Felsenkopfes, der die Bedeckung und die südöstliche Wand des aus diesem Felsenkopfe ausgehauenen, ursprünglich ringsum geschlossenen Hohlraumes bildete, ist gewaltmäßig abgesprengt und in die Tiefe gestürzt" (S. 20). Es sind Keillöcher gefunden worden, die nur dem Zweck gedient haben können, „hier Keile einzusetzen, um durch das Eintreiben der Keile und mit Hilfe der vorhandenen natürlichen Klüfte den ganzen Felskopf in Trümmer gehen zu lassen" (S. 58), und Hand in Hand damit ging auch die Zerstörung des alten Aufgangs zu dem Felsen. Eine andere Erklärung aber, meint Teudt, als daß das ganze Vernichtungswerk „zur Zeit der Einführung des Christentums in dieser Gegend, also von 772 nach Chr. ab, vollbracht wurde, läßt unsere Geschichtskenntnis nicht zu" (S. 23). Auch diese Tat kommt somit unzweideutig auf das Schuldkonto Karls des Franken, der nicht nur die Heiligtümer selbst vernichtete, sondern auch alle Erinnerungen an sie auszurotten bestrebt war. Unermüdlich arbeiteten er und seine Klerisei an der gewaltsamen Christianisierung des Landes, immer das alttestamentlich-jüdische Haßgebot vor Augen: „Zerstöret alle Orte, da die Heiden, die ihr vertreiben werdet, ihren Göttern gedient haben, es sei auf hohen Bergen, auf Hügeln oder unter grünen Bäumen; und reißet um ihre Altäre und zerbrechet ihre Säulen und verbrennet mit Feuer ihre Haine, und die Bilder ihrer Götter zerschlaget, und vertilget ihren Namen aus demselben Ort" (5. Mos. 12, 2f.). Gerade auch, was den letzten Befehl angeht, wird Karl ganze Arbeit geleistet und die alten Namen massenweise verdrängt haben. An ihre Stelle traten meist auf christliche Heilige bezügliche Namen. „Wo es aber nicht anging, den Orten ein christliches Gepräge zu geben, und wo auch die ... Versatanung nicht gelang oder nicht angängig war, da suchte man mit der Zeit die Namen oder ihren Sinn zu verändern. Es ist zu verwundern, daß noch so viele Namen übriggeblieben sind, in denen wir Beziehungen zu der germani-

schen Vergangenheit wieder erkennen können" (Teudt, 293). Teudt hat zum erstenmal auch die Tatsache, daß Karl die alten heidnischen Götterlieder und Heldensagen sammeln ließ, mit der man ihm — als einzigem Beweis — stets ein nationaldeutsches Empfinden anzudichten bemüht ist, in das rechte Licht gerückt und ihr die einzig mögliche Deutung gegeben. Mit dieser, schreibt er, „man möchte fast sagen naiven Auffassung wird Karl eine gänzlich aus dem Rahmen fallende Zerfahrenheit zugetraut, die unglaubhaft ist. Seine Absicht kann denknotwendig nur darin bestanden haben, die Lieder und Sagen, in denen sein klarer Blick mit Recht eine Stütze des germanischen Nationalbewußtseins und des Widerstandes gegen sich erkannt hatte, *unschädlich zu machen.* Er mag die Unschädlichmachung vielleicht anfangs von der Umgestaltung der Sagen und Lieder, von ihrer Christianisierung erwartet haben. Aber da der Stoff auch den geschickten Fingern seines Alkuin und Genossen spottete, hat man von dieser denkwürdigen Sammlung nichts mehr gehört. Es bleibt nur der Verdacht, daß die Sammlung stillschweigend durch die Scheiterhaufen geendet habe, die sein Sohn Ludwig der Fromme dann ohne alle Scheu öffentlich, verordnungsmäßig, angezündet hat. Von diesem Zeitpunkte an werden alle, die mittlerweile gelernt hatten, in der Zerstörung alles Geächteten ein Gott wohlgefälliges Werk zu sehen, gewetteifert haben, der von Karl eingeleiteten Sammlung zu dem durchschlagenden Erfolge zu verhelfen, wie wir ihn vor Augen haben. — Aber das nicht allein. Wir müssen auch annehmen, daß den Sängern dieser Lieder der Mund verstopft und ihren Abschreibern der Prozeß auf Leben und Tod gemacht wurde, müssen annehmen, daß *die gesamte mit der Schrift vertraute* obere Schicht der Gelehrten, priesterlichen Amtswalter und sonstigen Führer des sächsischen Volkes, sofern sie nicht gänzlich zu Karls Parteigängern wurden, schon zu Karls Zeiten *beseitigt* worden ist; es liegt kein Grund vor, zu bezweifeln, daß in Alemannien, Bayern und Thüringen zwar weniger brutal und plötzlich, aber ebenso gründlich das gleiche vor sich gegangen ist, wie im Sachsenlande" (S. 336/337). Die sog. Paderborner Kapitularien vom Jahre 785 sprechen in dieser Hinsicht eine offene und

rücksichtslose Sprache. Nach ihrer Bestimmung mußten alle, die noch heilige Handlungen des alten Glaubens zu verrichten wagten, von der Bevölkerung angegeben und ausgeliefert werden. Wer dem Befehl nicht nachkam, wurde von Haus und Hof vertrieben und in die Fremde verpflanzt. Keine Maßregel wirkte sicherer und zugleich furchtbarer als diese. Die Dichter, Sänger und Schreiber wurden aus Angst denunziert, die Häscher des Königs holten sie aus ihren Häusern, und mit ihnen brach auch überall der Widerstand zusammen.

Die Bekehrungsgeschichte des übrigen Nordens bietet im wesentlichen kein anderes Bild. Auch hier wurde durchweg der Grundsatz befolgt: „Und bist du nicht willig, so brauch' ich Gewalt." Im 9. Jahrhundert führte der aus Frankreich gebürtige Missionar Ansgar (801—865) das Christentum in Schweden ein. Gegen das Zentralheiligtum des Landes, den berühmten Tempel zu Upsala, vermochte er jedoch nichts auszurichten, da das aufgebrachte Volk mit energischem Widerstand dessen Zerstörung verhinderte. Seinen Nachfolgern erging es in dieser Beziehung nicht besser, und noch in der ersten Hälfte des 11. Jahrhunderts mußte sich der König Olaf Skautkonung, ein erklärter Feind des Heidentums, der die Zertrümmerung des Tempels aufs neue beschloß, dem Volkswillen beugen, wenn er nicht des Landes verlustig gehen wollte. Das Volk stellte es ihm frei, sich einen Platz für eine Kirche auszusuchen, warnte ihn aber nachdrücklichst davor, seine Hand an das Heiligtum zu legen. Als einer der fanatischen englischen Mönche namens Wulfred sich an einem Götterbild vergriff und es mit der Axt zerschmetterte, machte man kurzen Prozeß mit ihm und schlug ihn tot.

In Norwegen hatte sich der König Olaf Tryggvason (um 950—1000) den Franken Karl zum Vorbild gewählt. Auf ausgedehnten Reisen in Rußland, Griechenland und England war er mit dem Christentum in Berührung gekommen und hatte in einem deutschen Hafen einen Geistlichen namens Thangbrand getroffen, der es ihm ganz besonders antat. Er machte diesen gewissenlosen Abenteurer, der unter dem Deckmantel der Religion nicht gerade selbstlose Zwecke verfolgte, zu seinem Hofgeistlichen und nahm ihn mit nach Norwegen, wo er bald

gänzlich unter seinen Einfluß geriet und in scheußlichster Weise gegen den angestammten Glauben seines Volkes wütete. Überall zerstörte Olaf die heidnischen Götzenbilder und Tempel und forderte zur Taufe auf. Er erkaufte den Gehorsam gegen seine Gebote durch mancherlei Vorteile, welche er denen, die sich sonst nicht fügen wollten, gewährte. Er gebrauchte aber auch Drohungen und Gewalt, den Gehorsam zu erzwingen und übte in manchen Fällen grausame Rache." So lautet selbst das Urteil kirchlicher Geschichtsschreibung (Neander VIII, 36). Noch gewaltsamer und härter ging sein Nachfolger Olaf der Dicke (um 1000—1033) vor, der das ganze Land durchreiste, um selbst überall die Bekehrung vorwärtszutreiben und die nötigen Maßnahmen zur Zerstörung der Heiligtümer anzuordnen. Die sich der Mission Widersetzenden ließ er entweder hinrichten oder grausam verstümmeln. Gütereinziehung war gleichsam noch ein Gnadenbeweis. Wie das durch ihn verbreitete Christentum aussah, kann man sich danach denken; die Bekehrten fielen wieder ab, sobald sich ihnen die Gelegenheit dazu bot. So war auch in der Provinz Thrand das Heidentum wieder durchgebrochen und die Bauern feierten wieder die alten Bräuche. Als Olaf davon hörte, überfiel er sie heimtückisch bei einem Frühlingsfest und richtete ein Blutbad unter ihnen an. In der Provinz Dalen spielte er den starken Mann und Wundertäter, indem er eine große Thorstatue zerschmettern ließ. In sein Heer nahm er nur Christen auf, die Schilde und Helme der Soldaten waren mit dem Kreuz gezeichnet, die Losung, die er ihnen gab, lautete: „Vorwärts, vorwärts, ihr Streiter Christi, des Kreuzes und des Königs." Nach seinem Tode wurde er bald als Märtyrer und Heiliger verehrt, sein Todestag wurde aber in einem doppelten Sinne zu einem „allgemeinen Festtag für die Völker des Nordens", denn die Anhänger des alten Glaubens waren ebenso froh ihn los zu sein, wie die Christen seinen Tod betrauerten.

In Island wurde das Christentum im Jahre 1000 offiziell eingeführt. Auch dabei hatte neben anderen der würdige Komplize des ersten Olaf, Thangbrand, seine Hand im Spiele. Nachdem er in Norwegen die ihm anvertrauten Kirchengüter verschleudert und die Kosten des seine Mittel übersteigenden

Aufwands durch Erpressungen bei den Heiden zu decken versucht hatte, war er bei seinem Gönner in Ungnade gefallen und suchte sich dessen Gunst nun durch die Bekehrung Islands wiederzuerobern. Er verbreitete dort (997—999) ein bißchen Scheinchristentum, ohne Anklang zu finden, und gab den Isländern im übrigen einen hervorragenden Anschauungsunterricht in christlicher Demut und Nächstenliebe. Als die Bewohner der Insel seiner Anmaßung entgegentraten und die Skalden ihn in Liedern verspotteten, erschlug er zwei Isländer, wurde als Mörder verfolgt und mußte schließlich so schnell wie möglich zu seinem norwegischen Patron zurückkehren. Immerhin brachten es die übrigen Sendboten so weit, daß durch das von Thorgeir eingebrachte Gesetz vom Jahre 1000 dann bestimmt wurde, daß alle Göttertempel und öffentlichen Bilder zerstört und alle diejenigen, die weiterhin dem heidnischen Kult anhingen und ihn übten, verbannt werden sollten. Wenige Jahre später hieß es bereits allgemein: „Stirb oder laß dich taufen!" und die Mission, „von weltlichen und geistlichen Despoten zu sinnloser Hast getrieben, verstand unter ‚Bekehrung' das Ableugnen und Besudeln alles dessen, was bisher im Lande für ‚heilig' gegolten hatte" (Kummer, 275). In Gallien machte sich Martin von Tours (4. Jahrh.) als Zerstörer der Heiligtümer — von seinen zahlreichen „Wundern" abgesehen — einen Namen. Gelegentlich wurde er selbst noch von Erscheinungen heidnischer Götter und Göttinnen heimgesucht, was aber nur zur Folge hatte, daß er um so rücksichtsloser gegen ihre irdischen Abbilder vorging. In Ambroise zerstörte er einen imposanten alten Tempel und stürzte eine mächtige Säule mit einem Götterbild. Besonders eifrig aber war er natürlich in der näheren Umgebung seines eigenen Bischofssitzes auf die Vernichtung der Kultstätten bedacht. Bei seiner Wahl (375) war die ganze Gegend noch fast durchweg heidnisch, 25 Jahre nachher war das Gebiet „in wohlgeordneter Weise mit Kirchen und Klöstern besetzt". Am Übergang des 5. zum 6. Jahrhundert führte Remigius von Reims in seinem Gebiet einen radikalen Krieg gegen die „Altäre der Idole", unter denen er es besonders auf die Heiligtümer der altgallischen Dreiheitsgötter abgesehen hatte, die ihm ein

Hohn auf die christliche Dreieinigkeit zu sein schienen. Im südlichen Aquitanien trat der Bischof Orientius als Heidenbekehrer auf und zerstörte u. a. einen auf einem heiligen Berg stehenden Tempel; in der Gegend von Arles verrichtete sein Amtsbruder Cäsarius das Werk. In seinen Predigten forderte er immer wieder zur Vernichtung der Altäre und Heiligtümer, wo immer sie sich fänden, auf.
In Italien wetterte der weltflüchtige Asket Benedikt von Nursia gegen den alten Götterglauben. Im Jahre 528 fand er in einem heiligen Haine auf der Höhe des Castrum Casinum in Latium einen Apollotempel mit Bild und Altar und eine Kultgemeinde, die hier noch Opfer darbrachte. Er zerstörte Statue und Altar und brannte den Hain nieder. Das ganze Heiligtum wurde in ein Oratorium umgewandelt, aus dem sich dann das erste Benediktinerkloster, Monte Cassino, entwickelte. In Oberitalien missionierte 150 Jahre vorher Vigilius, der Bischof von Trient und ein Zeitgenosse des Ambrosius (um 340—397) war. Er hatte gegen starken heidnischen Widerstand zu kämpfen, denn die ganze Gegend befand sich noch im Besitz der einheimischen Religion. Ein erster Versuch, die geschlossene heidnische Macht zu brechen, endete mit der Ermordung dreier Geistlicher. Vigilius selbst wurde kurz danach von Bauern erschlagen, als er ein sich auf einem schroffen Felsen erhebendes Götterbild stürzen wollte. Auch in Rom wurde eine Reihe von Heiligtümern zerstört. Eine Katakombenzeichnung aus dem 4. Jahrhundert führt u. a. eine Szene vor, wie ein Christ eine Statue des Mars an einem Strick von ihrer Basis herabzuziehen sucht, während ein anderer Steine gegen den Gott schleudert. Im übrigen hat man hier jedoch mit mehr Nachsicht verfahren und das Vorhandene auf irgendeine Weise nutzbar zu machen versucht. Auf Sizilien fiel als Gegenstand des besonderen christlichen Hasses der weitbekannte Tempel der Astarte-Venus auf dem Berge Eryx.
Auch in Griechenland hat mehr das Prinzip der Umwandlung in christliche Kirchen Anwendung gefunden. Die große Athenestatue aus dem Parthenon auf der Akropolis in Athen wurde jedoch im 5. Jahrhundert von denen, „die das Unmögliche möglich machen“, entführt und der Asklepiostempel zer-

stört. In Nordafrika sorgten die christlichen Kaiser schon beizeiten dafür, „daß fast auf der ganzen Erde die Tempel zerstört, die Idole gemindert und die Opfer gehemmt wurden" (Schultze II, 150). Die Hauptgottheit des Landes war hier noch in römischer Zeit die Dea Cälestis, die phönizische Astarte, die zahlreiche Priesterschaften, Tempel und Altäre besaß. Ihr berühmtester Tempel stand in Karthago, der sich durch den großen Umfang des heiligen Bezirks und die Pracht seiner Bauten auszeichnete. Der Kirche war das Heiligtum ein Dorn im Auge, und wie es scheint, hat sie auch schon früh seine Schließung erreicht. Gegen Ende des 4. Jahrhunderts war es bereits mit Gebüsch bewachsen. Damit begnügte sich jedoch der spätere Fanatismus nicht mehr, auf sein Betreiben wurden die Bauwerke noch nachträglich niedergelegt. In der Stadt Sufes kam es zu Anfang des 4. Jahrhunderts durch die Stürzung einer Herkulesstatue, an die sich eine besondere Verehrung knüpfte, zu blutigen Kämpfen zwischen Christen und Heiden. Sechzig Christen wurden dabei getötet, wieviel Heiden indessen umkamen, verschweigt der christliche Berichterstatter, der Kirchenvater Augustin. Immerhin läßt er durchblicken, daß die Christen die Schuld an dem Gemetzel trugen. Durch das Unternehmen kühn gemacht, zerstörten sie im Anschluß daran auch die Tempel und übrigen Götterbilder. „Die religiösen Bauten und Memorien des Landes", schreibt V. Schultze, „sind von dem jähen Untergange der Antike und den spätern wechselnden Schicksalen desselben in einem Grade betroffen, daß nur noch dürftige Ruinen an ihre einstige Existenz erinnern. Von den Tempeln ist fast alle Spur verschwunden. ... Die Altäre mit Weihinschriften haben sich dauerhafter gezeigt, aber nur eine Minderzahl ist auf uns gekommen, und der Gedanke drängt sich auf, daß in und nach dem entscheidenden Kampfe das Werk der Zerstörung an sie getreten ist. Denn an ihnen vollzogen sich die verhaßten Opfer und waren die Namen der Götter und Göttinnen zu lesen. So mag man auch die geringe Zahl von Götterstatuen, die den Trümmern entrissen sind, sich begreiflich machen. In jedem Falle ist das nordafrikanische Heidentum gewaltsam vernichtet worden. Die mächtige Kirche dort konnte im fünften Jahrhundert das

langsame Hinsterben des Götterglaubens nicht mehr ertragen. Sie führte den ungleichen Kampf mit Einsetzung ihrer Übermacht zu Ende“ (II, 163/164).
In Alexandria in Ägypten waren Straßenkämpfe zwischen Christen und Heiden an der Tagesordnung. Hier hatte es die Kirche weniger mit der alten Volksreligion als vielmehr mit dem Hellenismus, als Religion wie als Philosophie, zu tun. Im Jahre 391 wurde das Serapeion, der Tempel des griechisch-ägyptischen Gottes Sarapis, unter Anführung des Patriarchen Theophilus von den Christen gestürmt und vernichtet. Der Sieg der Kirche war damit im wesentlichen vollendet, von diesem Zeitpunkt an behielt sie dauernd das Übergewicht. „In den wilden Szenen, welche sich an die Ermordung der (griechischen Mathematikerin und Philosophin) Hypatia (i. J. 415) knüpfen, tritt die Schreckensherrschaft des christlichen Pöbels unbesieglich hervor“ (a. a. O. II, 236).
In Kleinasien gingen der Dionysostempel von Teos in Karien und das Heiligtum der Athene Polias in Priene in Trümmer, in Phönizien ließ Konstantin den Tempel zu Aphaka am Libanon dem Erdboden gleichmachen, weil sich dort „zu Ehren der schändlichen Göttin Aphrodite“ Dinge ereignet haben sollten, „als gäbe es im Lande kein Gesetz und keinen Fürsten“ (Eusebius, „Leben Konstantins“ III, 55; a. a. O. II, 336/337). In Syrien wurde besonders die Stadt Gaza, die einst mächtigste unter den fünf Hauptstädten der Philister, heiß umkämpft. Hier wurde der Asket Porphyrius im Jahre 395 Bischof. Bald nach seinem Amtsantritt reiste er persönlich an den Hof nach Konstantinopel, um Dekrete gegen den Götzendienst zu erwirken. Schon unter Konstantin war eine Reihe von Tempeln gefallen, unter Theodosius wurde das Zerstörungswerk mit vermehrtem Eifer fortgesetzt, sein Nachfolger, der achtzehnjährige Kaiser Arkadius, aber wollte zunächst nichts davon wissen, da die Stadt eine gute und pünktliche Steuerzahlerin war. Die Kaiserin Eudoxia, bezeichnenderweise eine Frankin, stimmte ihn jedoch um und verschaffte Porphyrius die Erlasse. Damit begann die Vernichtung von neuem. Zuerst wurde eine Marmorstatue der Aphrodite, die im Weichbild der Stadt an einem Kreuzweg stand, vernichtet, oder vielmehr der „Dämon“

fuhr, als die Christen „das kostbare Holz Christi, das ist das Abbild des Kreuzes", vorbeitrugen, aus dem Standbild heraus, und dieses selbst fiel „mit wildem Ungestüm um und zerbrach in tausend Stücke", wobei es wohlweislich nicht vergaß, noch zwei Heiden Kopf und Schulter zu spalten. So berichtet wenigstens „glaubwürdig" der Diakon Markus, der Biograph des Porphyrius. Ferner wurde das Marneion, das Heiligtum des semitischen Gottes Marna, niedergebrannt und zerstört und an seiner Stelle eine Kirche gebaut, zu der auch Eudoxia Material beisteuerte. Für den Fanatismus des Porphyrius zeugt es dabei, daß er mit den „vorzüglich von den Frauen" verehrten Marmorstücken des Allerheiligsten den Weg vor dem Tempel pflastern ließ, „damit jene nicht nur von Männern mit Füßen getreten würden, sondern auch von Frauen und Schweinen und anderen Tieren" (a. a. O. II, 248; die Zusammenstellung spricht Bände!). Außerdem fand noch eine Haussuchung nach Götterbildern statt, und die gefundenen wurden entweder zertrümmert, ins Feuer oder in den Schmutz geworfen. „Die Vernichtung des Heidentums in Gaza gehört zu den abstoßendsten Szenen im Rahmen dieser Geschichte. Unter widerlichen Einzelheiten wirkt sich eine brutale Gewalt aus. Porphyrius, einst ein demütiger Asket in Jerusalem, spielt die Rolle eines blinden Fanatikers. Gerade in diesen Gebieten mögen solche Vorgänge, welche aus dem Volkscharakter und der Religiosität erklärlich werden, nicht vereinzelt gewesen sein" (a. a. O. II, 249).

Gaza war nur ein Fall unter vielen. Die Christen tobten in gleicher Weise im ganzen Lande und verhöhnten die altgläubige Bevölkerung noch obendrein. In Adra (jetzt Ezra) bei Damaskus stand ein Tempel des Gottes Theandrites. Die Christen zertrümmerten ihn, bauten über der Stelle eine Kirche und versahen sie mit einer Inschrift, in der es u. a. heißt: „Ein Haus Gottes ist geworden die Herberge der Dämonen. Das heilsame Licht ist aufgeflammt, wo Finsternis lagerte. Wo einst Opfer der Idole, sind jetzt Chöre der Engel. Wo einst Gott erzürnt wurde, wird er jetzt versöhnt" usw. (a. a. O. II, 253). Ein Mönch namens Alexander kam um die Wende des 4. zum 5. Jahrhundert in eine nicht genannte Stadt, in welcher

der Götterglaube noch bestand und die alten Feste noch gefeiert wurden. Er betrat den Ort und setzte „mit gleichsam göttlicher Kraft“ das Heiligtum, um welches der Kult sich konzentrierte, in Brand und vernichtete es von Grund auf. Danach nahm er die „Bekehrung“ vor. Immer gelang das Unternehmen den christlichen Sendboten jedoch nicht so glücklich. Das mußte u. a. der Bischof von Apamea, Marcellus, erfahren, der, nachdem er in Apamea selbst bereits alle Tempel niedergerissen hatte, das Zerstörungswerk auch in der Umgebung aufnehmen wollte. Dabei reizte ihn besonders ein großer Tempel in dem benachbarten Gebiet von Aulon. Mit einer Schar Soldaten und Gladiatoren brach er dorthin auf und ließ das von Bauern belagerte und verteidigte Heiligtum stürmen, während er selbst zusehend abseits stand. Als die Heiden dies bemerkten, stürzten sich einige auf ihn, schleppten ihn fort und verbrannten ihn bei lebendigem Leibe.

Wir stoßen im Verlaufe der christlichen Missionsgeschichte also überall und immer auf die gleichen Vorgänge: Brennen, Zerstören, restloses Vernichten der heidnischen Kultstätten und Heiligtümer. Wo dies nicht geschehen konnte, wo es aus politischen oder anderen Gründen nicht möglich war, da suchte die Kirche die Stätten zu verteufeln und auf alle Arten unliebsam und verdächtig zu machen, und wo auch das nicht glückte, entschloß sie sich schließlich zur Übernahme und Umwandlung in christliche Kirchen, Klöster und Gnadenorte. Daß oft beides Hand in Hand ging, daß die Umbildung oft erst auf die Vernichtung des Vorhandenen folgte, konnten wir im Vergangenen bereits mehrfach feststellen. In anderen Fällen ließen materielle oder sonstige eingangs erwähnte Gründe die Schonung angeraten erscheinen. Die Kirche hat dann dem Heidentum oft weitgehende Konzessionen machen müssen und blieb von diesem meist nicht unberührt. Auch für dieses Verfahren der Umwandlung und veränderten Fortbenutzung heidnischer Heiligtümer seien zum Schluß noch einige Beispiele angeführt. Um gleich im letztgenannten Land, in Syrien, zu bleiben, so können wir dort den Vorgang an einigen kleineren Tempeln beobachten. So wurde in Soueideh ein Tempel in eine Kirche umgewandelt und in Chaqqua, etwas nördlich davon, eine

„heilige Behausung“, d. h. eine kleine Landkapelle, demselben Zwecke dienstbar gemacht. Auch ein römisches Regierungsgebäude wurde hier, nachdem die heidnischen Plastiken abgeschlagen und durch das Kreuz ersetzt worden waren, übernommen. Das Tycheion, den Tempel der Schicksalsgöttin Tyche, in Antiochia wies Theodosius II. zu Anfang des 5. Jahrhunderts dem Christentum zu, das ihn zur Begräbnisstätte der Gebeine des Märtyrers Ignatius (i. J. 110 in Rom den wilden Tieren vorgeworfen) machte.
In Kleinasien wurde das auf die Argonauten zurückgeführte uralte Kybeleheiligtum auf dem Berge Dindymus in Phrygien zu einer Kirche der heiligen Jungfrau, was sogar in einer alten Orakelinschrift des Tempels prophezeit worden sein sollte, in Lagina verwandelte sich der dortige berühmte Hekatetempel in eine Kirche. Der Augustustempel in Ancyra wurde zum Teil zerstört, zum anderen für christliche Zwecke umgebaut. In Comana in Kappadozien wurden zwei auf Orestes zurückgehende Heiligtümer fast unverändert in gottesdienstlichen Gebrauch genommen. In Ägypten machte Theodosius I. den großen Baalstempel von Heliopolis, „eine der mächtigsten sakralen Bauten der alten Welt“, zu einer Kirche; für den Kult wurde allerdings nur die geräumige Vorhalle benutzt. Auf einer Nilinsel verwandelten der ägyptische und der alexandrinische Makarius (beide im 4. Jahrh.) einen dort entdeckten Tempel in eine Kirche, auf einer anderen, der Insel Philä am ersten Nilkatarakt, stellte der oströmische Feldherr Narses im 6. Jahrhundert den Isiskult ein, ließ die Priester gefangennehmen und schickte die Götterbilder nach Konstantinopel, wo alles einigermaßen Wertvolle zur Ausschmückung der Stadt gesammelt wurde. Der Bischof Theodorus nahm dann das „gute Werk“ der Umwandlung des Tempels in eine Kirche vor und vollzog es „in der Kraft Christi“. Die übrigen ägyptischen Bildwerke wurden mit Nilschlamm überdeckt, ein oft geübtes Verfahren, bei dem meist eine zweite weiße Deckschicht die Unterlage für christliche Malereien abgab. In Theben konnte man einen auf diese Art gemalten Petrus bestaunen, aus dessen Heiligenschein noch die Kuhhörner der Göttin Hathor, der ägyptischen Venus, hervorschauten. Auch sonst wurde noch

eine ganze Reihe von Tempeln in Ägypten umgewandelt und umgebaut.
In Griechenland wurde aus dem Tempel der Jungfrau Athene auf der Akropolis in Athen erst eine der Hagia Sophia, der heiligen Weisheit, im Gegensatz zu der in Athen heimischen Weltweisheit, geweihte Kirche, dann eine solche der Jungfrau Maria. Auch das Erechtheion, gleichfalls ein Atheneheiligtum auf der Akropolis, ging in den Dienst Marias über, ebenso der Tempel der Persephone, während das Theseion, der Theseustempel, an den heiligen Georg abgetreten wurde. In Eleusis richtete ein gewisser Artemisios den Tempel des Triptolemos als Kirche ein, aus dem Heiligtum des Trophonius in Lebadia wurde eine Kirche der Panagia. In Konstantinopel wurde der Tempel der Rhea zu einem öffentlichen Monument, dessen christlicher Charakter darin zum Ausdruck kam, daß man der Statue der Göttermutter die sie begleitenden Löwen wegnahm und ihre Hände aufwärts gen Himmel richtete, so daß sie den Eindruck einer Betenden machte. Eine Tychestatue christianisierte man dadurch, daß man ihr das Kreuzeszeichen auf die Stirn ritzte. Der Heliostempel auf der Akropolis wurde durch Theodosius in ein Wohnhaus umgewandelt und der Hauptkirche überwiesen, den Artemistempel machte er zu einem Spielhaus, den Aphroditetempel zu einer statthalterlichen Wagenremise; der Jupitertempel wurde bereits unter Konstantin niedergerissen und auf seiner Stelle unter Zuhilfenahme des alten Materials die Kirche des heiligen Mokios erbaut, aus dem Poseidontempel endlich wurde die Kirche des Märtyrers Menas. Die meisten antiken Bildwerke und Statuen dagegen benutzte Konstantin, der Neugründer der Stadt, wie schon erwähnt, zur Ausschmückung seines Regierungssitzes, so daß sich das merkwürdige Schauspiel darbot, daß, während überall die Tempel geschlossen wurden, der ganze olympische Götterkreis sich auf Straßen und Plätzen der Stadt des christlichen Herrschers zusammenfand und fröhliche Auferstehung feierte. Eine Apollostatue machte Konstantin sogar zu seinem eigenen Bild, indem er ihr den goldenen, mit dem Kreuz gezeichneten Reichsapfel in die Rechte drückte und ihr eine Inschrift gab, die diese Metamorphose bestätigte.

In Rom verwandelte erstmals der Bischof Felix IV. (526 bis 536) ein antikes Heiligtum in ein christliches Gotteshaus, und zwar verband er das Templum Sacrae Urbis, welches das Stadtarchiv enthielt, und das von Maxentius, dem Gegenkaiser Konstantins (306—312), seinem Sohne Romulus erbaute Templum Romuli zu einer Kirche, die er den beiden Heiligen Cosmas und Damian weihte. Bonifazius IV. führte 609 die Christianisierung des Pantheons durch, das zu einer Kirche S. Maria ad Martyres (zum Gedächtnis der Märtyrer), später zu S. Maria Rotonda (die runde Kirche, seiner Bauform wegen) wurde, wie sie heute noch heißt. Außerdem wurden noch zu Kirchen der Antoninstempel am Forum zu S. Lorenzo in Miranda und der Tempel der Ceres und Proserpina zu S. Maria in Cosmedin; über dem alten Minervatempel wurde die Kirche S. Maria sopra Minerva errichtet — hier ist also selbst der Name beibehalten — und auch die Kirche S. Nicola in Carcere erhob sich auf den Trümmern eines früheren Tempels.
Im übrigen Italien gingen u. a. ein verlassener Apollotempel in Fundi in Latium, sowie Tempel in Spoletium in Umbrien und in Brixen an das Christentum über. In Mailand vernichtete Ambrosius das Heidentum, die nach ihm benannte Basilika soll sich auf den Trümmern eines Bacchustempels erheben. Auf Sizilien wurden der Concordiatempel und das uralte Zeusheiligtum in Girgenti, die Cella eines griechischen Tempels in Taormina und auf der Sizilien vorgelagerten Insel Ortygia der Athenetempel von Syrakus in Kirchen umgewandelt. Das gleiche Verfahren ist in Tarraco und in Cartagena in Spanien nachgewiesen. In Gallien hat es der oben erwähnte Martin von Tours angewandt. „Wo er einen Tempel zerstört hatte", berichtet ein Zeitgenosse, „errichtete er darüber sogleich eine Kirche oder ein Kloster" (a. a. O. II, 104/105), wobei er gelegentlich Teile der alten Heiligtümer übernahm. „An Aufforderungen, die Stätten des antiken Kultes zu vernichten, hat es ... nicht gefehlt, aber man möchte vermuten, daß der gallische Episkopat, in dessen Reihen viele Männer aus altadeligen Häusern zu finden waren, die blinde Zerstörungswut orientalischer Mönche im allgemeinen nicht geteilt hat" (a. a. O. II, 115). Es ist deshalb eine ganze Reihe von Altären er-

halten geblieben, die Mehrzahl jedoch ist auch hier der Vernichtung anheimgefallen.
In Deutschland wurde zu Beginn des 5. Jahrhunderts die Marktbasilika von Trier in eine Kirche umgewandelt, und selbst die Externsteine mußten später diese Prozedur über sich ergehen lassen. Denn für Karl „unterlag es nach den Gepflogenheiten seiner Zeit keinem Zweifel, daß an eben dieser Stelle eine Kultstätte des neuen Glaubens entstehen müsse. ... Lange konnte Karl auf keinen Fall sich mit der Zerstörung dieser Stätte begnügen, wenn er es mit der Vertilgung des vermeintlichen Teufelsdienstes ernst meinte; und er hat es sicher ernst gemeint" (Teudt, 48). Wahrscheinlich fällt die Herrichtung der unteren Grotte in Felsen 1 zur Kapelle noch in die Zeit des Sachsenkrieges. Teudt nimmt dafür den Winter 784 auf 785 an, als sich Karl in dem nahen Schieder aufhielt und Zeit genug hatte, sich um die Umwandlung und Ausschmückung der Grotte mit Apostelbildern selbst zu kümmern. In die Zeit um 1100 fällt dann das große Felsrelief der Kreuzabnahme, wodurch das alte Heiligtum zu einem ganz „hervorragenden Orte christlicher Gottesverehrung" wurde. Das Sazellum, die Sonnenwarte, dagegen, die zur Ruine geworden war, wurde erst später kirchlichen Zwecken dienstbar gemacht; wahrscheinlich um 1350 durch das Werdener Kloster, das um diese Zeit einen Mönch als Kapellan an den Externsteinen anstellte. Auch sonst wurden in der Bekehrungszeit die Kirchen häufig auf alte heilige Stätten und Thingplätze, „wo das Volk gewohnt sei, zusammenzukommen", gesetzt, „eine ebenso grausame als wirksame Anordnung zur Beseitigung des alten Glaubens, zumal die Beschädigung der Kirchen unter Todesstrafe gestellt wurde" (Teudt, 269). Ebenso entstanden die ältesten Kalvarienberge fast durchweg an den Stellen bedeutsamer germanischer Heiligtümer, wobei der Gesichtspunkt ausschlaggebend war, daß von solchen Stellen die bösen Geister der alten Götter, die nach dem Glauben der Christen dort weiter ihr Wesen trieben, restlos ausgetilgt und verscheucht werden sollten.
Wo es anging, hat die Kirche also stets heidnische Heiligtümer dem Christentum nutzbar zu machen versucht und nutzbar gemacht. Fanatische Mönche und durch sie fanatisierte Mas-

sen haben oft sinnlos zerstört, was ihnen in die Hände fiel, aber selbst ein so rombewußter Eiferer wie Gregor I. (um 540 bis 604), der selbst aus dem Mönchtum herkam, hat sehr bald die politische Brauchbarkeit des Grundsatzes der Erhaltung und entsprechenden Umwandlung von heidnischen Kultstätten in christliche Heiligtümer eingesehen und verfochten. Er trat anfangs für die restlose Vernichtung der heidnischen Stätten ein, besann sich dann aber anders und gab seinen Sendlingen Auftrag, die Heidentempel, wenn sie gut gebaut seien, zu schonen, mit Weihwasser die „Dämonen" auszutreiben und die Plätze zu „Tempeln des lebendigen Gottes" umzubilden. „Wenn dann das Volk seine Tempel nicht zerstört sieht", schrieb er im Jahre 601 an den Abt Mellitus, der mit der Christianisierung Englands betraut war, „mag es von Herzen seinen Irrtum ablegen... und an den ihm vertrauten Orten nach altem Brauch sich lieber einfinden". Auch die heidnischen Lokalgötter, die zauberkräftigen Wasserquellen und dergleichen befahl er unangetastet zu lassen, ja sogar die Opfer wollte er unter gewissen Bedingungen weiter zulassen, damit die Bekehrten, „wenn ihnen solchermaßen äußerlich (!) einige Freuden zugestanden werden, ... zu den innerlichen Freuden ihren Sinn leichter gewöhnen. Denn ganz gewiß geht es nicht an, daß man harten Gemütern alles auf einmal abschneidet, weil ja auch der, welcher zum höchsten Gipfel aufsteigen will, stufenweise ... nicht sprungweise sich emporarbeitet" (Rosenberg, 166/167, Anm.; Chamberlain, 619; Neander VII, 20). Man sehe darin nicht pure Menschenfreundlichkeit der Kirche gegenüber den bekehrten Völkern! Das war es nicht. Es war die Auswirkung eines politischen Systems, das sich die Macht und den Sieg um jeden Preis zum Ziel gesetzt hatte und das Konzessionen machen mußte, wenn es seine Existenz nicht aufs Spiel setzen und den Erfolg nicht von vornherein fraglich machen wollte. Die Kirche war zu diesen inneren Konzessionen, die äußerlich bereits den Eindruck des Triumphs gewähren konnten, gezwungen, da sie überall auf Widerstand stieß. Darauf eingehen aber konnte sie nur, weil sie selbst nichts unbedingt Neues war und brachte, jedenfalls im Süden nicht, sondern selbst sich mit ihrer Lehre aus den verschiedenartig-

sten Fremdelementen zusammensetzte und überall auf diese Fremdelemente angewiesen war, wenn sie unter den jeweiligen bekehrten Völkern lebensfähig sein und bleiben wollte. Nur so war es ihr möglich und mußte sie „schonend dulden", was sie jedoch immer in der Absicht und auf die Weise tat, „daß sie oft das Übel, das sie bekämpfte, gerade durch dies Dulden und Übersehen unterdrückte" (Gregor, a. a. O.). Sie kämpfte also unter steter Verschleierung ihrer letzten Ziele und wurde gerade dadurch besonders gefährlich und dem Heidentum zum endlichen Verhängnis.

2. *Das Wort „Kirche"*

Tacitus berichtet im 9. Kapitel seiner „Germania" von den Germanen: „Übrigens verträgt es sich nach Ansicht der Germanen nicht mit der Erhabenheit der Himmlischen, sie in Tempel einzuschließen und menschenähnlich darzustellen. Wälder und Haine weihen sie ihnen, und mit Namen von Göttern rufen sie jenes geheimnisvolle Wesen an, das sie nur in frommer Andacht schauen" (hrg. v. Woyte, 16). Damit stimmen die Resultate überein, zu denen die germanische Altertumswissenschaft in dieser Frage gekommen ist. Danach fehlen Tempelbauten in der Frühzeit im eigentlichen germanischen Raume gänzlich. Erst später, seit dem 5. Jahrhundert etwa, sind solche nachzuweisen und wird von Tempelverbrennungen berichtet. Insbesondere stoßen wir dann im äußersten Norden, in Skandinavien und Island, und im Südwesten des Reiches auf sie, wo sich germanischer mit keltisch-römischem Glauben mischte. Die erwähnte Marktbasilika in Trier war kein rein germanisches Heiligtum, und das oberste Heiligtum der Sachsen andererseits war noch im 8. Jahrhundert ein Naturheiligtum, die Externsteine. Hatten die Germanen aber ursprünglich keine Tempel, so hatten sie auch kein Wort dafür, denn „Tempel" ist ja nur das lateinische templum = abgegrenzter Bezirk (oder nach anderer Deutung zu temp = ausspannen, wie „Teppich") mit deutscher Endung. Außerdem gingen sie später, als sie Christen geworden waren, auch nicht mehr in Tem-

pel, sondern in Kirchen, denn das Christentum hat die Bezeichnung „Tempel" für seine Gotteshäuser nicht übernommen. Nun kannten die Germanen Kirchen aber ebensowenig und müssen also auch dieses Wort übernommen haben. Woher stammt nun dieses?

Auf diese Frage antwortet die Wissenschaft folgendes: das deutsche Wort „Kirche" ist ein Fremd- bzw. Lehnwort und geht auf das griechische kyriaké = einem Herrn zugehörig, zurück. Näher erläutert wird die Tatsache dadurch, daß man etwa sagt: „Das Christentum kam zu uns als *römisch*-katholisches Christentum. Daher stammen die vielen lateinischen kirchlichen Wörter, meist als solche nicht mehr empfunden, weil längst zu Lehnwörtern geworden. ... Daneben gibt es aber im Deutschen viele *griechische* kirchliche Wörter ... Das rührt daher, daß a) schon das Latein der römischen Kirche vielfach mit Fremdwörtern aus dem Griechischen durchsetzt ist, weil ja das Christentum von Palästina auf dem Wege über Griechenland nach Rom gelangte; b) in einigen Fällen, in denen wir griechische kirchliche Wörter verwenden, die die romanischen Sprachen nicht kennen (z. B. kyriaké = Kirche; dagegen französisch église aus lateinisch ecclesia = griechisch ekklesia) daher, daß das Christentum, ehe es durch Bonifatius nach Deutschland kam, den Goten an der Donau schon von dem griechischen Konstantinopel her bekannt und von ihnen angenommen wurde" (Lamer, 238).

Diese scheinbar so klaren und einleuchtenden Sätze bergen eine Fülle von Problemen in sich. Erstens ist es merkwürdig, daß wir, zu denen, wie Lamer sagt, das Christentum „auf dem sonderbaren Umwege über Irland und England" kam, das Wort „Kirche" zugleich von den Goten an der Donau übernommen haben sollen. Diese Frage kompliziert sich jedoch gleich wieder in sich selbst dadurch, daß sich die Angelsachsen in England einerseits „der südlichen (d. h. römischen! *Cäsar* war in Britannien) Kultur eher anschlossen als die Germanen in Deutschland", zum anderen aber auch nicht das lateinische ecclesia für Kirche übernahmen, sondern gleichfalls das griechische kyriaké, das bei ihnen zu „church" wurde. Lamer schreibt zu dem Einfluß von Südosten her: „Die südlichen ger-

manischen Christen müssen mit den nordischen in Verbindung gestanden haben (eine solche der Vandalen in Afrika mit der Heimat ist anderweit bekannt), und zwar mit denen, die schon vor Bonifatius, so lange noch die Römer am Rhein saßen (bis 400), Christen geworden waren" (a. a. O.). Diese Verbindung ist zunächst nicht mehr als Hypothese, und was die christlichen Gemeinden im Südwesten des Reiches vor Bonifatius angeht, so sind diese nachweislich mit dem Abzug der Römer wieder untergegangen. Als die englischen Missionare im 6. Jahrhundert dorthin kamen, fanden sie den keltisch-heidnischen Glauben als tonangebend. Eine christliche Beeinflussung des Nordens durch die Goten ist ferner aus dem Grunde nicht wahrscheinlich, daß sich das germanische Heidentum bis ins 7. und 8. Jahrhundert unvermischt erhielt und in der Tat erst zur Zeit des Bonifatius im eigentlichen Sinne christianisiert, d. h. zwangsbekehrt wurde, die Goten aber bereits im 6. Jahrhundert aus der Geschichte verschwinden. Die Ostgoten in Italien wurden 555 durch Narses vernichtet, die Westgoten in Spanien 507 von Chlodwig unterworfen. Die Westgoten, die sich noch etwas länger hielten und zu Anfang des 8. Jahrhunderts mit den Arabern in Kämpfe verwickelt waren, hätten zwar die beste Gelegenheit gehabt, die Franken mit ihrer griechischen Form des Christentums zu durchdringen, indessen ist davon nichts bekannt, die Franken schlossen sich vielmehr engstens an Rom an, was in unserem Fall auch durch das lateinische ecclesia-église zum Ausdruck kommt. Zu den Nordgermanen kann das Wort „Kirche" aber wiederum nicht von den Goten gekommen sein, weil es sich in dem einzigen erhaltenen gotischen Schriftwerke, in dem es gesucht werden müßte, der Bibelübersetzung des Ulfilas, *gar nicht findet.*

Die Lage ist also außerordentlich verwickelt. Einerseits kam das Christentum über das stark römisch beeinflußte Britannien in dessen römischer Form zu uns, England selbst aber übernahm das griechische Wort kyriaké, andererseits wird eine Vermittlung des Wortes Kirche durch die Goten angenommen, bei denen es indessen nicht nachweisbar ist. Zum dritten besteht die Möglichkeit einer Einwanderung über Frankreich durch das Rhônetal, Frankreich selbst jedoch benutzt das lateinische

église, und schließlich ist das Wort kyriaké auch im Griechischen in gottesdienstlicher Verbindung unbekannt und wird dort nicht im Sinn von „Kirche“ gebraucht. Dafür wurde vielmehr nur das durch das Lateinische übernommene ekklesia benutzt, dessen ursprünglicher Sinn jedoch auch ein profaner ist. Denn ekklesia heißt in vorchristlicher Zeit die Volksversammlung griechischer Freistaaten; bule et ekklesia = Staat und Volk, wie das römische senatus populusque Romanus. Man muß sich also nach einer anderen Deutung des Wortes Kirche umsehen, die all die angeschnittenen Probleme löst und zugleich die Tatsache verständlich macht, daß das Wort in gleicher oder wenig veränderter Form (Kirischa, Kerke, Cierk, Cirice, Church, Kyrka, Kirke) im gesamten Norden vorkommt, eine Tatsache, die sich durch die Übernahme des griechischen kyriaké schon durch die äußeren Schwierigkeiten der Vermittlung nicht erklärt und auch dadurch unverständlich bleibt, daß der übrige Norden ja ebenso wie Deutschland englisch-römisches Christentum erhielt. Für die notwendige neue Deutung scheint nun der ursprüngliche Sinn von ekklesia = Volksversammlung einen Anhaltspunkt zu bieten, während das Wort als solches dabei belanglos ist. Teudt nämlich spricht die Vermutung aus, daß das Wort „Kirche“ urgermanisch ist und gar nichts mit kyriaké und ekklesia zu tun hat, sondern nur dem Sinne nach mit letzterem identisch ist, wobei er es äußerlich jedoch nicht auf dieses, sondern auf das lateinische circus zurückführt bzw. es mit diesem als stammverwandt ansieht. Kirche hätte danach ebenso wie circus ursprünglich nichts anderes als der kreisrunde Versammlungsplatz des Volkes geheißen. Er meint, „daß die unzähligen freundschaftlichen Beziehungen unserer edlen Väter zur ‚Kirche‘ als solcher, von Geburt an bis zum Grabe, seit 1200 Jahren, gar *nicht* Beziehungen zu einem Begriff sind, der erst aus der Fremde eingeführt werden mußte, sondern zu einem *heimatlichen* Begriff: man ging auch *vor* der Einführung des Christentums zur ‚Kirche‘. Man sang anfangs sogar in und bei den auf den Ortsthingplätzen errichteten christlichen Kirchen die altgewohnten germanischen Lieder, bis strenge Verbote dem ein Ende bereiteten“ (S. 99).

Den wissenschaftlichen Beweis für diese Vermutung vermag

Teudt vorläufig noch nicht beizubringen, und er wird wohl auch nie anzutreten sein, da uns die schriftlichen Unterlagen dafür gänzlich fehlen. Die Frage, warum „das Vorhandensein eines so gangbaren Wortes wie ‚Kirche' in der deutschen Sprache in der vorchristlichen Zeit aus den Urkunden und Handschriften nicht mehr zu erweisen ist", beantwortet sich durch den Hinweis auf die vielen „mönchischen und gleichgesinnten Federn..., die Hunderte von Jahren ungehindert Zeit hatten, aus allem Schrifttum unliebsames Wissen verschwinden zu lassen.... Auch Ulfilas und der Dichter des Heliand selbst werden schon lieber ‚Schule' und ‚Synagoge' gesagt haben als Kirche, weil ja ‚Kirche' bei ihren Lesern die in der Tat falsche Vorstellung germanischer Ringwälle wachgerufen haben würde" (S. 100/101). Daß es das Wort demungeachtet wirklich gegeben hat und unser „Kirche" davon kommt, aber darf jedenfalls so lange angenommen werden, als es nicht gelungen ist, den einwandfreien Nachweis seiner Abstammung von dem griechischen kyriaké zu erbringen, und dieser Nachweis ist bisher noch nirgends in schlüssiger Form geführt worden. Selbst ein so einschlägiges Werk wie die große Herzog-Hauck'sche „Realenzyklopädie für protestantische Theologie und Kirche" versieht diese Ableitung mit starken Fragezeichen. Und solange diese Fragezeichen nicht beseitigt sind, steht Behauptung gegen Behauptung oder Vermutung gegen Vermutung und der einen kommt nicht größere Berechtigung zu als der anderen.

3. Bauform, Turm und Glocken

Daß das Christentum ursprünglich für seine Kirchen keine eigene Bauform und keinen eigenen Baustil entwickelt hat, ergibt sich aus der Tatsache, daß die ersten Kirchen fast durchweg übernommene Heidentempel waren. Und wo es sich um Neubauten von einiger Bedeutung handelte, lagen auch diesen bautechnische und stilistische Errungenschaften der Antike zugrunde, was sich einfach aus der Zeit herschreibt. Daran ändert auch die Tatsache nichts, daß man sich für Kirchenbauten oft den jüdischen Tempel von Jerusalem zum Vorbild nahm. Im

Judentum darf eigenes architektonisches Genie am letzten erwartet werden, und der jerusalemitische Tempel ist denn auch weit davon entfernt, ein bautechnisches Produkt des Judentums zu sein. Er ist einfach nach babylonisch-phönizischem Muster und sogar durch phönizische Architekten erbaut. In seinem Innern standen neben dem Altar Jahves auch noch kanaanitischen und ägyptischen Göttern geweihte Altäre, und umgeben war er mit einem Hain, wie er um die Ischtar-(hebräisch Aschoreth-)heiligtümer herum angelegt wurde. Auch die innere Struktur und Einteilung der christlichen Kirchen geht auf den Tempel von Jerusalem zurück, ist dort aber gleichfalls ausländischer Herkunft, so daß die Kirchen also in jedem Falle, innen wie außen, durch das vorchristliche Heidentum in stärkstem Maße beeinflußt sind, selbst wenn eine Übernahme griechisch-römischer Grundsätze später nicht mehr stattgefunden hätte.
Eine besondere Eigentümlichkeit der christlichen Kirchen ist ihr Turm, der der Aufnahme der Glocken dient. Über seine Herkunft gehen die Meinungen ebenso auseinander, wie über die des Wortes „Kirche". Nach Ansicht der klassischen Altertumswissenschaft stammt er ebenso wie das Minarett „wohl" aus Syrien und ist „wohl über Frankreich, wo er schon in der Merowingerzeit vorliegt, in das übrige Europa gelangt" (Lamer, 379). Nach der germanischen Altertumsforschung dagegen stammt er aus dem Norden. „Der Turm", sagt Teudt, „ist offenbar eine von den Formen gewesen, in denen die Alten ihre heiligen Bauten gestaltet haben. Sowohl die Türme als auch die Glocken der christlichen Kirchen müssen als ein Erbteil aus dem Germanentum angesehen werden. Die ersten Kirchengebäude in den Mittelmeerländern hatten ebensowenig wie ihre Vorbilder, die Tempelbauten, Türme... Daß man — klug wie man war — auch den einen oder anderen alten Turm stehen ließ und ebenfalls umtaufte, will ich nicht behaupten, aber auch nicht abstreiten. Für uns ist jedenfalls das Dogma, die Germanen hätten *niemals* mit Kalkmörtel gebaut, während die andern Völker längst den Kalkmörtel hatten, ... hinfällig geworden" (S. 281).
Es ist möglich, daß hier beide Ansichten recht haben. Denn in

den Kirchtürmen des Nordens kann durchaus eine Übernahme heidnisch-bodenständiger Bauformen und Gepflogenheiten vorliegen, andererseits aber versteht Teudt unter den „Alten" des ersten angeführten Satzes offenbar selbst nicht nur das germanische, sondern das Gesamtaltertum, und nur in diesem Sinne ist der Satz richtig. Denn Turmbauten kannte das ganze vorchristliche Altertum, zunächst als Festungstürme im Verband der Mauer, dann auch freistehend als Leuchttürme und ebenso schon als Tempeltürme — entgegen der Meinung Teudts — wie z. B. in Baalbeck, wenn diese auch nicht so hoch wie unsere heutigen Kirchtürme waren und der Fall im ganzen nur vereinzelt nachweisbar ist. Im 1. Jahrhundert v. Zw. wurde in Athen sogar schon ein 13 Meter hoher Turm zu dem modernen Zweck der Zeitangabe errichtet, der sog. „Turm der Winde", der als Normaluhr diente. Und offensichtlich antiker Einfluß liegt in der *Bauform* des christlichen Kirchturms vor, und zwar ein solcher des berühmtesten Turmbaues der alten Welt, des Leuchtturmes auf der Insel Pharos bei Alexandria, der im 3. Jahrhundert v. Zw. errichtet wurde und angeblich 180 (nach anderer Angabe 130) Meter hoch gewesen sein soll (er stürzte im 14. Jahrhundert bei einem Erdbeben ein). „Der alexandrinische Pharos trug auf einem viereckigen Unterbau einen achteckigen Mittelbau und darauf die runde Laterne. Diese Eigentümlichkeit der Anordnung lebt heute in zahllosen Kirchtürmen des gesamten Europas weiter, natürlich, ohne daß sich die späteren Baumeister des Grundes ihrer Bauart und der Herleitung aus Alexandria bewußt waren; auf dem viereckigen Kirchturm steht die achteckige Glockenstube" (Lamer, 379).

Die Glocken selbst hält Teudt, wie schon aus dem obigen Zitat ersichtlich wird, für einwandfrei germanisches Erbgut. Rom sah Glocken erst im 7. Jahrhundert, d. h. „als die Berührung mit dem Germanentum bereits eine enge geworden war, und als germanische Sitten in großer Zahl vom Christentum aufgenommen wurden. Die Glocken, die dem germanischen Dienst gedient hatten, hat man, wie es scheint, anfangs zu vernichten gesucht oder ins Wasser versenkt — daher die vielen Sagen von den versenkten Glocken. Dann aber kam die Glocken-

taufe auf, wodurch die alten Glocken für den christlichen Kult brauchbar gemacht wurden; und dann wurden sie in einen Turm neben der Kirche gehängt“ (S. 281), wie das im Süden in der Form des Campanile heute noch üblich ist. Aus sonstigen vorchristlichen Religionen sind Glocken noch aus China bekannt. Nach Beendigung der Opferzeremonien, so heißt es in einem altchinesischen Hymnus, „begibt sich der Opfernde auf ein *Signal der Glocken* und Trommeln auf seinen Platz und der Leiter der Zeremonie verkündet, daß die Geister das Trunkopfer beendet haben. Der Vertreter des Ahnherrn erhebt und entfernt sich unter Trommelschlag und *Glockengeläute* und die Geister kehren in ihr Reich zurück“ (Rosthorn, 96). Allerdings ist hier wohl mehr an kleine, mit der Hand geläutete Schellen und weniger an Kirchenglocken in unserem Sinn zu denken. Derartige kleine Handglocken, wie sie aus dem katholischen Gottesdienst bekannt sind, benutzt auch der tibetanische Lamaismus bei seinem kirchlich-religiösen Zeremoniell und sie waren bei einer ganzen Reihe von vorchristlichen Kulten in Gebrauch.

4. Altar, Begräbnis und Asylrecht

Für den christlichen Altar gilt, was über das Innere der Kirche bereits im allgemeinen gesagt wurde. Er ist ebenso wie die ganze innere Struktur des Kirchenraumes antiken Ursprungs und nichts anderes als die heidnische Opferstätte. In der Frühzeit kannte das Christentum noch keine Altäre, dann übernahm es die jüdische Tischform des Altars, seit dem 4. Jahrhundert verschwand diese jedoch und an ihre Stelle trat der steinerne Altar griechisch-römischer Herkunft, der auch dadurch an das Heidentum erinnerte, daß die liturgische Sprache des Christentums bald von „Opfer“ und „Darbringung“ redete und sich im Laufe der Zeit auch eine wirkliche Opferhandlung herausbildete. Ebenso weist das Wort selbst noch auf die heidnische Opferstätte hin, wiewohl dessen Deutung nicht einwandfrei feststeht. Die eine besagt, daß „Altar“ von dem lateinischen „ara“ herkomme, was „Erhöhtes“ — aus Erde,

Rasen oder Stein, um darauf das Opferfeuer anzuzünden — bedeutet. Da man später den ursprünglichen Sinn jedoch nicht mehr verstand, habe man vor das Wort „ara“ noch das lateinische „alta“ = hoch gesetzt und so „altare“ geschaffen. Die zweite Deutung bestreitet diese Ableitung; nach ihr bedeutet „ara“ zwar ebenfalls „Brandstätte“, in „altare“ stecke aber nicht „alta“. Wie dem indessen auch sein mag, die Beziehung des Altars zur vorchristlichen Opferstätte wird in beiden Fällen angenommen. Ist die erste Deutung richtig, so daß „altare“ zweimal das Wort „hoch“ enthalten und soviel wie „Hocherhöhtes“ bedeuten würde, dann hätte der deutsche Sprachgebrauch durch die Schaffung des Wortes „Hochaltar“ die Tautologie übrigens noch um eine Stufe weiter getrieben, denn Hochaltar würde dann „Hochhocherhöhtes“ heißen.

Die christliche Sitte, „sich *bei* der Kirche, oder wenn man vornehm genug war, *in* der Kirche begraben zu lassen, dürfte eine gerade Fortsetzung einer altgermanischen Vorliebe sein“, meint Teudt (S. 290). Doch tritt er zugleich der irrigen Annahme entgegen, „daß die Entwicklung von der Grabstätte zur Kultstätte gegangen sei, eher war es umgekehrt. Aber das wahrscheinlichste ist, daß beides miteinander geboren ist, als sich vor dem Geiste des Menschen eine jenseitige Welt offenbarte“. Und er weist in diesem Zusammenhang auf den ägyptischen Brauch hin, die toten Pharaonen „bei der Gottheit *in* deren Heiligtum“ zu begraben. Dieser Vergleich hinkt jedoch etwas, denn die Pyramiden waren nicht Tempel im üblichen Sinne, die auch fernerhin für gottesdienstliche Zwecke benutzt worden wären, sondern selbständige Grabhäuser, die nur dadurch zum Heiligtum wurden, daß man die Verwandlung des Toten in Osiris annahm. Solche monumentalen Grabhäuser kennt das Altertum auch außerhalb Ägyptens in großer Zahl, das berühmteste unter ihnen, das heute noch steht und in Gebrauch ist, ist die Engelsburg in Rom, die von Hadrian (gest. 138) erbaut und in der bis Caracalla (gest. 217) alle römischen Kaiser bestattet wurden. Auf ein anderes, nämlich das Grab des persischen Satrapen Mausolos, dessen Bau 353 v. Zw. beendet wurde, geht unser Ausdruck „Mausoleum“ zurück. Eigentliche Friedhöfe kannte das Altertum nicht, meist wur-

den die Toten längs der aus den Städten führenden Landstraßen beerdigt oder bei Verbrennung die Urnen in Kolumbarien beigesetzt. Für die christliche Sitte des Kirchenbegräbnisses war ursprünglich vielleicht der Wunsch maßgebend, den Gebeinen der Märtyrer eine würdige Ruhestatt zu bereiten, woraus sich dann der allgemeine Brauch, heiligmäßig lebende Menschen nach ihrem Tode in der Kirche beizusetzen, entwickelt haben wird, bis man sich schließlich einen derartigen Grabplatz auch durch Geld kaufen konnte.

Ein antiker Brauch anderer, juristischer Art ist das Asylrecht der Kirchen für Übeltäter und Verbrecher. Wer sich in eine Kirche flüchtet, darf über die Kirchenschwelle nicht weiter verfolgt werden. Diese schon für die heidnischen Tempel geltende Rechtslage machte sich u. a. der berühmte griechische Redner Demosthenes (384—322 v. Zw.) zunutze, der, von den Makedonen, gegen die er seine sprichwörtlich gewordenen „Philippika" (Reden gegen Philipp von Makedonien) gehalten hatte, verfolgt und zum Tode verurteilt, in einen Tempel in Kalaureia floh. Als man ihn dort entgegen dem Asylrecht der Tempel vom Altar riß, nahm er rasch Gift. Der Brauch ging „durch das Herkommen" auf die christlichen Kirchen über und gab dort zu zahlreichen Mißständen Anlaß, denn die Bischöfe, die häufig Meineidigen und Staatsverbrechern Asyl gewährten, machten dadurch jede gerechte Urteilsfällung illusorisch und unmöglich. Das erste offizielle Gesetz über die Immunität der in eine Kirche Geflüchteten erließ Theodosius II. im Jahre 431. Es lag ihm der Vorfall zugrunde, daß sich Sklaven eines Großen in Konstantinopel, um der grausamen Behandlung des Sklavenhalters zu entgehen, in das Allerheiligste der Hauptkirche geflüchtet hatten, dort mehrere Tage den Gottesdienst störten und, als man sie mit Gewalt entfernen wollte, einen Geistlichen ermordeten, worauf sie sich schließlich selbst töteten. Das Gesetz, das daraufhin erlassen wurde, bestimmte, daß sowohl der Altar wie auch alle sonstigen zum Kirchengebäude gehörigen Stätten fortan ein unverletzlicher Zufluchtsort sein sollten. Unbewaffnet dahin Geflohene durften bei Todesstrafe nicht mit Gewalt aus der Kirche entfernt werden. Ein im darauffolgenden Jahre erlassenes weiteres Gesetz setzte

zusätzlich fest, daß mit der Meldung der Flucht an die Behörden oder bei Sklaven an ihren Herrn jedoch nicht länger als einen Tag gewartet werden sollte, wobei aber auf diejenigen, deren Strafe der Geflohene zu gewärtigen hatte, in der Richtung des Straferlasses und der Verzeihung hingewirkt werden sollte. Die Kirche hat damit sicherlich manchem unmenschlich behandelten Sklaven zu seinem Recht und einer künftigen milderen Behandlung verholfen, andererseits aber sind auch die Konsequenzen nicht zu übersehen, die sich daraus für Recht und Gesetz des Staates, dem sich die Kirche hierin selbstherrlich überordnete, notwendig und natürlich ergeben mußten. Jahrhunderte später war die Kirche bereits mehr oder weniger alleinige Rechtsprecherin und dem Staat kam gleichsam nur noch beratende Stimme zu, auch wenn nach außen hin das umgekehrte Verhältnis zu herrschen schien.

VI. DAS PRIESTERTUM

1. Das Priestertum der alten Religionen

Die Rolle, die das Priestertum im vorchristlichen Altertum spielte, ist auf keinen gemeinsamen Nenner zu bringen. Seine Bedeutung und sein Einfluß waren in den einzelnen Ländern jeweils verschieden. Als feststehend darf die Tatsache betrachtet werden, daß das Berufspriestertum, der Klerus als eigener, privilegierter Stand und in sich abgeschlossene Kaste, eine Errungenschaft des Ostens ist und von dort her durch den Katholizismus nach dem Norden verpflanzt wurde. Babylonier, Ägypter und Juden waren ausgesprochene Priestervölker, Griechen und Römer maßen dem Klerus zwar eine gewisse Bedeutung zu, jedoch bei weitem keine solche, wie sie die katholische Geistlichkeit noch heute im Süden hat, den Germanen war eine selbständige Priesterkaste unbekannt.
In Sumer-Babylonien gliederte sich die Priesterschaft in mehrere Klassen, die sich der Hauptsache nach in die beiden gro-

ßen Gruppen der Wahrsage- und Zauberpriester zusammenfassen lassen. Den ersteren oblag die Voraussagung der Zukunft aus Träumen, Naturvorgängen, aus der Gestalt der Schafsleber oder den Formen, die sich bei der Berührung von Wasser und Öl ergaben, die letzteren führten Handlungen magischer Art, wie Entsühnungen, Beschwörungen und die Opfer durch. Daneben gab es auch Priesterinnen, denen, wenigstens in späterer Zeit, häufig Ehelosigkeit vorgeschrieben war. Die Bedeutung der babylonisch-sumerischen Priesterschaft geht daraus hervor, daß oft der Fürst selbst die oberste Priesterwürde bekleidete. In Kleinasien übte die Attis- und Kybelepriesterschaft einen großen Einfluß aus. Sie verwaltete bedeutende Reichtümer und beherrschte das Volk mit fürstlicher Macht fast unumschränkt. Später allerdings erlitt ihr Ansehen beträchtliche Einbußen.

Das alte Ägypten war zu mehreren Zeiten seiner wechselvollen Geschichte ein regelrechter Priesterstaat. Das Amt des Priesters war hier stets erblich, der Priester stand, wie später der katholische Geistliche, außerhalb des Volkes, war Angehöriger einer streng exklusiven Kaste. Seine Aufgaben lagen nicht nur auf religiösem Gebiet, sondern umfaßten zugleich das gesamte staatliche, soziale und kulturelle Leben. Das Priestertum repräsentierte die Staatsmacht, der oberste Priester war der Pharao, der Vertreter der Götter auf Erden, der in ihrem Auftrag handelte. Die große Masse des Volkes hatte zu den Göttern gar keine Beziehung, der Volksglaube war von der Priesterreligion sogar wesentlich verschieden, eine Tatsache, die sich später im Christentum in ähnlicher Weise beobachten läßt und die darauf zurückzuführen ist, daß die ägyptische Priesterreligion ebenso wie die christliche eine besondere heilige Sprache hatte, die die Profanen nicht verstanden. Sie wurde geheimgehalten, und selbst die heutige Ägyptologie weiß mit ihr noch kaum etwas anzufangen.

Der Reichtum und die Macht der ägyptischen Priesterschaft steigerten sich mit der Zeit ins Unermeßliche. Besonders die Ammonspriesterschaft übte einen gewaltigen Einfluß aus, dem selbst Pharaonen den Thron verdankten. Im Namen Ammons zogen die Herrscher auf Eroberungen aus, deren Beute zum

größten Teil dem Heiligtum des Reichsgottes, und das heißt der Nutznießung seiner Diener, zufiel. Die Ammonspriesterschaft gliederte sich in fünf Rangstufen, deren unterste die Reinigungs- und Vorlesungspriester bildeten, denen die dritten, zweiten und ersten Priester des Ammon folgten und deren oberster Priester des Heiligtums wie ein zweiter Herrscher über den ständig wachsenden Tempelbesitz verfügte, ja später als „Vorsteher der Priester aller Götter von Ober- und Unterägypten" als das Haupt der gesamten Landespriesterschaft erschien. Weite Besitzungen gingen an das Tempelkollegium über, wie z. B. Nubien, das der Staatsverwaltung schließlich gänzlich entzogen und gleichsam ein ägyptischer „Kirchenstaat" wurde. Einen Begriff von dem Vermögen des Ammon von Theben z. B. vermittelt eine Aufstellung des Besitzstandes unter Ramses III. zu Ende des 2. Jahrtausends v. Zw. Danach gehörten dem Gotte, bzw. seinem Klerus über 81 000 Menschen, über 421 000 Stück Vieh, 433 Gärten, rund 2400 qkm Äcker, 83 Schiffe, 46 Werften und 65 Ortschaften. An Abgaben erhielt er außerdem rund 52 kg Gold, 1000 kg Silber und 2400 kg Kupfer, wozu noch ungeheure Naturallieferungen kamen. Um die Wende des 1. Jahrtausends v. Zw. war der Einfluß der Priesterschaft auf den Staat so weit gediehen, daß mit Herihor ein Hoherpriester des Ammon den Thron besteigen konnte.

In Indien fehlte in der vedischen Frühzeit eine eigentliche Priesterkaste. „Insonderheit fehlte erklärlicherweise durchaus der Typus des priesterlichen Kollegiums etwa nach Art der römischen Pontifices oder Salier; eine solche staatlich autorisierte Kontinuität der Inhaber eines bestimmten priesterlichen Wissens oder Könnens hätte eine Organisiertheit des öffentlichen Lebens vorausgesetzt, wie sie dem vedischen Volk fremd war" (Oldenberg, 373). Doch ist der Prototyp einer derartigen fest in sich geschlossenen Kaste in jener Zeit bereits nachweisbar: „Der von der Natur (?) geschaffene Kreis der priesterlichen Familie oder des priesterlichen Clans" (ebd.). Die Vasisthas, Visvamitras, Bharadvajas und übrigen Familien, aus denen sich der Brahmanenstand aufbaute, waren die alleinigen Inhaber der Kunst und Kraft des rechten Opferns und

Betens, „als die technisch geschulten Sachverständigen und als Teilhaber an der Potenz des Brahman" (ebd. 372). An sie mußte sich wenden, wer opfern wollte, ihren Fähigkeiten mußte sich das Volk gläubig anvertrauen. Es widerspräche allen Erfahrungen, wenn nicht auch die indische Priesterschaft aus diesem Umstand ihren Vorteil gezogen hätte. Die Brahmanen wurden im Laufe der Zeit die beherrschende Kaste des Landes. Jeder König mußte seinen Purohita, seinen Hofgeistlichen, haben. „Die Götter essen nicht die Speise eines Königs, der keinen Purohita hat", heißt es in einem Brahmana. „Will also ein König opfern, soll er einen Brahmanen zum Purohita machen, damit die Götter seine Speise essen" (a. a. O. 375). Der Purohita bekleidete sein Amt gewöhnlich auf Lebenszeit oder solange der König, der ihn ernannt hatte, lebte. Das Verhältnis zwischen beiden wurde dabei geradezu als Ehe bezeichnet oder im Sinne des Verhältnisses von Lehrer und Schüler aufgefaßt. Er, der König, heißt es, „soll ihm folgen, wie dem Lehrer der Schüler, dem Vater der Sohn, dem Herrn der Diener"! (376). Die indische Erzählungsliteratur zeigt den Purohita schon ganz in der Rolle des europäischen Hofjesuiten des 17. und 18. Jahrhunderts. In höchster Pracht führt sie ihn als die rechte Hand des Herrschers vor, wie er, hinter ihm auf dem Staatselefanten sitzend, mit ihm feierlich die Stadt umreitet, wie er den aus der belagerten Stadt fliehenden König allein mit der Königin und einem Diener begleitet oder aber auch, wie er, der Verführer, zusammen mit dem verführten Herrscher vom Volk erschlagen wird. „Überall steht der Purohita in nächster Nähe neben dem König, mit Glanz und Reichtum überhäuft." Das höchste Ziel hatte jedoch *der* Brahmane erreicht, der — was für mehrere Fälle bezeugt ist — die Purohitawürde gleich von zwei oder drei Königreichen in sich vereinigte, „eine Stellung, undenkbar ohne die übermächtige Ausbildung eines priesterlichen Prestige, das schwache königliche Individualitäten hoch überragte. Daß solche Ziele am ersten dem geschicktesten und skrupellosesten Intriganten erreichbar waren, und daß ihre Erreichung den glücklichen Gewinner prädestinierte, im Getriebe der höfischen Kabalen eine leitende Rolle zu spielen, liegt in der Natur der Sache" (a. a. O.

377). Bis in die Neuzeit hinein haben derartige Hof- und Hausgeistliche die Geschicke indischer Fürstentümer entscheidend beeinflußt und geleitet, besonders deutlich trat die brahmanische Herrschaft im Marâthenlande zutage, wo König Shâhu (1707—48) und seine Nachfolger „ganz und gar von ihren Ministern, den sogenannten Peshvâs, gelenkt wurden" (Glasenapp, „Hinduismus", 359). Es steht danach außer Frage, daß die Brahmanen in der Vergangenheit auf das geistige wie soziale und politische Leben Indiens den „denkbar größten Einfluß" — im positiven wie im negativen Sinne — ausgeübt und gewisse Länder in uneingeschränktem Maße beherrscht haben.

Die Griechen kannten zwar Priester, aber ebenso wie die Germanen, die chinesische Staatsreligion und der Islam, keine eigene und selbständige Priesterkaste. Für die Familie brachte der Hausvater das Opfer dar, für die Gesamtheit der Bürger ursprünglich der Basileus, der König, später, als die Königswürde fiel, ein hoher Beamter, der zu diesem Zweck noch immer den alten Titel „König" führte und die alten gottesdienstlichen Pflichten gleichsam an Königs Statt weiter erfüllte. Einzelne Götter hatten ihre besonderen Diener, Vertreter ihrer Macht auf Erden, die sich aber nirgends zu einem festorganisierten Berufsstand zusammenschlossen. Auch Theologen im christlichen Sinne gab es nicht. Wohl schreibt sich das Wort Theolog aus dem Griechischen her, es bezeichnet dort eine Person, die von den Göttern redet, dichtet, schreibt, es handelt sich dabei aber immer um die Betätigung eines einzelnen, die für die Gesamtheit des Volkes belanglos bleibt. „Dogmatische Bindung war dem Gefühl des antiken Heidentums fremd." Die griechische Religion war „im höchsten Grade persönlich und individualistisch und ihr besonderes Kennzeichen gegenüber den Gesetzes- oder Dogmenreligionen war die Toleranz" (Radermacher, 99/100). Ebensowenig kannte die offizielle Religion des griechisch-römischen Altertums kirchliche Trauung, priesterliches Begräbnis, Beichte, Abendmahl, letzte Ölung und sonntägliche Predigt, diese waren lediglich zum Teil Bestandstücke der Mysterienkulte. Hauptaufgaben der Priester waren die Fürsorge für den Tempel, das Kultbild, die Opfer

und oft auch ärztliche Hilfe. An Einnahmen bezogen sie Opfergebühren in Geld, die Felle der Opfertiere, die sie an die Gerber weiterverkauften, und Anteil am Opferfleisch und -kuchen. Beim Tempel hatten sie freie Wohnung, und außerdem waren sie von allen Steuern befreit, Begünstigungen, in denen sie sowohl von ihren ägyptischen Vor- wie von ihren christlichen Nachfahren um vieles übertroffen wurden.

Grundsätzlich kann über das antike Priestertum gesagt werden, was Robert von Pöhlmann in seinem „Grundriß der griechischen Geschichte" schreibt: „Die hellenische Welt hat die verschiedensten Formen der Klassenherrschaft durchzumachen gehabt, aber unter eine priesterliche Klassenherrschaft hat sich dieses geistvollste aller Völker niemals gebeugt. Der Dienst der Götter, der Kultus war ... nicht bloß Sache eines besonderen Standes, sondern ein allgemein geübtes Recht des ganzen Volkes. Jedermann konnte Priester sein, d. h. Heiligtümer verwalten und Kultushandlungen vollziehen. Wenn es daneben für die einzelnen Heiligtümer besondere Priester gab, so konnte daraus ein eigentlicher Priesterstand nicht entstehen, da es sich lediglich um eine Funktion handelte, die den Betreffenden in keiner Weise dem bürgerlichen Leben entzog, zumal sie sehr häufig durch Volkswahl übertragen und zeitlich begrenzt war. So konnten die Individuen, in deren Hände diese Funktion gelegt war, nicht zu einer eigenen Interessengemeinschaft, zu einem Stand zusammenwachsen, sie konnten nicht daran denken, sich aus Helfern in Herren zu verwandeln und die Seelen einem hierarchischen Machtgebot zu unterwerfen, wie im späteren Europa" (bei Schmidt, 511).

Einen etwas größeren Einfluß hatte das Priestertum in Rom. Hier wurde den Opfern, Auspicien und sonstigen Wahrsagekünsten ein ziemlich großes Gewicht beigelegt. Die Augurn, Pontifices und Flamines waren regelrechte Priesterkollegien im Sinne strenger Exklusivität. Innerhalb ihrer Gemeinschaft pflanzten sich uralte Geheimlehren über die Erforschung zukünftiger Dinge, die Kenntnis von besonders wirksamen Bräuchen und Gebeten oder das Wissen um göttliche Gestalten, die dem Volksglauben fremd waren, fort. Zu derartiger politischer Macht und Herrschaftsstellung, daß sie dem Staat

hätte gefährlich werden können, ließ das staatsmännisch nüchterne Denken der Römer die Priesterschaft jedoch nie aufrükken, sie blieb stets nur Trägerin des staatlichen religiösen Kultes.
Im keltisch-gallischen Norden bildeten die Druiden eine aus verschiedenen Klassen bestehende priesterliche Korporation mit einem auf Lebenszeit eingesetzten Oberpriester an der Spitze. Ihre Wissenschaft war eine Geheimlehre, die von Generation zu Generation mündlich weitergegeben wurde und nicht schriftlich aufgezeichnet werden durfte. Außer dem religiösen Gebiet fielen gleichzeitig auch Ethik, Rechtskunde, Mathematik und Heilkunde in den Kreis ihrer Tätigkeit. Ausgangspunkt der Druidenlehre war Britannien, insbesondere die zwischen England und Irland liegende Insel Man. Von da aus wurde sie auf das Festland nach Gallien verpflanzt, wo sie Caesar kennenlernte, der in seinem „Gallischen Krieg" über die Druiden schreibt: „Die Druiden stehen an der Spitze des gesamten Gottesdienstes; sie besorgen die öffentlichen und Privatopfer; sie erteilen Auskunft in Sachen der Religion; bei ihnen strömt die Jugend des Landes zusammen zum Zwecke ihrer Ausbildung, und sie stehen überhaupt bei den Galliern in hohen Ehren. Denn sie entscheiden fast über alle öffentlichen und Privatstreitigkeiten. Ist irgendein Verbrechen begangen, ist ein Mord vorgefallen, handelt es sich um einen Erbschafts- oder Grenzstreit, überall entscheiden sie und bestimmen Belohnung und Strafe. Will sich ein einzelner oder ein Volksstamm ihrem Spruch nicht fügen, so tun die Druiden den Schuldigen in den Bann. Das ist die härteste Strafe, die es bei den Galliern gibt. Wer immer so in den Bann getan ist, der gilt für gottlos und ruchlos,... er kann weder Recht erlangen, noch irgendeiner Ehre teilhaftig werden" (VI, 13; hrg. von Woyte, Recklam, S. 234/235). Daraus wird ersichtlich, welch ungeheuren Einfluß die Druiden im Laufe der Zeit auf das Volk zu gewinnen wußten, sie warfen sich zu einer Oberschicht und führenden Kaste auf, „die nicht nur alle göttlichen und menschlichen Gesetze auslegte, sondern auch schuf und die Belohnungen, Richterspruch und Henkerbeil in *einer* Hand trug" (Rheinhard, a. a. O. 379). Mit der Romanisierung des Landes

schwand der Einfluß dieser Priesterkaste dann rasch dahin. Durch Claudius (41—54 n. Zw.) wurde die Druidenreligion verboten, und ihre Träger zogen sich von da an vom öffentlichen Leben zurück und wirkten nur noch im geheimen durch Mantik und Zauberei auf das Volk bis in christliche Zeiten hinein.

Im Gegensatz zu Galliern und Kelten bezeichnet Caesar die Germanen als „ganz anders geartet...; denn sie haben weder Druiden für die Leitung des Gottesdienstes, noch halten sie viel auf Opfer" (VI, 21; S. 239). Die Germanen kannten lediglich Einzelpriester, die dem Laienstande angehörten, aber keine festorganisierte Priesterkaste. Je nach der Art des Opfers brachte es der Hausvater oder Sippenälteste dar, verrichtete die Gebete oder deutete die Losorakel das Gemeindehaupt, der Herzog oder König für die Dorfgemeinde, den Gau oder den Stamm. Zwar stand den Priestern in Kriegs- wie in Friedenszeiten eine bestimmte Strafgewalt zu, Tacitus berichtet im 7. Kapitel der „Germania" (S. 14—15), daß es ihnen allein zukam, „jemand mit dem Tode zu bestrafen, zu fesseln oder auch nur zu schlagen", das war aber nur möglich, weil es einen berufsmäßigen Klerus nicht gab, der etwa die Interessen einer „Kirche" als eine den Herzögen übergeordnete Instanz vertreten hätte. Tacitus meint wohl, daß die Priester dabei „gleichsam auf Befehl der Gottheit" handelten, sie handelten aber vielmehr nur auf Befehl und im Sinne des Volkes. Sie waren ausschließlich Volksbeauftragte, deren Auftrag zu keinerlei persönlichen Vorteilen und stehenden Privilegien das Recht gab. Er konnte jederzeit einem anderen übertragen werden. *Jeder* einzelne Teilnehmer an einer heidnischen Gottesfeier ist Glied in dem einen Lebensring, der Menschen und Gottheit vereint, jeder einzelne ist Trinkgenosse der Gottheit durch das kreisende Methorn mit dem heiligen Getränk, jeder einzelne ist auch Blutsbruder der Gottheit oder Blutsfreund durch das über alle Teilnehmer ausgesprengte Blut. So kann es unter den Heiden nur einen Gradunterschied des Gotterfülltseins geben, der abhängig ist von Wert und Tiefe der Kraftquelle jedes Lebensverbandes und erkennbar ist an den Äußerungen der empfangenen Macht, an den Taten" (Kummer, 129). Eine

strenge Scheidung zwischen „Klerikern“ und „Laien“ war dem Germanentum fremd. Auch der Hinweis auf das Godentum berechtigt nicht zu einer derartigen Unterscheidung. Dieses stützte sich nicht auf ein bestimmtes religiöses Bekenntnis, sondern lediglich auf die „Führergabe des Glücks. Von einem Priesterstand kann somit in Bezug auf die Goden nicht die Rede sein; nicht nur die gemeinsame, sondern überhaupt jede Gebundenheit an ein religiöses Bekenntnis fehlt. Gemeinsam sind ihnen nur die erhöhte Stellung und die damit verbundenen weltlichen und geistlichen Funktionen“ (ebd. 131).
Die grundsätzliche Einstellung des Deutschen und Indogermanen überhaupt gegenüber dem Priestertum faßt Hans F. K. Günther sehr gut in die Worte zusammen: „Der Priester als Deuter und Vollender des überlieferten Volksgeistes, als Entfalter und Neuschöpfer der angestammten Frömmigkeit: das ist indogermanischem Wesen gemäß. Der Priester als ein sich in Glaubensglut hineinsteigernder Verkünder einer Sonderfrömmigkeit, als Verkünder mit dem Willen zu geistiger Beherrschung und Fesselung der gläubigen Gemeinde: ihn kann indogermanische Art nicht dulden, denn nordische Frömmigkeit ist Frömmigkeit der vornehmen, gemessenen Haltung und der sicheren Einhaltung eines leiblich-seelischen Abstandes zwischen den Menschen“ („Frömmigkeit nordischer Artung“, bei Schmidt, 511—512).

2. *Der Papst*

a) Herkunft und Name

Der römische Oberpriester des katholischen Christentums führt einen sehr seltsamen Namen. „Papst“ bedeutet zwar nichts anderes als unser (lateinisches!) „Papa“, nämlich Vater, aber sein offizieller Titel, „Pontifex Maximus“, heißt zu deutsch merkwürdigerweise „der oberste Brückenbauer“. Wie kommt der Mann zu diesem ausgefallenen Namen?
Es liegt auch hier, wie überall im Christentum, antiker Einfluß

vor. In diesem Falle ein speziell römischer. Im alten Rom gab es vier pontifices, die ursprünglich wahrscheinlich mystische Weihen an neuerbauten Brücken (pontes) vornahmen und insbesondere für die Instanderhaltung der ältesten Tiberbrücke, des pons sublicius, Sorge zu tragen hatten. In späterer Zeit wurden sie zu Priestern — die Gründe dafür sind unbekannt — und bildeten ein höchstes Priesterkollegium, dem das gesamte Religionswesen Roms unterstand. Ihre Zahl wurde unter Caesar auf 15 erhöht, und ihren Vorsitz übernahmen in der Folgezeit die Kaiser selbst, die dadurch zu Oberpriestern der Staatsreligion wurden und den symbolischen Gatten der Vestalin, der Priesterin der Göttin Vesta, darstellten, genau so wie der Papst der symbolische Gatte der Kirche ist. Als Oberpriester führten sie die Bezeichnung „pontifex maximus", und seit dem 5. Jahrhundert lebt dieser Name trotz seiner Absonderlichkeit als Amtsbezeichnung des Papstes, auf den die Rechte und Pflichten des römischen Oberpriesters übergingen, nachdem das Christentum Staatsreligion geworden und die Kaiser abgetreten waren, bis heute fort. Die Päpste traten die Nachfolge des römischen Kaisertums an und warfen sich bald nicht nur zu Herren des Römerreiches, sondern zu Beherrschern ganz Europas auf. „Bald nachdem die Caesaren aus den Palästen des Palatin gewichen", gibt selbst die katholische Geschichtsschreibung zu, „setzten sich die Päpste in demselben fest, um so in den Augen des Volkes *unbemerkt an die Stelle der Imperatoren zu rücken*" (F. X. Kraus, bei Chamberlain, 629, Anm. 2). Der römische Kaiserstuhl war „die reiche Erbschaft an Ansehen, Einfluß, Vorrechten, tausendjährig festgemauert", die der Papst antrat. „Der arme Apostel Petrus hat wenig Verdienst daran" (Chamberlain, a.a.O.).

b) Tiara und Fußkuß

Die dreireifige Krone des Papstes ist ihrer Herkunft nach nichts anderes als der goldbereifte Turban, den die persischen Könige trugen, wahrscheinlich liegen aber noch weit ältere Einflüsse vor, indem die Tiara ursprünglich nichts anderes als

die spitzige Mütze der Magier aus sumerisch-akkadischer Zeit darstellt. Auch ägyptischer Einfluß darf angenommen werden. Die Pharaonen trugen eine doppelte Krone, die äußerlich als Krone von Ober- und Unterägypten erklärt wurde, in Wirklichkeit aber ein Symbol dafür war, daß er als Eingeweihter in die Mysterien ein Wissender in der sinnlichen wie geistigen Welt war. Ähnliche Parallelen ergeben sich bei der dreifachen Tiara des Papstes. Die katholische Kirche selbst betont, daß die dreifache Krone bedeute: Lehrgewalt, Priestergewalt und Hirtengewalt.

Antiker, letztlich magischer Sitte und Vorstellung entspringt ferner der Fußkuß des Papstes. Der Fuß oder die große Fußzehe spielt in der Magie primitiver Religionen eine große Rolle. In Polynesien z. B. erwirbt der Sohn eines Häuptlings die Herrschaft durch einen Biß in die große rechte Fußzehe seines toten Vaters; in Thüringen gilt ein Biß in eine große rechte Fußzehe oder deren Berührung noch heute als heilbringend. Ähnliche Anschauungen finden sich schon im Altertum. Pyrrhos von Epeiros, der König der Molosser (307—272 v. Zw.), soll Milzkranke durch Berührung mit seiner rechten Fußzehe geheilt haben. Der ägyptische und von den Griechen und Römern übernommene und verehrte Heilgott Sarapis wurde z. T. sogar einfach als rechter Fuß mit einem Kopfe darauf dargestellt: „den Kopf fügte man zu, um zu verdeutlichen, es handle sich nicht um einen gewöhnlichen Fuß. Vielleicht erklärt sich damit auch der Kuß auf den rechten Fuß der Statue des hl. Petrus in der Peterskirche in Rom; es wird nicht der Fuß geküßt, weil die Statue auf einem hohen Postament steht, sondern sie steht auf einem solchen, damit man bequem den Fuß küssen kann“ (Lamer, 199). In gleicher Weise wurden schon die Füße der Isisstatuen geküßt, wie aus Apulejus' „Goldenem Esel“ zu entnehmen ist. Zweifellos leitet sich daher auch der Fuß-, bzw. Pantoffelkuß des Papstes als des Stellvertreters und Nachfolgers Petri auf Erden ab.

3. Die Voraussetzungen des Mönchtums: Weltflucht und Askese

Die christliche Askese läuft auf das Ziel der radikalen Unterdrückung und Ertötung der sinnlichen Natur des Menschen hinaus. Nicht nur der Geschlechtstrieb soll durch sie ausgerottet werden, sondern überhaupt jede „Lust" — „Augen- und Ohrenlust" — die aus dem Sinnenleben entspringt. Verbrämt wird diese Absicht mit der Begründung, daß der Mensch nur auf diesem Wege die „christliche Vollkommenheit" zu erlangen vermöge. Diese Begründung stellt zwar nichts Originelles dar, wie überhaupt die ganze Askese wesentlich älter als das Christentum ist, aber mit dieser und ähnlichen Phrasen hat die Kirche Tausende und Hunderttausende in die Wüste getrieben und sich in ihnen eine Armee williger Subjekte herangezüchtet, für die es nur eines Winks von Rom aus bedurfte, um sie zu blinden Werkzeugen im Dienste der Kurie und im Kampf gegen die sich sträubenden Völker zu machen. Das Christentum hat so zu einer Überspitzung des asketischen Ideals hingeleitet und erzogen, wie man sie sonst kaum in einer Religion mehr antrifft — Indien vielleicht ausgenommen — jedenfalls nicht in einer derart festen Organisation wie dem christlichen Mönchtum.

Ganz ohne Welt- und Sinnenflucht scheint freilich keine der Religionen alten Stils auskommen zu können. Man kann das schon an den Primitiven beobachten. „In dem innerlichen Verkehr mit dem Unsichtbaren", bemerkt Dilthey, „erfährt das naive Lebensbewußtsein eine Umwendung. In dem Grade in welchem der Blick des religiösen Genies auf das Unsichtbare gerichtet ist und sein Gemüt in dem Verhältnis zu ihm aufgeht, verzehrt diese Sehnsucht alle Werte der Welt, sofern sie nicht dem Verkehr mit Gott dienen. So entsteht das Ideal des Heiligen und die Technik der Askese, welche das Vergängliche, Begehrliche, Sinnliche im Individuum zu vernichten strebt" („Das Wesen der Philosophie", in „Systematische Philosophie" — „Die Kultur der Gegenwart", Teil I, Abt. VI, S. 44). So bereitet sich z. B. der Zauberer (Hametze), der Küstenbewoh-

ner des nordwestlichen Amerika, wenn er zu einer Festlichkeit geladen ist, durch Hunger und Zurückgezogenheit in der dunkelsten Ecke seines Hauses auf das Fest vor, denn der Brauch verlangt, daß der Heilige blaß und hager aussieht. Die Zulus sagen: „Der fortwährend gefüllte Magen kann keine geheimen Dinge sehen“ (Oldenberg, 400). Indessen handelt es sich hier wie in allen ähnlichen Fällen lediglich um vorübergehende Enthaltsamkeits-, besonders Fastengebote, die auf die sonstige Lebensführung und Lebensanschauung kaum von Einfluß sind und sich vor allem nicht zu Selbstpeinigungen und Selbstzerfleischungen steigern, wie sie im christlichen Mönchtum entgegentreten.

In dieser strengen Richtung einer das gesamte geistige wie körperliche Leben umfassenden Askese hat das Christentum in der Hauptsache nur in den indischen Religionen Vorläufer. Dort stößt man auf die durch das Christentum so geläufig gewordene Ansicht, daß das physische Leben, der Leib, an sich schon etwas Böses und Verwerfliches sei. Alle „Sünde“ kommt dort in einer ganzen Reihe von Systemen von der Sinnlichkeit her, die sinnliche Welt wird nicht nur verurteilt, sondern sogar ihre Realität verneint, Anschauungen, die — über Griechenland importiert — selbst in unserer idealistischen Philosophie noch nachspukten. Der Inder betrachtet das irdische Leben als ein schweres Unglück und eine Prüfung, hält es nur für die mühevolle Vorbereitung zur absoluten Ruhe im Nirwana. Das unbedingte Nichts erscheint ihm als Erlösung von der ewigen Wanderung der Seele durch Tausende von Inkarnationen, alle seine Bestrebungen laufen deshalb auf die Erlangung dieses geistigen Lebens im Jenseits hinaus, während er sich von allen irdischen Banden zu befreien sucht.

Derartige asketische Ideale sind in Indien schon sehr früh nachweisbar. Ausdruck finden sie z. B. in den Weihegebräuchen, die an demjenigen vollzogen wurden, der das Somaopfer darbringen wollte, der sog. Diksa. Der Rigveda scheint sie noch nicht zu kennen, offenbar ist sie aber ein einem „sehr alten Typus zugehöriger Zauberbrauch“, wie Oldenberg bemerkt (S. 400). Es heißt in einem alten Text über sie: „Wenn der Diksa-Geweihte mager wird, dann wird er opferrein. Wenn

nichts mehr in ihm ist, dann wird er opferrein. Wenn Haut und Knochen aneinanderhängen, dann wird er opferrein. Wenn das Schwarze in seinen Augen schwindet, dann wird er opferrein. Fett unternimmt er die Diksa, mager opfert er" (a. a. O. 401). Zunächst hat man es auch hier nur mit mehr oder weniger scharfen Fastengeboten zu tun, darüber hinaus aber wird die Diksa in den verschiedensten Wendungen ausdrücklich als ein Tapas, eine *Kasteiung*, erklärt, bei der Erhitzungen bis zur Erschöpfung und Bewußtlosigkeit eine besondere Rolle spielen. Fasten, Enthaltsamkeit, Vermeidung geschlechtlichen Umgangs, Wachen oder auf dem Boden schlafen und Schweigen gelten allgemein als Vorsichtsmaßregeln gegen schädliche und feindliche Mächte. Auch in den Upanishaden werden sie angeraten, wenngleich der strengen Askese dort weniger Aufmerksamkeit geschenkt wird. Später traten die Asketen, die sog. Samanas, in Scharen auf und gründeten unter dem Schutze der Glaubensfreiheit zahlreiche Sekten, von denen viele in düsterer Selbstpeinigung und lächerlichen Äußerlichkeiten das wahre Heil gefunden zu haben glaubten. So gab es „Hundeheilige", deren Gelübde sie band, nach Hundeart zu leben, „Kuhheilige", „Wasserheilige", „die Nackten" und ähnliche Narreteien mehr. Der Buddhismus war ursprünglich nichts anderes als eine solche Sekte. Im 6. Jahrhundert v. Zw. predigte Mahâvîra eine Religion, die ausschließlich für Menschen bestimmt war, die allen irdischen Gütern entsagt hatten und als heimatlose Asketen umherzogen. „Durch die ganze Literatur geht die Verherrlichung dieses Typus der Frömmigkeit, und Indiens vornehmste Dichter haben nicht aufgehört, den Asketen in seiner Hingabe und Buße zu schildern. Das Ramayana erwähnt sie oft und kennt die Sonderlinge asketischer Frömmigkeit, die ungemahlenes Korn essen oder, wie der Ausdruck lautet, ‚ihre Zähne als Mörser brauchen', die bis an den Hals im Wasser stehen oder auf der bloßen Erde liegen oder das Gelübde getan haben, ‚gar nicht zu liegen' u. a. m. ... Der Büßerstand ist zu einer öffentlichen Einrichtung geworden, deren Umfang und Eigenschaften das Gesetz abzugrenzen unternimmt, indem es die Pflichten und Rechte der Büßer feststellt. Manu und andere beschreiben das Tun der weltflüchtigen Männer, die sich in die

Einsamkeit des Waldes zurückziehen oder als wandernde Bettler leben; der König ist zum Schutz des Büßerstandes verpflichtet" (Hillebrandt, 8/9). Das Askeseleben mußte unter diesen Umständen unzweifelhaft zur Landplage werden.

Der altägyptischen Religion war Askese im strengen Sinne fremd. Man stößt in ihr zwar auf eine ganze Menge von kultischen Reinheitsvorschriften, aber auf nicht mehr. Der Priester hatte vor bestimmten Kulthandlungen gewisse Waschungen oder Abreibungen vorzunehmen, reine Kleider anzulegen, durfte kein Weib berühren und mußte sich bestimmter Speisen enthalten; das war alles. Auch im Isiskult beschränkte sich die Askese auf diese wenigen Gebote. Wer in seine Mysterien eingeweiht werden wollte, durfte zehn Tage lang nur wenig essen, kein Fleisch und keinen Wein genießen. Im Sarapiskult dagegen scheint die Askese strenger gehandhabt worden zu sein; Pachomius, der Gründer des ersten christlichen Klosters und Urheber der ersten Mönchsregel, war ein oberägyptischer Sarapisdiener, „der das, was er in den Genossenschaften der fastenden und sich kasteienden Sarapisasketen gelernt hatte, ins Christliche übertrug" (Chamberlain, 308).

In dem durch und durch bastardierten Syrien nahm die Askese z. T. grauenhafte Formen an. Die Priester und Gläubigen der Kybele brachten sich zur Sühnung ihrer Sünden blutige Wunden und furchtbare Verstümmelungen bei, die, kaum geheilt, aufs neue aufgerissen wurden. Im Judentum waren es vor allem die spätjüdischen Sekten, die die Askese forderten und beobachteten. So die Essener, die die Ansicht vertraten, daß man nur über diesen Weg mit Jahve in Verbindung treten könne und die sich deshalb des Fleisch- und Weingenusses enthielten, stets weiße Gewänder trugen und täglich dreimal badeten. Die Pharisäer, die fasteten und sich kasteiten, ebenfalls vorgeschriebene Kleidung trugen und sich durch jede noch so geringe Berührung eines nicht pharisäischen Juden verunreinigt fühlten, so daß sie danach jedesmal reinigende Waschungen vornahmen. Lange zuvor aber zogen schon die Nasiräer und Rechabiten gegen die bestehenden Zustände protestierend durchs Land und erhoben Einspruch gegen die Ackerbaukultur Palästinas, als deren bestrickendes Symbol ihnen der Wein-

stock erschien. Die Nasiräer, einst die „Geweihten" Jahves und „Vorkämpfer des Volksheeres", ließen ihr Haupt- und Barthaar lang wachsen, sagten dem Weingenuß ewigen Kampf an und warteten auf „bessere" Zeiten, die das Kind endgültig mit dem Bade ausschütten sollten. Die Rechabiten, nomadisierende Zeltbewohner, verwarfen außer dem Weingenuß auch noch das Wohnen in festen Häusern und mieden den Besitz von Weinbergen, Äckern und Saatfeldern als Sünde, taugliche Aspiranten für das besitz- und heimatlose Proletariat aus der Vorratskammer Karl Marx'.

Die griechisch-römische Religion kennt die Verschmähung körperlicher Freuden und Genüsse im allgemeinen nicht, hier geht die Askese (askesis = Übung, Training) vielmehr auf das Athletentum zurück; die Bedeutung „Enthaltsamkeit" erhielt das Wort erst später durch die Lehren verschiedener leibfeindlicher Philosophen und Philosophenschulen. Der weltfrohe und kunstsinnige Grieche haßte das Leben nicht, sondern liebte es, er wollte es nicht überwinden, sondern gestalten, auskosten und genießen. Um es zu verfluchen, war ihm zu unsicher, was nachher kommt. Im besten Fall erhoffte er einen traurigen Zustand, der sich mit den Schönheiten dieser Erde nicht messen konnte. „Das Bewußtsein der Unvollkommenheit, wie auch edlere Eigenschaften und die Pflicht, sie zu pflegen, waren ... vorhanden. Aber es war keine Rede von dem Abtöten natürlicher Triebe, sondern die höhere Form der griechischen Religion zeichnete sich durch Gerechtigkeit und Selbstbeherrschung aus und gestattete eine gebührende Befriedigung des ‚natürlichen' Menschen oder der natürlichen Bedürfnisse durch ein würdiges Genießen des Daseins, das will sagen, durch ein Gleichgewicht zwischen geistigen und körperlichen Lebensbedingungen" (Nyström, 41). Man wird deshalb nicht fehlgehen, wenn man überall dort, wo in Griechenland eine strenge Askese befürwortet wird, östliche Einflüsse auf das griechische Denken annimmt, Einflüsse, die an vielen Stellen auch faktisch nachweisbar sind.

Die ersten, die in Griechenland Askese praktisch übten, waren die Orphiker im 6. und 7. Jahrhundert v. Zw. und noch früher, in deren Lehren ganz einwandfrei asiatischer Einfluß vorliegt.

Die Körperhaftigkeit des Menschen wurde von ihnen als Strafe empfunden und der Leib als das Grab der Seele bezeichnet, aus dem sie sich zu befreien trachten müsse, was durch das Mittel der Askese und der Bußübungen erreicht werden sollte. Das „orphische Leben", d. h. die Beobachtung strengster Enthaltsamkeit und Pönitenz, war die unerläßliche Voraussetzung für die „heiligen Orgien", in denen der Eingeweihte die Vereinigung mit dem Gott erleben sollte. Die orphischen Lehren wurden zum guten Teil von den Pythagoreern übernommen, deren Stifter, Pythagoras (um 580—500 v. Zw.), schon so etwas wie einen festgeschlossenen religiösen Orden, wie manche christlichen mit politischer Nebenabsicht, gründete. Der Bund trat für sittlich-religiöse Lebensreform ein und verpflichtete seine neueintretenden Mitglieder lange Zeit zum schweigenden Gehorsam und zur unbedingten Unterwerfung unter die Autorität der überlieferten Lehre, wie zur täglichen Selbstprüfung. Man hat es hier also mit antiken Kartäusern zu tun. Die sog. Neupythagoreer (etwa vom 1. Jahrh. v. Zw. an) nahmen diese Tendenzen wieder auf und verlangten von ihren Mitgliedern Ehelosigkeit und Enthaltung des Genusses von Fleisch und Wein.

In ähnlicher Weise zog sich der altgriechische Philosoph Heraklit im 6. Jahrhundert v. Zw. ins Gebirge zurück, wo er in der Nähe eines Tempels als der erste bekannte Eremit lebte und starb. Die Kyniker, eine Philosophenschule, die auf Antisthenes (um 444—368 v. Zw.) zurückging, „die Proletarier unter den antiken Philosophen", verschmähten es, einen Beruf auszuüben und Geld zu verdienen. Aus der Not, in die sie dadurch gerieten, machten sie eine Tugend. Bedürfnislosigkeit und Ungebundenheit waren ihr letztes Ziel. „Unabhängigkeit von jedem Vorurteil, Umwertung der bestehenden Anschauungen, resp. Gleichgültigkeit gegen die gewöhnlichen Werte des Lebens, auch gegen die ethischen, z. B. die Vaterlandsliebe" (Lübker), in welch letzterem Punkt sie mit ihren christlichen Nachfahren ja aufs beste übereinstimmen. „Durch auffällige, ärmliche Kleidung suchten sie die Aufmerksamkeit der Masse auf sich zu lenken, um dann durch eine derbe Predigt, die sie von irgendeinem Eckstein hielten, auf sie einzuwirken. Durch diese

Derbheit ihres Gebahrens kamen sie bei den ehrsamen Bürgern in den Ruf der Schamlosigkeit und Gemeinheit; daher unser zynisch ... Ihre direkten Nachfolger sind die christlichen Bettelmönche" (Lamer, 360). Der berühmteste Kyniker war Diogenes von Sinope (403—323 v. Zw.), genannt „der Hund", der, jeder besseren Lebensart abhold, in einer Tonne gehaust haben soll und sich zu seiner Erhaltung nur des Notdürftigsten bediente.

Die Platoniker im 4. Jahrhundert v. Zw. lebten wie Mönche in einem Garten vor den Toren Athens und stellten ebenso wie die Pythagoreer einen festen religiösen Verein dar. Von den Orphikern übernahm Platon die durch die Verbreitung im Christentum so unheilvoll gewordene „soma sema"-Lehre, d. h. die Behauptung, daß der Leib (soma) das Grab (sema) der Seele sei. Er hielt die Erscheinungswelt lediglich für Trug, die Welt der Ideen aber für die eigentliche Realität und die zu erstrebende Heimat der Seele, die Körperlichkeit für eine Strafe. Der Mensch erkennt die Wahrheit nur, wenn er alles Sinnliche unterjocht und die Seele davon freimacht, der Tod als endgültige Befreiung ist das Endziel des Lebens.

In den letzten vorchristlichen Jahrhunderten waren es vor allem die Mysterienkulte, die das asketische Leben förderten und begünstigten. Viele von ihnen verlangten Beobachtung der Enthaltsamkeit von den verschiedensten Dingen; in den Eleusinien z. B. wurde befohlen, „sich sowohl des Hausgeflügels als der Fische und der Bohnen, der Granatfrucht und der Äpfel zu enthalten, und es wirkt gleich verunreinigend, eine Wöchnerin wie ein Aas zu berühren" (Porphyrius, bei Wohlbold, 49). Indessen handelt es sich hier, wie man sieht, mehr um kultische Reinlichkeitsvorschriften, ähnlich den ägyptischen, als um moralische Überlegungen. Eher erinnert schon an die Gepflogenheiten christlicher Asketen, wenn sich z. B. die Priester des Orakels von Dodone nie die Füße waschen durften.

Im ersten Jahrhundert n. Zw. wiederholte der Stoiker Seneca (4 v.—65 n. Zw.) die alte Behauptung, daß der Körper das Gefängnis der Seele sei. „Unser Körper ist die Last und die Strafe der Seele", sagt er (Ep. 65, 16; Barth. 94). Die Seele verhält sich nach ihm zum Körper wie Gott zum Weltall. Der

Körper soll ihr dienen, reißt sie aber in sein niederes Sinnenleben herab und ermöglicht ihr nur eine dunkle, ungenaue Erkenntnis. Aus diesem Dunkel erlöst sie erst der Tod, das Lebensende, das Seneca nicht fürchtet, sondern das er als den „Geburtstag der Ewigkeit" herbeisehnt und begrüßt. Im 2. Jahrhundert lehrte der stoische Philosoph Epiktet (um 50—138), ein ehemaliger Sklave und Freigelassener, eine stete körperliche Übung im Sinne der Askese.
Mit dem Christentum verbreitete sich der asketische Gedanke dann wie eine Epidemie über das gesamte Abendland. Selbst nach dem so völlig unprädestinierten Norden, wo man sehr bald in der Wolfdietrich-Sage einen Niederschlag davon findet. Nach langen, schweren Kämpfen für seine Getreuen zieht sich Wolfdietrich, der Ahne Dietrichs von Bern, am Ende seines Lebens in ein Kloster zurück, um den „Frieden" und die „Seligkeit" zu gewinnen. Alle äußeren Ehren, Macht, Ruhm und Reichtum, galten dem christlichen Büßer für Lockungen des Teufels, die er durch Wachen, Fasten und Beten zu bannen suchte, durch elende Nahrung, rauhe Kleidung und Kasteiung seines Leibes glaubte er, den „Himmel" erringen zu können. Frauen ließen sich einmauern und Männer an Ketten schmieden zur Gewinnung der „Heiligkeit". In den ägyptischen Wüstenwanderern und syrischen Reklusen steigerte sich die Übertreibung des asketischen Gedankens bis zu den scheußlichsten Widerwärtigkeiten. Sie wuschen und kämmten sich nicht, ließen Haar und Nägel lang wachsen, nahmen oft nur verdorbene Nahrung zu sich und trugen die schmutzigsten Lumpen, die von Ungeziefer wimmelten. Ihre Körper waren besät mit selbstbeigebrachten Wunden, Eiterbeulen und Geschwüren, und wenn sie husteten, spien sie Blut. Die einen lebten jahre- und jahrzehntelang in unterirdischen Höhlen, die anderen ließen sich bei der größten Hitze bis an den Hals in glühenden Sand eingraben. Viele behängten sich mit schweren eisernen Ketten und Gewichten, andere nahmen das Gelübde ewigen Schweigens auf sich oder stellten sich jahrelang auf die Spitze einer Säule. Hunger, Nachtwachen und Selbstpeinigungen, verbunden mit einer ewigen Grübelei über Hölle, Teufel und sinnliche Genüsse reizten das Nervensystem dieser Wüsten-

heiligen schließlich bis zu Halluzinationen, in denen ihnen der „Teufel“ die obszönsten Bilder vor Augen führte, wie etwa dem heiligen Antonius, der vierzig Jahre lang nichts als nackte Weiber sah. Die moderne Psychologie und Psychiatrie hat die Mönchsaskese jener Zeit deshalb nicht zu Unrecht einen vorgeschrittenen Grad von Masochismus genannt, d. h. eine Befriedigung oder ein Abreagieren des Sexualtriebes durch Erduldung körperlicher Mißhandlung. Hält man sich den Zustand solcher Menschen vor Augen sowie die Konsequenzen, die sich daraus für das Leben in der christlichen Kirche und, da diese in der Folgezeit die abendländische Menschheit unumschränkt beherrschte, für das Leben und die Lebensanschauung überhaupt ergeben mußten, so ist es noch rücksichtsvoll ausgedrückt, wenn man mit dem schwedischen Philosophen Vitalis Norström feststellt: Christus bzw. das Christentum „hat die Welt widerwärtig gemacht“ (Nyström, 44). Das Christentum hat den Menschen anderthalb Jahrtausende lang alle Freuden des Lebens vergällt, alle Keime einer froh und frei sich äußernden Kraft erstickt und dafür durch systematische Austrocknung aller Lebenssäfte eine Jenseits- und Erlösungssehnsucht in ihnen großgezogen, die sie ihrer irdischen Heimat beraubte, nicht um ihnen ein Paradies dafür zu schenken, sondern lediglich, um ihnen die Herrschaft eines volksfremden Klerus nicht fühlbar werden zu lassen, der diese Himmelssehnsucht der Völker benötigte, um seine eigenen, sehr irdischen Zwecke durchsetzen zu können.

4. Das Mönchtum

Das Mönchtum ist mit dem asketischen Gedanken bereits gegeben, wie wir sehen konnten. Es ist lediglich die organisierte Askese, die feste Zusammenfassung der einzelnen Asketen zu einem Bund oder zu in ihren inneren Institutionen leicht variierenden Bünden. Der vorchristlich-heidnische Ursprung des Mönchtums liegt danach auf der Hand.
In Indien gründete zuerst der oben genannte Mahâvîra, der

„große Held" und Stifter des Jainismus, einen straff organisierten Mönchsorden. Als er dreißig Jahre alt geworden war, zog er sich aus dem Weltleben zurück, verließ Weib und Tochter, legte ein Büßergewand an und widmete sich fortan frommen Betrachtungen. Er zog durch die Lande und warb Anhänger für seine asketische Predigt. Bald hatte er eine ansehnliche Gemeinde zusammen, die sich in die beiden Gruppen der Mönche und Nonnen und der Laien teilte, deren Rückgrat aber die ersteren bildeten. Die Laienbrüder und Laienschwestern sorgten für den Unterhalt der Mönche und Nonnen, wofür sie von diesen geistliche Belehrung empfingen. „Dies hat sich bis zur Gegenwart erhalten: noch heute weist der Jainismus die vier ‚Tîrthas' der männlichen und weiblichen Asketen und Laien auf; die enge Verbindung, in welcher Geistlichkeit und Laienschaft zueinander stehen, hat nicht zum wenigsten dazu beigetragen, daß das Jainatum sich durch die Jahrtausende erhalten hat" (Glasenapp, „Brahma und Buddha", 163). Asketen wie Laien müssen sich täglich bestimmten Riten unterziehen, Hymnen hersagen, in bestimmter Körperhaltung meditieren, beichten und verschiedene Übungen durchführen. Größtes Gewicht wird darauf gelegt, daß die Vorschrift, kein lebendes Wesen zu verletzen, beachtet wird, weshalb die Jainas nur vegetarische Kost zu sich nehmen. Ebenso ist ihnen das Trinken berauschender Getränke sowie das Essen nach Eintritt der Dunkelheit verboten, aus Furcht, daß sonst Insekten mit verschluckt werden könnten. Strenge Asketen tragen dauernd ein Tuch vor dem Mund, um keine sich in der Luft aufhaltenden Tiere zu beschädigen. Die Jainas haben sogar Krankenhäuser für Tiere aller Art, vom Elefanten bis herunter zum Ungeziefer, errichtet. Besondere Bedeutung legen sie auch dem Fasten bei, und als verdienstvollstes Werk erscheint es ihnen, wenn einer durch freiwilliges Verhungern aus dieser Welt des Jammers und des Elends scheidet.

Einen ähnlichen Orden stellte ursprünglich der Buddhismus dar. Seine Gemeinde umfaßte ebenso Ordens- und Laienmitglieder, deren Verhältnis zueinander im Gegensatz zum Jainismus jedoch ein loseres war. Für die Laien waren außer dem Glauben an Buddha und seine Lehre fünf Verpflichtungen

bindend: die Gebote, nicht zu stehlen, nicht zu töten, nicht zu lügen, keine berauschenden Getränke zu genießen und nicht unkeusch zu leben. Darüber hinaus war es für sie noch empfehlenswert, wenigstens für eine gewisse Zeit Gelübde auf sich zu nehmen und die Fastentage zu halten. Ihre vornehmste Aufgabe aber war es — ganz wie im Christentum —, den Mönchen und Nonnen durch reichliche Spenden ihren Lebensunterhalt zu sichern und durch Stiftung von Klöstern, Gärten usw. zu ihrem Wohlbefinden beizutragen. Die Ordensmitglieder selbst hatten die Gebote der Laien in verschärfter Form zu beobachten, dazu traten für sie noch die Verpflichtungen, nicht zu verbotener Zeit zu essen, sich nicht an Tanz, Gesang, Musik und Theateraufführungen zu beteiligen, keine Kränze, Salben oder Schmuckstücke zu verwenden, kein hohes oder breites Bett zu benutzen und kein Gold und Silber anzunehmen. Ihre Kleidung bestand aus zwei Untergewändern und einem gelben Überwurf, die den ganzen Körper bis auf die rechte Schulter bedeckten und nie abgelegt werden durften. Außer diesen oft aus Lumpen zusammengesetzten Gewändern durfte der Mönch nur noch fünf Gegenstände besitzen: einen Gürtel, eine Almosenschale, ein Schermesser, eine Nadel und ein Wassersieb. Die Nahrung mußte erbettelt werden, was ein ausgedehntes Umherwandern mit sich brachte, das ihnen zugleich auch zur Ausbreitung der Lehre anempfohlen war. Das wahrhaft heilige Leben ist für den Buddhismus überhaupt nur das des Bettelmönchs, der sich mit Ausnahme der Regeln seines Ordens von allen sozialen Bindungen gelöst hat und einzig der Betrachtung der religiösen Geheimnisse lebt. Von dem christlichen unterscheidet sich das buddhistische Mönchtum nur dadurch, daß in ihm außer der Einhaltung der genannten Verpflichtungen selbstzerstörerische Peinigungen und Quälereien verpönt sind und für nichtig gelten. Das rechte geistliche Leben wird von Buddha einer Laute verglichen, deren Saiten nicht zu lose, aber auch nicht zu straff gespannt sein dürfen, wenn sie den richtigen Ton ergeben sollen.

Nonnen kannte Indien schon seit alter Zeit. Bereits im Mahâbhârata wird von einer Buhlerin erzählt, die, von ihrem Geliebten im Stich gelassen, der Welt entsagte und sich dem

geistlichen Stande widmete. Der Jainismus wie der Buddhismus errichteten feste Nonnenorden. Buddha hatte sich anfangs allerdings schwer dazu entschließen können, denn zu seinem Lieblingsjünger Ananda sagte er: „Wenn, Ananda, in der Lehre und dem Orden, den der Vollendete gegründet hat, es Weibern nicht gewährt worden wäre, aus der Heimat in die Heimatlosigkeit zu gehen, so würde heiliges Leben, Ananda, lange Zeit bewahrt bleiben; tausend Jahre würde die reine Lehre bestehen. Dieweil aber, Ananda, in der Lehre und dem Orden, den der Vollendete gegründet hat, Weiber der Welt entsagen und in die Heimatlosigkeit gehen, so wird jetzund, Ananda, heiliges Leben nicht lange Zeit bewahrt bleiben; nur fünf Jahrhunderte, Ananda, wird jetzt die Lehre der Wahrheit bestehen" (Glasenapp, „Hinduismus", 366). Diese Prophezeiung ist zwar nicht völlig in Erfüllung gegangen, denn der Buddhismus besteht noch heute, immerhin hat sein Stifter aber doch zum Teil recht behalten, denn in den buddhistischen Nonnenklöstern herrschte in späterer Zeit große Sittenverderbnis, so daß das Sanskritwort für Bettelnonne geradezu im Sinne von Kupplerin gebraucht wurde.

Eine ähnliche Entwicklung läßt sich an den Kybele-Priestergenossenschaften Kleinasiens beobachten, deren Mitglieder als Bettelmönche durch Städte und Dörfer zogen, mit Beckenschlag und lärmender Musik das Bild der Göttin durch die Gegend trugen und überall Almosen und Lebensmittel einsammelten, mit denen sie nicht nur ihren Lebensunterhalt bestreiten, sondern in Saus und Braus leben konnten, wobei sie im übrigen auch dem Dienst der Venus nicht abhold waren. Diese Zustände trugen hauptsächlich die Schuld daran, daß der Dienst der großen Mutter in Verruf und schließlich in Verfall geriet.

Unter den Juden lebten die Essener, auf die wir des öfteren bereits ausführlich zu sprechen gekommen sind, und die Therapeuten in mönchisch-asketischer Abgeschiedenheit. Die letzteren wohnten am See Moeris in Ägypten in kleinen Hütten (Monasterien), führten ein beschaulich-eingezogenes Leben asketischen Gepräges, kamen nur zu ihren zeremoniellen Mahlzeiten zusammen und vermieden es, Fremden zu begegnen.

Außer der Kontemplation beschäftigten sie sich nur noch mit Krankenpflege, hauptsächlich Geisteskranker, ihr Unterhalt floß ihnen aus dem gemeinsamen Besitz zu.
Die religiösen Genossenschaften mönchischer Art in Griechenland, die Orphiker, Pythagoreer, Platoniker, Kyniker usw. wurden bereits erwähnt. In Rom tritt der Parallelismus antiker und christlicher Askese am deutlichsten in dem Institut der Vestalinnen, den Priesterinnen der Göttin Vesta, die das heilige Feuer zu hüten hatten, zutage. Das Keuschheitsgelübde der Vestalinnen, die feierliche Einkleidung, das Abscheren des Haares, das jungfräuliche Leben in der Klausur entsprechen ganz den Gepflogenheiten des christlichen Nonnenstandes. „Die Vestalinnen-Inschriften sind zum Teil ihrem Inhalte nach derartig, daß sie mit wenigen Modifikationen auch auf christliche Nonnen bezogen werden könnten; die bezeichnendsten Prädikate lassen sich ohne weiteres übertragen" (Schultze II, 371). Das Amt der Vestalinnen war hochgeehrt und anfänglich nur vornehmen Mädchen zugänglich, die dazu bereits als Kinder bestimmt wurden, genau so wie christliche Nonnen schon als Kinder „dem Dienste des himmlischen Bräutigams geweiht" werden. Sie mußten dann dreißig Jahre im Dienst und während dieser Zeit jungfräulich bleiben. Bei Verletzung der Jungfräulichkeit wurden sie lebendig begraben. Beleidigung einer Vestalin wurde mit dem Tode bestraft — ganz so weit haben es die christlichen nicht gebracht —, dagegen Verbrecher, die zur Strafe geführt wurden, frei, wenn ihnen zufällig eine Vestalin begegnete. Ihre Amtswohnung am Forum Romanum, das atrium Vestae, stand unter der Leitung einer Äbtissin, der virgo Vestalis maxima, der obersten Vestalischen Jungfrau, und sah ganz wie ein christliches Nonnenkloster aus. In einem Garten stand ein Brunnen, der aber nicht durch eine Quelle gespeist wurde, sondern nur zur Aufnahme des Regenwassers diente, denn nur solches durften die Insassen des Klosters trinken, in den Wandelgängen standen Büsten der Äbtissinnen, und für das leibliche Wohl sorgte eine große Küche. Der Name einer Äbtissin ist an ihrer Büste, die man fand, ausgekratzt, wahrscheinlich, weil sie nicht Jungfrau blieb oder Christin wurde. Im Jahre 382 wurde der Dienst der

Vesta eingezogen, unter dem Eiferer für das Christentum Theodosius, der zehn Jahre später auch alle anderen heidnischen Opfer verbot und 394 die Olympischen Spiele schloß. Das atrium Vestae diente später der päpstlichen Hofhaltung, bis es im 12. Jahrhundert verfiel.

Die *Tonsur* der christlichen Mönche ist nichts anderes als eine Fortsetzung des sowohl in den alten Religionen wie bei den Naturvölkern üblichen Haaropfers. In Indien war dieses bereits in sehr alter Zeit bei der Aufnahme der Jünglinge in den Kreis der Männer Sitte, allerdings mehr als Reinigungsritus und als eine zu langem Leben und Glück führende Handlung, der magische Momente innewohnten, denn als Opfer. „Unzweifelhaft ist der Gesichtspunkt der Reinigung von einem dem Haar anhaftenden Tabu ... dabei wenigstens im Spiele. Auch im übrigen erscheint das Scheren ganz wie das Bad als reinigend, insonderheit als reinigende Vorbereitung für heilige Handlungen oder Weihungen, für den Eintritt in irgendeine neue Situation" (Oldenberg, 425/426). Alle Asketen trugen die Tonsur. Mahâvîra reißt sich, als er die Mönchskutte anzieht, das Haupthaar „in fünf Büscheln" aus, und in den Upanishaden gibt es eine, die sich Mundaka-Upanishad nennt und sich ausschließlich an diejenigen wendet, die das „Kopfgelübde" halten, d. h. die kahlgeschoren sind. Nur diesen, den besonders Eingeweihten, ist ihr Studium gestattet.

In Griechenland galt das Scheren als Opferhandlung, mit der man sich die Götter geneigt machen wollte. In einem Asklepiostempel in Sicyonia sah der griechische Reiseschriftsteller Pausanias (2. Jahrh. n. Zw.) eine Statue der Göttin Hygieia, die unter der Menge der ihr zu Ehren abgeschnittenen Haare fast verschwand. „Genau so wollte die Tonsur der Mönche und das Scheren der Nonnen als eine Leistung an Gott unter andern asketischen Werken angesehen werden" (Schultze II, 371); der Gesichtspunkt der kultischen Reinigung, wie er in den entsprechenden indischen Riten zutage tritt, dürfte dabei aber wohl von ebenso großer Bedeutung und nicht minder ausschlaggebend sein. Auf alle Fälle ist eine Abhängigkeit der christlichen Tonsur von vorchristlichen Gebräuchen anzunehmen. „Die heidnische Herkunft der Tonsur ist ... auch in der Kirche

nicht ganz verborgen geblieben, wenn auch der genauere Ort nicht erkannt wurde“ (a. a. O.). Tonsur, einen kahlgeschorenen Vorderkopf, trugen auch die keltischen Druiden.
Über die *Ausbreitung* des Mönchtums in den ersten nachchristlichen Jahrhunderten zum Schluß nur einige Zahlen. Bereits im 4. Jahrhundert zählte das römische Imperium Hunderttausende von Mönchen und Nonnen. Daß ein Abt 10 000 Mönche unter sich vereinigte, war nichts Seltenes, und im Jahre 373 zählte die eine einzige Stadt Oxyrynchus in Ägypten nicht weniger als 20 000 Nonnen und 10 000 Mönche! „Nun bedenke man die damaligen Gesamtbevölkerungszahlen, und man wird sehen, welchen großen Einfluß diese asketische Epidemie auf das Nichtvermehren der Bastardengeschlechter haben mußte“ (Chamberlain, 310, Anm. 1). Einen noch viel größeren und unheilvolleren hatte sie freilich auf die sozialen und hygienischen Verhältnisse. In Deutschland waren bis zur Zeit der Reformation allein 14 993 Bettelmönchklöster errichtet worden. Durch die Reformation und die darauffolgenden Kriege gingen ungefähr 800 Klöster zugrunde, trotzdem fand Joseph II. bei seinem Regierungsantritt noch 1565 Mönchs- und 604 Nonnenklöster in seinen Staaten vor. Zur Zeit Luthers belief sich die Gesamtzahl der Mönche in Deutschland auf 2 465 000, das Heer der Bettelmönche allein auf eine Million.

5. Der Zölibat

Keuschheitsgelübde und Ehelosigkeit der Priester waren dem gesamten Altertum bekannt, der *streng* durchgeführte Zölibat aber ist im wesentlichen erst eine Einrichtung des *Katholizismus.* „Nirgends, wo gesunde Verhältnisse herrschten“, meint Chamberlain, „ist die unbedingte Keuschheit gepredigt worden; im Gegenteil, die alten Völker — Arier, Semiten, Mongolen — durch einen wunderbaren Instinkt geleitet, stimmen in diesem einen Punkte überein, daß sie das Erzeugen von Kindern als eine der heiligsten Pflichten betrachten; wer ohne Sohn starb, war ein Fluchbeladener“ (S. 309). Die ersten As-

keten Indiens waren alte Männer, nach einem Gebot, das ihnen nicht eher gestattete, in die Einsamkeit der Wälder zu fliehen, als bis „des Sohnes Sohn“ geboren war. Zudem nahmen es die indischen Asketen schon in alter Zeit nicht sonderlich ernst mit dem Keuschheitsgelübde, und in späterer Zeit werden Bettelmönche als freigebige Besucher von Hetären genannt. „Die Mitglieder mancher Orden haben in praxi, zum Teil sogar auch theoretisch, den Zölibat überhaupt aufgegeben. Die Mönche leben mit Nonnen zusammen, und die Kinder, die diesen Verbindungen entspringen, bilden eine regelrechte Kaste gewerbsmäßiger Sâdhus“ (Glasenapp, „Hinduismus“, 366 bis 367). Zustände, die ja auch dem Christentum durchaus nicht völlig unbekannt sind.

Aus dem alten Sumer sind Priesterinnen bekannt, denen häufig Ehelosigkeit vorgeschrieben war, bei den Juden lebten Essener und Therapeuten im Zölibat, jedoch verwarfen unter ersteren nicht alle die Ehe. In Griechenland wurde die Vermeidung der Ehe von einzelnen, vor allem kynischen, Philosophen angeraten, weil die Frau zu philosophischem Denken nicht fähig und geeignet sei, fraglos eine der dürftigsten und unsinnigsten Begründungen, die aber im Christentum noch lange nachspukte, wie der Spruch des Paulus, daß das Weib in der Kirche zu schweigen habe, beweist. Das Christentum selbst mußte sich in der Frage der Ehelosigkeit der Priester mit den Gegnern im eigenen Lager noch jahrhundertelang herumschlagen und kam auch dann noch nicht zu einer alle Teile befriedigenden und verpflichtenden Einigung mit ihnen. Allgemein anerkannt und beobachtet wird der Zölibat im Katholizismus erst seit der sog. Fastensynode im Jahre 1074. Die griechische Kirche aber ging ihre eigenen Wege und verlangt Ehelosigkeit nur für höhere Geistliche nach der Weihe und für Bischöfe, der Protestantismus hob den Zölibat ganz auf.

VII. DIE HEILIGEN

1. Die Herkunft der Heiligen

Die christlichen Heiligen sind nichts anderes als die unter anderer Form und anderem Namen übernommenen und weitergeführten antiken Stadt- und Sondergötter, die das Altertum in großer Anzahl kannte. Die durch das Christentum gewaltsam zurückgedrängte heidnische Vielgötterei verschaffte sich so, unter der Gestalt der Heiligenverehrung, von neuem Geltung und drang schon bald nach ihrer Entstehung in die Kirche ein. „Der Heiligenkultus ist das bedeutsamste und wirkungsvollste Zugeständnis, welches die Kirche gemacht hat. ... Es braucht nicht gesagt zu werden, welche Revolution der religiösen Anschauung und Praxis darin eingeschlossen lag. Eine neue Welt des Glaubens und der Anbetung baute sich auf. Der Heide erkannte darin sein Eigenes, und der offizielle Vorbehalt der Kirche hinsichtlich des Heiligendienstes im Unterschiede vom Polytheismus blieb für die Massen ein geschriebener Buchstabe. Das ist ein festes Ergebnis geschichtlicher Untersuchung. Diese Konzession war keine freiwillige der Kirche, vielmehr hat der Druck des Paganismus sie auf diesen Mittelweg gestoßen" (Schultze II, 383). Die meisten der christlichen Heiligen können direkt als Ersatz eines heidnischen Götterwesens betrachtet werden, die zahllosen Legenden der ersten Jahrhunderte sind nichts als die Abwandlung und Übersetzung der Erzählungen und Erfahrungen antiker Frömmigkeit ins Christliche. Und so wie im Süden die Heiligen in griechisch-römischem Gewande erschienen, so mußte sich die Kirche im Norden dazu bequemen, sie auf feurige Rosse zu setzen, „sie speer- und schwertschwingend in den Kampf mit Drachen und anderen Feinden zu senden, um Ehre und Ruhm zu erwerben oder gefangene Jungfrauen aus den Klauen eines Bösewichts zu retten. Die Rolands- und St. Georgs-Säulen sind Beispiele dieser Art, welche erst nach und nach durch Mariensäulen ersetzt wurden: an die Stelle der Ehrsymbole trat das Gleichnis der ‚Liebe'" (Rosenberg, 165). Dabei ist festzustellen, daß

die Heiligenverehrung in eben dem Maße an Inhalt und Umfang zunahm, wie der Kampf der Kirche gegen das Heidentum sich entfaltete. Als die Kirche unter dem Schutz des Staates die Massen an sich zu ziehen begann, blühte der Kult derart schnell auf, daß es bald keine Verrichtung, keine Krankheit mehr gab, für die nicht irgendein christlicher Heiliger zuständig war. Die Feste der Heiligen wurden zu Volksfesten wie die antiken Götterfeste, die Festlichkeiten zu Ehren der Märtyrer nahmen die Form der bei den heidnischen Parentalia (Totenfesten) üblichen Opfermahlzeiten an und arteten wie diese oft in wüste Gelage aus. „Die Schatten der Abgeschiedenen versöhnt ihr mit Wein und Opfermahlen", warf ein Gegner der Großkirche den Katholiken vor, und eine gallische Synode mußte ausdrücklich verbieten, daß am Feste der Stuhlfeier Petri den Toten Speisen geopfert würden. Selbst die Mutter Augustins trug zu den Memorien der Märtyrer noch Opferbrei, Brot und Wein hinzu, „wie es in Afrika Sitte war". Die christliche Religion erlag dem Polytheismus und wurde ihrem innersten Wesen nach wieder Vielgötterei.

Wir wollen zunächst einen kurzen Blick auf die dem Christentum vorangegangenen heidnischen Sondergötter werfen und uns danach mit der Herkunft einer Reihe von Heiligen etwas genauer beschäftigen. In Indien trifft man auf eine große Anzahl derartiger Sondergötter, von denen manche allerdings mehr den Charakter von Geistern und Dämonen an sich tragen, die später zu besprechen sein werden. Als Schutzpatron im Sinne der christlichen Heiligen aber ist zweifellos der uralte Gott Puschan anzusprechen. Er ist der „Herr der Wege", Beschützer der Wanderer vor Räubern und Aufspürer verirrten Viehs. Auch für einen Gott des Ackerbaues und der Herdenzucht hat man ihn gehalten, doch beschützt er diese nur in dem Sinne, als er die Furche, die der Pflug zieht, in der rechten Richtung leitet. Beim Austreiben der Kühe auf die Weide spricht man den Vers: „Puschan gehe unseren Kühen nach", laufen sie auseinander, betet man: „Puschan lege hinter ihnen seine rechte Hand um sie herum; das Verlorene bringe er uns wieder." Als Herr der Wege ist er selbst auf dem Wege geboren, „auf dem Pfade des Himmels, dem Pfade der Erde;

zwischen den beiden geliebtesten Stätten wandert er hin und her, der Kundige" (Oldenberg, 234/235).
Eine Gestalt, ähnlich den christlichen Heiligen Georg und Martin, ist der fromme Held Arjuna, der einst einen mannhaften Kampf mit einem kriegerischen Bergbewohner ausfocht, der niemand anders als der Gott Shiva war. Sobald Arjuna ihn erkannte, fiel er vor ihm nieder, betete ihn an und pries den Gott durch einen Hymnus, worauf dieser ihm eine göttliche Waffe übergab, mit der er alle seine Feinde überwinden konnte. Ein anderer Held ist Bhîma, der als ein Sohn des Windgottes bezeichnet wird und ein Mann von ungeheuren Körperkräften gewesen sein soll, gleich gewaltig in der Feldschlacht wie bei der Mahlzeit, „wo er einen an Gargantua gemahnenden Appetit entwickelte". Er gilt dem Hindu als Hüter von Haus und Dorf, die er mit seiner riesigen Keule gegen Unheil schützt.
Besondere Verehrung genossen schon seit vedischer Zeit auch die Asvin, ein Götterpaar astralen Ursprungs, Verkörperungen des Morgen- und Abendsternes, dem in Griechenland die Dioskuren Kastor und Pollux entsprechen. Wie diese waren die Asvin vor allem den Seefahrern heilig und Retter aus Meeresnot. Der Veda legt ihnen öfters ein Schiff oder mehrere Schiffe als Fahrzeuge bei. „Weit um den Himmel geht euer Wagen, wenn er vom Meer herankommt", sagt man zu ihnen und ruft sie an, Schätze zu bringen „vom Meere oder vom Himmel her". Darüber hinaus retten sie aus Bedrängnis aller Art und sind berühmte Ärzte, die Blinde sehend und Lahme gehend machen, alles Züge, die an den Dioskuren wieder auftauchen und von dort aus auf die christlichen Heiligen Cosmas und Damian übergegangen sind.
In Griechenland stammt der Glaube an besondere Schutzgottheiten wahrscheinlich schon aus der Zeit der kretisch-mykenischen Kultur (3.—2. Jahrtausend v. Zw.). Vielfach ging ihr Machtbereich nicht über einen einzelnen Ort oder eine Stadt hinaus, sie waren spezifische Stadtgottheiten. Fast jede griechische und römische Stadt hatte ihr Palladion, d. h. ein Bild der betreffenden Stadtgottheit, was sich ebenfalls bis in die Neuzeit erhalten hat. So wurde der hl. Markus zum Schutz-

gott Venedigs, und sogar das protestantische Leipzig besitzt sein „Palladion", nämlich das sog. „Johannismännchen", eine mittelalterliche Holzschnittstatuette, die am 24. Juni, am „Johannistage", im Johannishospital ausgestellt und vom Volk mit Blumen geschmückt wird. Anderen Gottheiten gehörte bloß ein Berg, eine Ebene, der sie durchschneidende Fluß unterstand einer dritten. Die Entwicklung des christlichen Heiligenkultes verlief ursprünglich ja ganz in der gleichen Richtung. Meist hatten die Heiligen anfangs nur die Bedeutung eines Patrons und Helfers für eine bestimmte Gemeinde und einen eng umgrenzten Raum. Daneben gab es in Griechenland aber natürlich auch solche Sondergötter, die im ganzen Land Verehrung fanden. Hierher gehören z. B. Artemis als Geburtshelferin, Hera als Beschützerin der Ehe, Pan als Patron der Herden. Dieser alte Naturgott Pan — der Faunus der Römer — ist vielleicht mit dem indischen Puschan identisch, ihre Aufgabenbereiche sind so ziemlich dieselben. Wie jener, ist Pan der Schutzgott des Waldes, der Hirten, Jäger und Haustiere, die er fruchtbar macht und vor den Raubtieren in Schutz nimmt, weshalb er im Lateinischen auch Lupercus, der Wolfsverscheucher, genannt wird. Er war ein munteres Wesen — seine Gestalt, mit Bocksbeinen und langem Schwanz, hat im Christentum die Züge zu dem traditionellen Bild des Teufels liefern müssen — der gern als Anführer bei Festlichkeiten auftrat, die Flöte blies und mit den Nymphen tanzte. Mitunter versetzte er die Menschen auch in Furcht, und in der Schlacht bei Marathon (490 v. Zw.) soll er durch sein Geschrei den Persern den „panischen" Schrecken eingejagt haben, weshalb Attika seinen Kult einführte und ihn zum Schutzgott wählte. Der Glaube an ein Erscheinen göttlicher Helfer in der Schlacht findet sich noch heute bei griechischen Soldaten, nur daß er jetzt auf christliche Heilige übergegangen ist.

Der indische Puschan hat in Griechenland noch eine weitere Parallele in dem Götterboten Hermes, der der Gott der Wege, Straßen, des Verkehrs, der Herden — christlicherseits entspricht dem etwa Antonius als Schutzheiliger der Schweine — und der Kaufleute ist. Gleichzeitig galt er auch als Geleiter der Seelen in die Unterwelt, wo Hekate herrschte, die wie er meh-

rere Funktionen ausübte. Außer der Zaubergöttin war sie noch Patronin der Märkte, des Krieges und der Kreuzwege, an welchen meistens auch ihre Tempel standen. Ihr Kult war ein dunkel-zauberischer, bei Vollmond opferte man ihr Kuchen, sonst mußte sie mit Hunden vorliebnehmen. Dargestellt wurde sie als hundsköpfig, oft mit drei Körpern, mit zwei Fackeln, Korb, Schwert und Geißel, ihre Mysterien sollten besonders von Krankheit und Wahnsinn befreien.
Als ihr lichtes Gegenbild erscheint Athene, die gelegentlich schon ganz die schutzherrschaftliche Rolle der christlichen Maria übernimmt. In der Tempelchronik von Lindos wird folgender Fall von ihr erzählt: Als der Perserkönig Dareios (521 bis 486 v. Zw.) Griechenland angriff, landete seine Flotte zuerst auf dieser Insel. Alles flüchtete in die Stadt, die von den Feinden eingeschlossen wurde. Wie nun großer Wassermangel eintrat, dachten die Belagerten an Übergabe. „Zu dieser Zeit erschien die Göttin Athene einem von den Bürgermeistern im Traum und sprach ihm zu, Mut zu fassen, denn sie werde selbst von ihrem Vater das mangelnde Wasser erbitten. Der mit der Erscheinung Begnadete meldete den Mitbürgern den Auftrag Athenes. Diese stellten fest, daß sie nur mehr für fünf Tage genügend Wasser hatten, und verlangten nur für soviel Frist von den Barbaren Aufschub. Sie teilten ihnen mit, Athene habe an ihren Vater Zeus eine Botschaft um Hilfe gesandt; sollte sie nicht zur bestimmten Zeit zur Stelle sein, würden sie ihnen die Stadt ausliefern". Der persische Kommandant lachte über solche Rede, am fünften Tage ging aber tatsächlich ein starker Regen über der Burg von Lindos nieder und die Belagerten waren gerettet, während die Belagerer selber nun an Wassermangel litten. Der betroffene Perserfeldherr sandte daraufhin dem Tempel ein großartiges Weihgeschenk, schloß mit den Einwohnern von Lindos Frieden und Freundschaft und erkannte an, „daß die Götter diese Menschen beschirmen" (Radermacher, 109). Die Erzählung unterscheidet sich in nichts von den christlichen Marienlegenden. In der Theophiluslegende erscheint Maria ihrem Verehrer gleichfalls im Traum, verheißt ihm Beistand und rettet ihn schließlich aus den Fängen des Teufels, und bei der Belagerung des Klosters Tschen-

stochau durch die Russen im polnischen Konföderiertenkrieg (1768) soll sich ein ganz ähnlicher Fall wie der zu Lindos zugetragen haben, so berichtet wenigstens Friedrich der Große in einem Brief vom Jahre 1771 an Voltaire, indem er die entsprechenden Betrachtungen über die Vorsorglichkeit der christlichen Heiligen daran knüpft (vgl. die Kulturkampf-Buchreihe des Nordland-Verlages, Band 5: „Friedrich der Große. Briefe über die Religion", hrg. von R. Neuwinger, 1940, S. 61 f.).
Besondere Verehrung genossen in Griechenland, wie schon erwähnt, die sog. Dioskuren, die Zeussöhne Kastor und Polydeukes (röm. Pollux), die sich durch viele Heldentaten auszeichneten. Sie standen dem Kriege, dem Wagen- und Faustkampf vor und genossen als schützende Mächte im Leben wie im Tode das besondere Vertrauen der Gläubigen. „Man verehrte sie als ritterliche Helfer in allen Nöten und besonders als Schutzherren der Seefahrer, denen sie als Zwillingsgestirn (‚Gemini') den Weg zeigten und durch elektrische Flämmchen an den höchsten Spitzen der Masten, das sog. St. Elmsfeuer, ihre hilfreiche Nähe bewiesen. Das Christentum verdrängte den Kult der Dioskuren nicht; er lebt in dem der Apostel Johannes und Philippus oder der hl. Kosmas und Damian weiter; den Ruf ‚o jemine' erklärt man als Anrufung der Gemini (oder o Je[sus do]mine = o Herr Jesus)" (Lamer, 137).
Neben der Götterwelt ist auch noch der griechische Heroenkult für die Entwicklung der christlichen Heiligenverehrung von entscheidendem Einfluß gewesen. Wenn Lukian den Heros als ein Wesen definiert, das weder ausschließlich Gott noch ausschließlich Mensch, sondern beides sei, so entspricht diese Definition genau der Begriffsbestimmung der Heiligen bei dem Kirchenvater Theodoret (im 5. Jahrh.). Die Heroen sind vergöttlichte Menschen, ursprünglich solche der Vorzeit, später erstreckte sich die Heroisierung auch auf jüngst Verstorbene. Jeder Tote konnte zur Würde eines Heros erhoben werden, wenn sein Leben die Voraussetzungen dafür bot. Auch das hat im Heiligenkult deutliche Analogien. Ferner treten diese darin zutage, daß der Heros wie der Heilige die Macht des Wohltuns wie des Schädigens besitzt; man kann seine Gunst und Un-

gunst erfahren. Wie die eigentlichen Götter haben die Heroen die Fähigkeit, den Sterblichen sichtbar zu erscheinen, und wie der Heiligenkult hatte auch die Heldenverehrung ursprünglich lokale Ausgänge, die in der Regel mit Legenden umwoben sind. So wie die christliche Dichtung ihre Märtyrerhymnen aufweist, so wurden den Heroen zu Ehren Hymnen gedichtet und gesungen, das Heroon, der über dem Grabe errichtete kapellenartige Bau, entspricht dem Martyrion über dem Märtyrergrabe und unterscheidet sich vom Tempel wie dieses von der Kirche. In den Heroa ruhten schließlich Reliquien wie in den Martyria, nur waren sie dort nicht Gegenstand religiöser Verehrung wie in diesen, sondern bloße Erinnerungen. Mehr oder weniger zu den Heroen kann man auch die berühmten Sportsmänner und Athleten rechnen, die von den Griechen in Ausnahmefällen als Heilige verehrt wurden. So z. B. der Boxer und Langstreckenläufer Theugenes aus dem 5. Jahrhundert v. Zw., der in 22jähriger sportlicher Tätigkeit weit über 1000 Siege errang und so berühmt wurde, daß er noch im Jahre 950 n. Zw., also 1400 Jahre nach seinem Tode, in lebendigem Gedächtnis lebte. Seinen Statuen wurde große Heilkraft zugeschrieben.

Die altitalische Religion hatte für alle nur denkbaren Ereignisse im menschlichen Leben und für alle möglichen Dinge des täglichen Gebrauchs ihre Sondergottheiten. Es gab solche „di indigetes", d. h. einheimische Götter — im Gegensatz zu den aus Griechenland übernommenen — für die Hauptschleuse in Rom, die von der Venus Cloacina betreut wurde (wieso gerade Venus zu dieser Ehre kam, ist schleierhaft), für die Tür oder den Ein- und Ausgang, die Ianus bewachte, und sogar für den Misthaufen, der unter dem Schutze des Sterculinius stand. Den Landbau beschützten eine ganze Reihe von Göttern. Vervactor leitete die erste Pflügung, Reparator die zweite, Inporcitor die dritte, Insitor unterstand das Säen, Obarator das Einpflügen der Saat, Occator das Eggen, Saritor das Jäten, Subruncinator die Entfernung des Unkrautes, und so ging es weiter bis zur Ernte, zum Drusch und zur Abfahrt des Kornes in die Mühlen. Das Roden des Waldes schützten vier Gottheiten: Deferunda das Umschneiden, Commolenda das Zer-

stückeln, Coinquenda das Zerhacken und Adolenda das Verbrennen des Holzes. „Diese Religion verschwand offiziell, als die Römer die griechische Religion annahmen. Im Volke aber blieb sie noch jahrhundertelang, bis in die christliche Zeit, erhalten. Die Kirchenväter benutzten sie, um die Torheit des Heidentums aufzuzeigen" (Lamer, 133), nach dem Motto Matthäus 7, 5: „Du Heuchler, zieh am ersten den Balken aus deinem Auge; darnach siehe zu, wie du den Splitter aus deines Bruders Auge ziehest!" Denn der katholische Heiligenkult ist ja um nichts besser. Ob der heidnische Bauer in Sorge um seinen Dünger sich an Sterculinius wandte oder der Christ sich bei Gicht und wenn er das Zipperlein hat bei St. Kilian oder Gervasius, bei Husten und Halsschmerz bei St. Judas oder Blasius beklagt, darin besteht, mit Kant gesprochen, weder ein Unterschied in der Manier noch im Prinzip. Denn das hat schon Dante im 19. Gesang des „Infernos" die Christen nicht ohne Bissigkeit gefragt: „Was unterscheidet euch denn von einem Götzendiener, wenn nicht, daß er einen einzigen und ihr hundert Götzen anbetet?"
Das Palladium, das Bild der Stadtgottheit Roms stand im Vestatempel und durfte von niemand gesehen werden; von den Christen wurde es zerstört, wann, ist unbekannt. Außer der Stadtgottheit kannte Rom noch Straßen- und Hausgötter und Götter, die bei bestimmten Gelegenheiten, wie z. B. bei einem Vulkanausbruch, entstanden. Jede römische Frau hatte ihre Iuno, die, mit der griechischen Hera gleichgesetzt, zur Göttin der Ehe und Geburt wurde.
Betrachten wir nun die Herkunft und Entstehung einiger christlicher Heiliger, so wird es nicht mehr überraschen, daß für ihre Bildung meist ganz die gleichen oder ähnlichen Anlässe wie für die Entstehung der heidnischen Sondergötter ausschlaggebend waren, daß viele einfach christliche Übersetzungen derartiger Heidengötter sind, ja daß man manche nur mit einem leichten Kopfschütteln betrachten kann, so lächerlich muten einen diese Gestalten an, wenn man sie auf ihren Ursprung hin untersucht. St. Afra z. B., die Schutzheilige Augsburgs, ist keine andere als die griechische Aphrodite (röm. Venus), die ihre buhlerische Natur noch dadurch zu erkennen

gibt, daß sie die Lustdirnen in ihre Obhut nimmt. Die hl. Agathe, „die Gute“, ist die christliche Umbildung der lateinischen Maia-Bona Dea, die ihrerseits wieder mit der sizilianischen Kore-Persephone identisch ist, wie ja auch Agathe noch heute in Sizilien besondere Verehrung genießt. Ihre angeblichen Geburtsorte Catania und Panormos sind altberühmte Stätten des Koredienstes. Auch daß sie eine Weberin gewesen sein soll, gehört dem Mythenkreis der Persephone an. Ihr Martyrium soll am 5. Februar stattgefunden haben, d. h. an dem Tage, an dem die neuntägigen Parentalia, die wichtigste Totenfeier der Römer, begangen wurden, die man auch auf Sizilien feierte. „Maibäume werden am Festtage der heiligen Agathe in feierlichem Umzuge herumgetragen, ganz so wie die Alten einen Baum als Bild der heiligen Jungfrau Persephone umhertrugen, um ihn vierzig Tage zu beweinen und schließlich zu verbrennen, was an den Feuertod der Agathe erinnert. Wie Maia wegen ihres Sträubens gegen seine Umarmung von ihrem Vater mit Myrtenreisern gezüchtigt sein soll (ein alter Hochzeitsbrauch und Fruchtbarkeitszauber!), so soll Agathe gleichfalls mit Rutenstreichen gepeinigt sein. Und wie Bona Dea von ihrem eigenen Vater umbuhlt, berauscht und geschändet sein soll, so soll die christliche Heilige im Hause einer Kupplerin den schwersten Versuchungen ausgesetzt gewesen sein. Das Abschneiden ihrer einen Brust durch ihren Henker geht auf den gleichen Brauch im Kulte der sizilischen und kleinasiatischen Kore zurück. Davon haben die ‚Amazonen‘ ihren Namen, und die Worte, welche die Heilige in der Legende ihren Peinigern zuruft, die Gleichsetzung ihrer Marterqualen mit dem Leidensweg der Halmfrucht bis zur Brotbereitung, lassen sie unzweideutig als die verchristlichte heidnische Brotgöttin erscheinen, wie denn bezeichnenderweise geweihte Brote auf Sizilien am Festtage der heiligen Agathe an das Volk verteilt werden“ (Drews, „Marienmythe“, 40/41, Anm.).
Die Herkunft der hl. Cosmas und Damian, die als Zwillingsbrüder im Jahre 303 den Märtyrertod in Kilikien erlitten, wurde bereits erwähnt. Ihr Charakter und ihr Patronat deckt sich genau mit demjenigen der Asvin oder Dioskuren, wie jene sind sie berühmte Ärzte. Nach anderer Ansicht haben sie

die Verrichtungen Äskulaps und der Hygieia, der griechischen Heil- und Gesundheitsgottheiten, übernommen, doch machen diese nur einen Teil ihres Aufgabenbereiches aus. Der hl. Eleutherius schreibt sich von dem Beinamen des Dionysos, Eleutherios (der Erlöser), her, die zu Ehren des Dionysos Eleutherios gefeierten rustica (Erntefest) gaben dem hl. Rusticus seinen Namen, und sogar der Thyrsosstab, das mit Efeu und Weinlaub umwundene Abzeichen des Weingottes, verwandelte sich in einen Heiligen und wurde zum hl. Thyrsus. Der hl. Ephebus oder Ephisius entstand aus dem Beinamen des Apollon als Sonnengott, Ephoibios oder Phöbus, der hl. Nikephorus aus dem gleichlautenden Beinamen des Zeus, die hl. Flavia geht auf den Beinamen der römischen Fruchtbarkeitsgöttin Ceres, Flava (die Blonde), zurück. Die beiden Heiligen Flora und Lucia sind Personifikationen der römischen Formel flos et lux (Blüte und Licht), die hl. Perpetua und Felicitas solche der Grußformel perpetua felicitas (Ewige Glückseligkeit [sei mit dir!]), letztere gab es als Göttin aber auch schon in Rom. Vielleicht ist Felicitas auch eine Umbildung der griechischen Eileithya, die man, wie sie, um Kindersegen anflehte. Die den Geburten vorstehende Diana Lucina hat sich mit der ihr zugehörigen Hirschkuh in die hl. Genoveva und ihr Attribut verwandelt, der Stern Margarita im Bilde der nördlichen Krone über der Schlange des Ophiuchos ist zur hl. Margherita geworden, die auf einem Drachen stehend abgebildet wird und deren Fest beim Aufgang jenes Sternes gefeiert wurde. Die hl. Marina als Schutzheilige der Schiffe ist keine andere als Isis in der gleichen Eigenschaft, während sich die hl. Pudenziana aus der keuschen (pudica) Diana entwickelte. Das Palladium der Athene übernahm die Patenschaft für die hl. Palladia, die Rose, die der Hera und Aphrodite heilig war, rief die hl. Rosalie ins Leben, die „Teufelinne" Frau Venus tauchte in der hl. Pelagia unter, und die Bärin Kallisto endlich, die Nymphe der Artemis, die man im Sternbild des großen Bären erblickte, wurde zur hl. Ursula, deren viele Jungfrauen nichts anderes als den Jagdzug der Artemis darstellen.

Der hl. Georg hat sich aus dem nordischen Odin heraus gebildet, der gleichzeitig die Bestandteile und Wesensmerkmale für

einige weitere Heilige abgegeben hat. Als Georg tötet er, zu Pferd und mit der Lanze bewaffnet, den Drachen, mit dem hl. Martin teilte er nicht nur Mantel, Schwert und Roß, sondern auch die ehrwürdigen Haine, die zu Stätten dieses Kriegsheiligen wurden, und an St. Oswald trat er den Charakter als wilder Jäger ab. Im Heiligenbuch von 1488 sieht man den hl. Oswald abgebildet, wie er mit Königskleid und Krone angetan auf einem Throne sitzt, um ihn herum aber fliegen die beiden Raben Odins; nur der Hirtenstock und die Palme sind christliche Zutat. Auch zu den Gestalten des hl. Michael und St. Nikolaus hat Wotan sein Teil beigetragen, und selbst die Legende von der hl. Kümmernis geht auf ihn und die eddische Darstellung, daß Odin neun Nächte vom Speer verwundet am „windbewegten Baume“ hing, zurück. „Die Gestalt eines bärtigen, gekreuzigten Mannes (Odin, Donar), welcher dem, der zu ihm betet, einen goldenen Schuh zuwirft, kehrt in vielen alten Bildwerken und als Motiv in vielen Liedern wieder. Aus dieser Gestalt ist auf noch nicht ganz geklärte Weise die weibliche hl. Kümmernis der Kirche geworden. ... Der ‚reitende Gott‘ mit der Lanze erscheint deshalb immer wieder erneut auf ‚christlichen‘ Gedenksteinen und Zeichnungen: das war der durch die Geschichte des Christentums reitende ewige Wanderer Wotan. Zerspalten in viele Gestalten lebt und webt dieser Gott... durch die katholischen Lande und zieht noch heute unsichtbar als ‚der Wode‘ durch die Seele des Volkes in Niedersachsen. ... Das war Wotans Rache nach seinem Untergang“ (Rosenberg, 165/166).
Der Donnerer und Wolkengott Donar hat dem hl. Petrus im Norden einzelne seiner Züge geliehen, doch ist dieser ursprünglich wohl selbst ein Gott gewesen, wie Parallelen zu weiteren vorchristlichen Göttern vermuten lassen. Er gleicht in seiner Eigenschaft als Himmelswächter und Schlüsselbewahrer der Kirche dem Weltenöffner Kronos, dem Pförtner Ianus wie auch Poseidon, dem griechischen Meergott, der als „Peträus“ die Felsen über die Unterwelt türmt, um die geschlagenen Titanen einzukerkern. Eine Heilige nordischer Abkunft ist ferner die hl. Walpurga oder Walpurgis, deren Tag auf den 1. Mai fällt, zu welchem Termin in Altgermanien die Früh-

lingsfeier begangen wurde; es war der Tag der Hochzeit Wotans mit der Freya. Mit der Walpurgisnacht begannen die zwölf Weihenächte der Sommersonnenwende. Die Kirche machte den Namenstag ihrer Heiligen daraus und stempelte alle heidnischen Gebräuche zu Teufels- und Hexenwerk, so daß heute zu Walpurgis die Hexen nach dem Brocken reiten. Schließlich ist auch der *Heiligenschein* antiken, bzw. vorchristlichen Ursprungs. Ein Lichtkreis oder Strahlenkranz um das Haupt war bei Ägyptern, Persern, Indern, Griechen und Römern das Zeichen der Macht und Herrlichkeit und umgab sowohl Götter wie Heroen und Könige. In der christlichen Kirche wurde der Heiligenschein erst im 4. Jahrhundert eingeführt. Ursprünglich bedeutet der Strahlenkranz wahrscheinlich die Sonne oder das Himmelskreuz und dürfte als Symbol aus dem vorgeschichtlichen Norden nach dem Osten und Süden gekommen sein.

2. Reliquien, Amulette und Talismane

Der mit den Heiligen im Zusammenhang stehende christliche Reliquienkult ist im Grunde nichts anderes als Fetischdienst und kommt als solcher bei allen primitiven Völkern vor. Die „heiligen" Knochen, Finger, Fußzehen und noch weit geschmackloseren Utensilien sollen das gleiche bewirken, wie der primitive Fetisch, Talisman oder das Amulett, die mit gewissen verborgenen (magischen) Kräften ausgestattet gedacht und zum Schutze gegen böse Einflüsse getragen und gebraucht werden. Auf den katholischen Reliquienaberglauben angewandt, ist es daher richtig, zu sagen: „Der Fetischdienst ist keine besondere Religionsform, er ist bei allen Völkern und in allen Zeiten zu finden, auch bei den ‚Kulturvölkern' der Gegenwart" (Schmidt, 182). Die besondere Sitte, der Gottheit zum Danke für die Heilung eines kranken Körperteils dessen Abbild zu schenken, entstammt bereits der kretisch-mykenischen Kulturperiode und ging von dort in die altgriechische Religion über, von wo sie der Katholizismus direkt übernom-

men hat. Auch heilige Gräber kannten die Griechen schon; das Grab Timoleons, des Führers der korinthischen Flotte, die 345 v. Zw. gegen den Tyrannen Dionysios von Syrakus zu Felde zog, wurde lange Zeit als heilig verehrt. Die Phallen, die als Sinnbilder der Fruchtbarkeit Symbol des Gottes Priapos waren, der als hl. Tychon übrigens in den christlichen Himmel einging, wurden als Abwehrmittel gegen den bösen oder neidischen Blick gebraucht.

Auch in Rom rückten einzelne Körperteile der Götter zu selbständigen Wesen und Trägern der göttlichen Substanz und besonderer Wirksamkeit auf. So das Auge, das alles sieht, das Ohr, das die Bitten der Flehenden hört, die göttliche Hand, die Segen spendet oder auch den Schlag führt, an dem ein Mensch zugrundegeht. Selbst einzelne Eigenschaften, wie der Zorn Gottes, die Vergeltung oder die Stärke, gewannen eigenes, individuelles Dasein. Die Amulette sind im Christentum ganz eigentlich römischen Ursprungs. Hier wie dort lag ihrem Gebrauch die abergläubische Vorstellung zugrunde, die Welt sei mit bösen Mächten erfüllt oder gewissen Menschen sei die Kraft eigen, eine seelische oder materielle Schädigung anderer auf übernatürliche Weise herbeiführen zu können, gegen die man sich schützen müsse. „Ja, man darf annehmen, daß dieser Glaube unter den Christen noch reichlichere Nahrung fand, weil sie zu den heidnischen Erbstücken noch die Dämonenfurcht mit sich trugen; denn die antiken Götter waren in ihrer Auffassung zu dem Werte böser Dämonen herabgesunken" (Schultze II, 377). Das Christentum übernahm deshalb fast alle heidnischen Schutzmittel gegen diese Dämonen, die Amulette und Medaillen, die oft nur in unvollkommener Umbildung erscheinen und ihre Herkunft deutlich verraten. Wenigstens trifft dies für die ersten Jahrhunderte zu, aus denen man Stücke mit Inschriften gefunden hat, in denen Beschwörungen im Namen Gottes, Salomos und der „Herrin Artemis" ausgesprochen werden. Viele Medaillen tragen den Kopf Alexanders des Großen auf der einen und christliche Darstellungen auf der anderen Seite. „Wenn ein von der klassischen Bildung hergekommener Bischof (Paulinus von Nola) in dieser Art von Amulett ein Schutzmittel für das irdische und für das

ewige Heil fand, so kann man sich eine Vorstellung davon machen, wie die Menge diese Dinge beurteilte. So wird auch begreiflich, daß ein altchristlicher Künstler die Eva mit einer Bulla (Zauberkapsel) abbildete" (a. a. O. II, 378/379).
Unter den östlichen Religionen hat vor allem der Buddhismus einen ausgedehnten Reliquienkult entwickelt. Die Gebeine seines Stifters wurden von den Jüngern als kostbare Heiligtümer aufbewahrt, und die spätere Zeit hat die Zahl derartiger Gegenstände noch bedeutend vermehrt. So wurden die Haare Buddhas, die er seinen ersten Laienanhängern, zwei Kaufleuten, geschenkt haben soll, als Reliquie verehrt, und genau so wie im Christentum stritten sich viele Städte um die Ehre, andere Teile des Erleuchteten, wie Nägel, Zähne, Knochen, oder Gebrauchsgegenstände, wie seinen Stab, seine Almosenschale usw., zu besitzen, wobei es durchaus nichts ausmachte, daß auf diese Weise manches doppelt und dreifach vorhanden war. Diesen Schönheitsfehler teilt ja das Christentum durchaus und in verstärktem Maße mit dem Buddhismus. Viele Reliquien ergäben, wenn man sie zusammensetzte, ein und denselben Heiligen gleich in mehreren Exemplaren. Der hl. Dionysius z. B. hat nicht mehr und nicht weniger als zwei Körper, fünf Hände und vier Köpfe! Die Körper befinden sich in je einem Exemplar zu St. Denis und zu St. Emmeran, die fünfte Hand in München, und die überzähligen Köpfe in Prag und Bamberg. Von dem Schweißtuch Jesu wurden im Laufe der Zeit so viele Teile gefunden, daß sie zusammen an die fünfzig Ellen ausmachen. In der Tat ein „sehr respektables Taschentuch!" wie Corvin in seinem „Pfaffenspiegel" bemerkt. Der letzte Zweck dieses ganzen Reliquienaberglaubens aber ist kein anderer, als die Kassen der römischen Kirche mit dem Gelde derer, die nicht alle werden, anzufüllen und das Volk in Dummheit zu erhalten, auf daß es nicht müde werde, stets von neuem sich schröpfen zu lassen. Der Reliquienkult hat im Bunde mit den Ablässen wie kaum sonst etwas in der katholischen Kirche zur Demoralisation der Völker beigetragen.

VIII. KULT UND SYMBOLIK DES CHRISTENTUMS

1. Die Taufe

Von den Sakramenten sollen hier nur die beiden wesentlichsten, die bei Paulus als eigentliche und alleinige „Heiltümer" gelten und die auch der Protestantismus als verbindlich beibehalten hat, auf ihren Ursprung hin untersucht werden: die Taufe und das Abendmahl. Die Taufe, das reinigende Bad, findet sich in vielen alten Religionen und hängt vielleicht mit astralen Vorgängen und Beobachtungen zusammen: im Wasser reinigt sich die Sonne und beginnt im Zeichen des Steinbocks den Weltberg hinaufzusteigen. In der indischen Religion der Veden gilt das Wasser, bald waschend, bald wegschwemmend, als schuldentfernende Macht, und bei der Feier des sog. Vajapeya-Opfers („Krafttrunk") fand eine Salbung oder Begießung des Opferers „zum Zwecke seiner Erfüllung mit Kraft und Obmacht" statt. Für diese Zeremonie wurde in ein Gefäß Wasser mit Milch gegossen und dazu kamen 17 verschiedene Speisen oder auch mehr, so viele man hatte und ersinnen konnte, mit Auslassung einer einzigen. „Diejenige, die er nicht nimmt, von der sage er sich los, von der genieße er nicht sein Leben lang. So geht er nicht bis zum Ende; so lebt er lange" (Oldenberg, 415). Der persische Mithraismus kannte eine Taufe, bei der es schon ganz wie bei der christlichen zuging, der Gebrauch von Öl und Salz bei der Taufe ging direkt aus dem Mithraismus in das Christentum über. In den Eleusinischen Mysterien Griechenlands stand am Ende der Einweihung in den zweiten Grad gleichsam eine Art Allgemein- oder Pauschaltaufe. Der Priester goß aus zwei Gefäßen geweihtes Wasser nach Osten und Westen aus und besprengte damit, während er rituelle Worte sprach, zugleich die Mysten. Mit dieser Zeremonie war die Aufnahme in den zweiten Grad der Mysterien vollzogen.
Im Judentum wandten die Essener, Nazarener und Mandäer die Taufe als zeremoniellen Reinigungsakt, als Abschwemmung des Sündenstoffes an, entweder bei der Aufnahme von

Novizen in die Gemeinde oder beim Übertritt von Proselyten. Die Mythe von Manda, dem unhistorischen Stifter der Mandäer, der vom Himmel herabsteigt und in Gestalt eines Kindes die Taufe verlangt, wurde bereits früher erwähnt. Aus dieser Umgebung ging auch die Gestalt Johannes des Täufers hervor, deren Geschichtlichkeit nachzuweisen man verschiedentlich bemüht ist. Im Christentum ist die Einführung der Taufe und des Abendmahls ganz eigentlich das Werk des Paulus, der erkannte, daß der neue Glaube nur durch die Aufnahme dieser Elemente „einen erfolgreichen Wettbewerb mit den damals weit verbreiteten heidnischen Mysterienreligionen und ihren Waschungen, Weihen und sakralen Mahlzeiten aufnehmen" konnte (Hoffmann, 200). Bei ihm wird der Taufakt zur Vernichtung des fleischlichen Menschen und zur mystischen Neugeburt des geistigen, pneumatischen in Christo. Indessen hielt Paulus die Taufe für nicht so wichtig wie die Verkündigung der Heilsbotschaft selbst oder auch nur für so bedeutungsvoll wie das Abendmahl. Sie war zu seiner Zeit auch noch nicht überall gebräuchlich und hielt mit der Ausbreitung der christlichen Religion als solcher nur langsam Schritt. In der Apostelgeschichte (18, 25) z. B. wird erzählt, daß der aus Ägypten kommende Christ Apollos noch nichts von der Taufe auf Christus gehört hat und erst in Kleinasien mit ihr bekannt wird. Wo sie aber geübt wurde, dort wurde sie ausschließlich auf Christus vorgenommen, von einer Taufe auf den Namen des dreieinigen Gottes, wie sie später kirchenrechtlich allein Gültigkeit bekam, ist noch nicht die Rede. Die bekannte Stelle Matthäus 28, 19, nach der der auferstandene Christus die Taufe auf den Namen des Vaters, des Sohnes und des Heiligen Geistes befohlen haben soll, ist — wie eine Reihe von Fachwissenschaftlern behauptet — eine spätere Zutat und Verfälschung des ursprünglichen Textes, die aus der Mitte des 2. Jahrhunderts stammt. Auch die Säuglingstaufe ist weder bei Paulus noch im Urchristentum nachzuweisen.

2. Das Abendmahl

Der Ursprung des christlichen Abendmahls ist nirgends anders als in den alten vorchristlichen Opferkulten und Mysterienreligionen zu suchen. Der ursprüngliche Sinn des Opfers ist höchstwahrscheinlich nicht der einer Gabe oder Abgabe an die Gottheit — obwohl selbstverständlich auch diese Bedeutung sehr früh nachweisbar ist — sondern die Erlangung einer Gemeinsamkeit, Verwandtschaft, insbesondere einer Blutsgemeinschaft mit dem Gott. Die Blutsgemeinschaft oder -brüderschaft galt allen alten Völkern als heilig und unantastbar, durch sie wurde die wahre Verwandtschaft mit ihren Rechten und Pflichten herbeigeführt und begründet, eine blutsbrüderliche Verwandtschaft zwischen Mensch und Gott mußte deshalb als besonders erstrebenswert und glückverheißend erscheinen. So wurde ein Tier geschlachtet und ein Teil dem Gotte auf irgendeine Weise zum Genusse dargereicht, der andere aber von den Opfernden selbst verspeist. Dadurch wurde die „absolute Identifizierung des Opferbringenden, des Geopferten und des Gottes" bewirkt. „Das Tieropfer hat in alten Zeiten nie die Bedeutung einer Gabe an die Gottheit getragen, vielmehr handelte es sich um die Schaffung einer Gemeinsamkeit zwischen den Menschen und ihrem Gott durch das zwischen beiden verteilte Leben des Geopferten" (Robertson Smith, bei Chamberlain, „Mensch und Gott", 44). In sehr frühen Zeiten wurden zu diesem Zweck auch Menschen geopfert, und besonders in den semitischen Völkerschaften lebte die Sitte des Menschenopfers, vor allem auch in der Bedeutung des Sühnopfers, das zur Frühlingszeit dargebracht wurde, um das Volk von den Sünden des vergangenen Jahres loszukaufen. In späterer Zeit wurde es durch ein Tieropfer oder die Opferung lediglich eines Körperteiles des Menschen ersetzt. Das Verzehren des Passahlammes und die Sitte der Beschneidung bei den Juden stellen „zugestandenermaßen nichts anderes dar, als eine Art Ablösung oder einen Loskauf des Volkes von einem Menschenopfer: dem Opfer des Erstgeborenen nämlich, das in ältester Zeit zur Frühlingsgleiche dem höchsten Gotte dargebracht wurde. Man opferte ein Lamm anstatt des Men-

schen oder die Vorhaut, einen Teil des Körpers, um dadurch den ganzen Körper zu erhalten. Josua aber sollte zuerst diese Ablösung vollzogen und die Sitte der Beschneidung eingeführt haben, während er nach der ursprünglichen Vorstellung sich selbst an Stelle des Erstgeborenen dargebracht hatte und damit zum Rettergott und Heilbringer des gesamten Volkes geworden war" (Drews, „Christusmythe", 56/57). Auf der letzteren Vorstellung beruht die ganze christliche Abendmahlsmagie.

Das Abendmahl, als die symbolische Wiederholung des Sühnopfertodes Jesu Christi, ist so unzweideutig aus dem Judentum erwachsen; die Worte „dies ist mein Leib und Blut" sind eine Erinnerung an den Molochkult, an die Opfer der Erstgeborenen, die, wenngleich in später Zeit nicht mehr geübt, im Geiste des Judentums doch noch lebendig waren. Auch die äußere Form der Kulthandlung als eines sakralen Mahls begegnet schon im Alten Testament, einmal in der Verzehrung des Passahlammes, zum anderen in der Darbringung der sog. Schaubrote. Jeden Sabbat wurden von den Priestern zwölf Kuchen „auf den heiligen Tisch vor den Herrn" gelegt: „Und sie sollen Aarons und seiner Söhne sein; die sollen sie essen an heiliger Stätte; denn das ist ihm ein Hochheiliges von den Opfern des Herrn zum ewigen Recht" (3. Mos. 24, 9). „Es scheint demnach, als ob dies Mahl unter dem Vorsitz des Hohenpriesters Aaron, des Gesalbten (Christus) von zwölf anderen Priestern eingenommen wurde. Galt doch Aaron, seinem Wesen nach eine Verkörperung der israelitischen Bundeslade, des sichtbaren Ausdrucks für den Bund zwischen Mensch und Gott, für eines der Hauptvorbilder des Messias". Da ferner Josua auf gleiche Weise nach dem Übergange über den Jordan mit zwölf Helfern das Passahmahl gefeiert haben soll und „in engster Beziehung zum Verzehren des Passahlammes gedacht wurde, so werden wir mit Recht vermuten dürfen, daß ein Abendmahl mit zwölf Teilnehmern auch in den vorchristlichen gnostischen Sekten zu ihrem Jesuskult gehörte" (Drews, a. a. O. 43). Mit Bestimmtheit wurde es von den Essenern und Mandäern gefeiert; letztere genossen dabei münzengroße Brote, und der Vorsteher sprach bei der Zere-

monie: „Iß dein Himmelsbrot und trink das Wasser des Lebens!"
Darüber hinaus sind abendmahlsähnliche Feiern noch aus mehreren anderen antiken Religionen bekannt. Schon die alten Inder verwendeten gebackene Kuchen in Scheiben- oder Hostienform als symbolische Vertreter für die zu schlachtenden Opfertiere, und der persische Mithras feierte ebenso wie der christliche Jesus an seinem Lebensende mit seinen Jüngern ein Abschiedsmahl. Es ist ein Relief erhalten, auf dem Mithrasmysten beim Abendmahl dargestellt sind, es ist kaum ein Unterschied zwischen dieser und der christlichen Kulthandlung festzustellen. In Griechenland begingen die Athener alljährlich beim Frühlingsopfer ihre Bundesmahlzeiten, bei denen sich je zwölf Teilnehmer um einen Tisch versammelten; die Zwölfzahl hat eine im ganzen Altertum ständig wiederkehrende heilige Bedeutung. Besonders war das Abendmahl, in gröberer oder verfeinerter Form, aber der feste Bestandteil der Mysterienkulte. Im Dionysoskult erscheint es noch in seiner ursprünglichsten und wildesten Form als unmittelbares „Gottessen". In „heiligem Wahnsinn" zerrissen die Mänaden die Opfertiere mit den eigenen Zähnen und verschlangen ihr Fleisch, in dem der Gott gegenwärtig war und den sie sich auf diese Weise einverleibten. Beinahe noch grausiger mutet eine zweite Spielart an, bei der der Dionysosmyste erst das geweihte Tier, meist einen Stier oder Widder, in ekstatischem Rausch umtanzte, um dann geschmückt in ein Grab zu steigen — eine Nachahmung der Martern und der Grablegung des Gottes! — das zugeschüttet und über dem dann das Tier geschlachtet wurde. Durch ein Röhrensystem rieselte das Blut des Stieres zu ihm ins Grab hinunter, überströmte ihn und erfüllte ihm Mund, Nase und alle Sinnesorgane. Stieg er dann wieder aus dem Grabe empor, so war er göttlich geworden.
Das Christentum hat diesen Akt — nach heidnischem Vorbild! — zwar kultiviert und ihn des Grauens entkleidet, der *Sinn* des christlichen Abendmahls aber ist kein anderer: „Der mein Fleisch isset und trinket mein Blut, der hat das ewige Leben." Chamberlain meint, daß sich in der Auffassung vom Abendmahl eine unüberbrückbare Kluft zwischen Heidentum und

Christentum auftue, indem sich hier „Christ und Antichrist" gegenüberstünden, man kann aber nicht umhin, dem Forscher hier eine christliche Voreingenommenheit zuzuschreiben. Chamberlain hat bei seinen Auslassungen (S. 637) nicht etwa den Dionysoskult vor Augen, sondern die viel menschlicheren römischen Mysterienreligionen, die wie das Christentum nicht mehr wirklich Fleisch und Blut, sondern Brot und Wein benutzten und genossen. Dennoch schreibt er: „Niemandem wird es aber entgehen, daß wir hier, in diesen renati (den durch das heidnische Sakrament Wiedergeborenen), eine Auffassung der Wiedergeburt vor uns haben, der von Christus gelehrten direkt entgegengesetzt. ... Dem absoluten Idealismus, der eine völlige Umwandlung des inneren Menschen, seiner Motive und seiner Ziele erstrebt, stellt sich hier ein bis zum Wahnsinn gesteigerter Materialismus entgegen, der durch den Genuß einer geheimnisvollen Speise eine magische Umwandlung des vergänglichen Leibes in einen unsterblichen erhofft. Es bedeutet diese Vorstellung einen moralischen Atavismus, wie ihn einzig eine Zeit des absoluten Verfalles hervorbringen konnte."
In welcher Zeit, muß man hier fragen, ist denn das Christentum entstanden und aus welchen Quellen wurde denn seine Lehre gespeist? Etwa nicht aus dem absoluten Verfall? Es ist Schwärmerei, das Christentum als die junge Blume der Reinheit und Unschuld mitten im Sumpf der Verwesung zu betrachten. Von einem „absoluten Idealismus" kann in der christlichen — und das heißt paulinischen! — Abendmahlstheorie gar keine Rede sein, Chamberlain denkt hier noch in den Formen einer vergangenen Zeit, die diesen angeblichen Idealismus noch nicht als einen ebenso handfesten Geist- oder Transzendentalmaterialismus erkannte! Der durch das Abendmahl umgewandelte christliche „neue Mensch" will nicht minder die Unsterblichkeit erlangen und der Segnungen des Himmels teilhaftig werden als der angeblich so materialistische Heide. Der Grieche und Römer dachte sich seinen Himmel nicht materialistischer als der christliche Neugläubige, und was den „moralischen Atavismus" angeht, so prallt auch dieser Pfeil auf den Schützen zurück. Denn der Christ wird erlöst, sobald er nur an Jesus Christus und sein Verdienst glaubt, er

wird ohne Anstrengung der Seligkeit und seines Gottes teilhaftig, wenn nur das opus operatum vorschriftsmäßig verrichtet worden ist oder er weiß, „daß sein Erlöser lebt". Das Christentum hat also vor dem Heidentum absolut nichts voraus, Sinn und Zweck ihrer Sakramente sind die gleichen. Wäre es nicht so, dann bliebe es unverständlich, wieso der Kirchenvater Tertullian verzweifelt klagen konnte, der Teufel habe — im Voraus?! — christliche Bräuche in heidnischen Kulten nachgeäfft.

3. Sonstige kultische Gebräuche

Antikes Erbgut sind außer Taufe und Abendmahl auch eine ganze Reihe weiterer Gebräuche und Kulthandlungen des Christentums. Betritt ein Christ die Kirche, dann besprengt er sich am Eingang aus einem Kessel mit Weihwasser. Dieses Weihwasserbecken entstammt dem Mithraismus und kommt außerdem in der jüdischen Religion vor, während der Weihwedel des christlichen Priesters römischen Ursprungs ist. In allen drei genannten vorchristlichen Religionen fanden ferner Leuchter, Weihrauch und Weihrauchfässer, die der Priester in Händen schwang, Verwendung, das Niederknien, Händefalten und -ausbreiten der Priester am Altare wie das gemeinsame Gebet der Gläubigen kommen gleichfalls daher, vor allem aus dem Mithraismus, dem auch der Gebrauch des Meßgewands wie der Messe selbst (wahrscheinlich von persisch myazd oder mizd = heiliger Kuchen) und der Vortrag der Liturgie in einer dem Volk unverständlichen Sprache entnommen sind. Auch die griechischen Mysterienkulte kannten eine Art Meßritual, während die Monstranz ägyptisch ist. Sie stellt eine Sonnenscheibe in einer Mondsichel ruhend dar. Die Sonne ist die Hostie, ihr Licht wird vom Monde, dem Symbol des menschlichen Intellekts, aufgenommen und zurückgestrahlt.
Sonntägliche Predigt, sagten wir früher, war dem Altertum unbekannt. Dennoch lassen sich auch auf dieses christliche Hauptbeeinflussungsmittel antike Einwirkungen nachweisen. Zunächst auf das Wort, das dem römischen Rechtsleben ent-

stammt, von praedico = ich mache öffentlich bekannt, dann auf die Sache selbst. Nach Art und Disposition folgt die christliche Predigt den Gesetzen antiker Rhetorik, das Amtskleid, der Talar, und die Gesten des Predigers sind heidnischen Ursprungs. Ja, das Altertum kannte sogar schon die schimpfende und scheltende Moralpredigt, wie sie die Bettelmönche des Mittelalters besonders liebten. Es ist dies die sog. „Diatribe", eine im 3. Jahrhundert v. Zw. entstandene griechische Literaturform, „in der die kynischen Wanderprediger ihre moralphilosophischen Lehren den Massen nahezubringen suchten. Sie zogen als eine Art antiker Bettelmönche durch die Städte und eiferten halb ernst, halb scherzhaft gegen die Verkehrtheiten und den Sittenverfall der Zeit; da sie mit wissenschaftlichen Lehrvorträgen bei der großen Menge nichts ausgerichtet hätten, bildeten sie einen populären, satirisch gefärbten Predigtstil aus, zwanglose Plaudereien voll packender, echt volkstümlicher Beredsamkeit, reichlich mit Gleichnissen, Anekdoten, Sinnsprüchen, Wortspielen, drastischen Witzen gewürzt und durch Einwürfe, Fragen und Antworten eines fingierten Gegners belebt. Diese Diatriben, von denen man sich etwa durch die Kapuzinerpredigt in Schillers Wallenstein eine Vorstellung machen kann, gelten als Vorläufer der christlichen Moralpredigt" (Lamer, 131).

Um die Aufstellung und Verehrung von Bildern haben die Verfechter und Bestreiter des Kultes in der katholischen Kirche Jahrhunderte miteinander gerungen. Drei Jahrhunderte wehrte sich die Kirche standhaft gegen den heidnischen Bilderdienst, der immer mehr zur Blüte gelangende Heiligenkult zog ihn indessen mit logischer Konsequenz nach sich, und seit dem 4. und 5. Jahrhundert nahm auch der Bilderdienst immer größeren Umfang an. „Man war naiv genug, zu meinen, jetzt vor dem Heidentum gesichert zu sein, und man übertrug die dogmatische Vorstellung von dem vergotteten Stoff in besonderer Weise auf die Bilder, in denen man — auch die aristotelische Scholastik wurde zu Hilfe gerufen — die Vermählung des irdischen *Stoffes* mit der himmlischen (heiligen) *Form* leibhaftig sehen konnte (dazu der superstitiöse, aus der Antike stammende Glaube an nicht mit Händen gemalte Bilder). Das

Mönchtum nährte den Bilderdienst und machte Geschäfte mit ihm" (Harnack, 275/276). Das Konzil von Konstantinopel im Jahre 754 sprach sich noch einmal mit allem Nachdruck gegen die Bilder aus, seine Beschlüsse vermochten sich jedoch gegenüber dem Zeitgeist nicht mehr durchzusetzen, und auf dem 7. Konzil von Nicäa im Jahre 787 mußten sie wieder aufgehoben werden. Die Bilderverehrung war damit endgültig kirchlich sanktioniert.

Schließlich ist auch das ewige Licht oder Lämpchen, das in katholischen Kirchen stets brennt oder das fromme Katholiken vor einem Heiligenbilde unterhalten, eine Überlieferung aus dem heidnischen Altertum. „Als das Feueranzünden noch schwer fiel, unterhielt man ein Staatsfeuer, von dem sich jeder ein Töpfchen mit Glut holen konnte, auf einem im Rathaus befindlichen Staatsherde. Dadurch und wegen seiner nützenden oder zerstörenden Macht bekam das Feuer den Begriff des Heiligen, das ewige Feuer den des Ewigen, das Feuer überhaupt den des Lebens, der Kraft: Erlöschen des Feuers = Erlöschen des Lebens. Daher auch die Lichter auf dem Geburtstagstisch eines Kindes, je nach der Zahl der Jahre des Beschenkten; die Lichter am Altar, am Sarge" usw. (Lamer, 175). Schon in den sakralen Riten der Naturvölker spielt das Feuer eine besondere Rolle. Alle wichtigeren Akte werden in Gegenwart des Feuers vollzogen: bei der Entbindung flammt neben der Wöchnerin ein Feuer, das sie und das Kind vor den Nachstellungen böser Geister schützt, die Zeremonie der Aufnahme des Jünglings in den Kreis der Männer, das rituelle Haarschneiden (Tonsur) und mannigfache andere Gebräuche, schließlich die Bestattung — das alles verlangt die Nähe eines Feuers zum Schutz gegen Geister. Das Opfer- und Zauberfeuer findet sich in den meisten alten Religionen. Im vedischen Indien wurde allmorgendlich beim Aufgang und abends beim Untergang der Sonne das Opferfeuer angezündet und das Feueropfer begangen. In der altpersischen Religion kommt dem Feuer die Zentralstellung im Kultus zu. „Sie ist der Feuerkultus, die Feuerverehrung katexochen, in keiner anderen Religion wird so stark die heiligende und läuternde Wirkung des Feuers betont" (H. Beckh, bei Wohlbold, 50). Es wurde selbst

zum Gott erhoben, man betete es wie diesen an und brachte ihm Brennholz und Opfergüsse dar. Im späteren Mithraismus hat es diese Stellung wenigstens zum Teil beibehalten, auch auf dem Altar der Mithrasheiligtümer loderte die nie verlöschende Flamme. In Griechenland wurde in den Pans-Tempeln eine immerwährende Flamme unterhalten, in Athen wurden alljährlich dem Gotte zu Ehren auch Fackelrennen veranstaltet. In Rom hüteten die Priesterinnen der Vesta das heilige Staatsfeuer, ebenso brannte im Palaste der Cäsaren ein ewiges Feuer, das nie erlöschen durfte. — Faßt man all das Gesagte zusammen, so ist es daher gewiß nicht zuviel behauptet, wenn man feststellt, daß das gesamte christliche, speziell das römisch-katholische Kirchentum und Kirchenwesen, insbesondere das ganze Magie- und Zauberwesen des katholischen Gottesdienstes seiner Herkunft nach nichts anderes als uralt heidnisch-orientalisches Kult- und Erbgut ist.

4. Prozessionen und Wallfahrten

Das gilt auch noch für einen weiteren Brauch der christlich-katholischen Religion, nämlich die Prozessionen und Wallfahrten. Sie kannte das gesamte Altertum, und für einige Formen liegt die Entlehnung durch das Christentum auf der Hand und ist einwandfrei nachgewiesen. In Ägypten zog der Gott Ammon alljährlich am Neujahrstag in großer Prozession aus seinem Tempel in Karnak nach dem Heiligtum von Luxor, seinem „südlichen Harem". Am Ausgangspunkt begann das Fest mit großen Opfern vor den Göttern. Dann hoben Gruppen von 8 bis 24 Priestern die Ammonsbarken von ihren Sockeln und trugen sie in feierlicher Prozession zum Nilufer hinab. An der Spitze des Zuges schritten Trommler und Trompeter, vor den Barken wandelten räuchernde Priester, hinter der Barke des Ammon folgte der König selbst zu Fuß. Am Flußufer standen die großen Festbarken bereit, deren Fahrt von einer großen Menschenmenge unter Gesang und Tanz am Ufer begleitet wurde. Von den Tänzen und Klappern der Musikinstrumente

seiner Musikantinnen empfangen, zog der Gott dann in Luxor ein, verbrachte dort den Tag und zog abends mit dem gleichen Prunk wieder nach seiner Residenz zurück.

An die griechischen Prozessionen wahrt die deutsche Sprache noch eine Erinnerung in dem Worte „Pomp". Dieses schreibt sich von dem griechischen „pompé" her, was Sendung, besonders im Sinne einer Prozession an die Götter, heißt. Eine solche Prozession, verbunden mit Feierlichkeiten und großen Aufzügen, fand in Athen alle vier Jahre zu Ehren der Stadtgöttin Athene statt, wonach das Fest seinen Namen als „Panathenaia" trug. Es wurde dabei der Göttin ein neues Kleid ins Erechtheion, ihren Tempel, gebracht, das zu weben und zu sticken eine Ehre für vornehme junge Mädchen der Stadt war. Auch sonst ging es bei dem Fest mit Wettreiten, -turnen und -musizieren wie bei einer modernen katholischen Prozession zu. Eine andere Prozession war der alljährlich im Mai gehaltene feierliche Flurumgang der sog. Flurbrüderschaft, bei dem das „Carmen fratrum Arvalium", ein uraltes Kultlied, gesungen wurde, um die Saaten zu entsühnen und ihr gutes Gedeihen von den Göttern zu erflehen. Auch zu den Heiligtümern von Delphi und Eleusis wurden alljährlich große Prozessionen veranstaltet. Für die letztere wurden dabei vorher die Götterbilder aus dem Tempel Eleusis nach Athen gebracht, wo sich das Volk auf Straßen und Plätzen versammelte. Dann formierte sich der Zug und setzte sich mit dem Standbild des athenischen Jakchos (Dionysos) und den anderen Göttern an der Spitze in Bewegung. Dem von einigen Männern begleiteten Träger des Jakchosbildes folgten der sog. „Kistenträger", der eine Kiste trug, in welcher sich aus Brot gefertigte Abbilder der zum Kulte der Demeter verwendeten Gegenstände befanden, die Priester und Behörden und darauf die Mysten, die Ährenbündel, Fackeln und Ackergeräte trugen und das Haupt mit Myrthen bekränzt hatten. Den Abschluß bildete die große Masse des Volks. An verschiedenen Stellen machte der Zug Halt, und die Priester verrichteten kultische Handlungen (man denke an die „Kreuzwegstationen").

In Rom wurde der Flurumgang (Ambarvalia) im Mai ebenso gehalten wie in Griechenland, er findet sich überhaupt in den

meisten europäischen Religionen, auch in der germanischen. Sein Zweck war, „allem von draußen kommenden Unheil, Mißwachs und Pest, eine Grenze zu ziehen und den Segen innerhalb dieser Grenze festzuhalten“ (Radermacher, 102). In Rom wurden dabei ein Schwein, ein Schaf und ein Stier dreimal um den Acker geführt und dann dem Mars geopfert, der hier noch als echter Bauerngott erscheint. In das Christentum ist der antike Flurumgang in der Form des beweglichen, im Frühling gefeierten Festes der sog. „Kleinen Litanei“ übergegangen, und den gleichen Ursprung hat auch die Große Litanei am 25. April. An diesem Tage nämlich wurden in Rom seit alters her die sog. „Robigalia“ gefeiert, ein Opfergang durch die Saaten, um vom Getreide den Brand abzuwehren. „Die Prozession ging auf der Via Flaminia bis zum fünften Meilenstein, d. h. an den Pons Mulvius, wo dem (Mars) Robigus durch den Flamen (Priester) ein Hund und ein Schaf geopfert wurden. Aber für die städtische Bevölkerung war der ernste Inhalt dieses Opfergangs frühzeitig zurückgetreten vor den Wettläufen der Jugend, die an dem Tage stattfanden und ihn zu einem heiteren Feste gestalteten; die Sorgen des Landmanns lagen dem bunt zusammengewürfelten Volk der Welthauptstadt fern genug. Die römische Kirche hatte hier Gelegenheit, dem Heidentum zu zeigen, daß sie die wahren Bedürfnisse des Volks besser verstehe und zu befriedigen wisse als die Vertreter eines in äußeres Gepränge ausgearteten Kultus, und hat sie genutzt. Sie hat den alten Bittgang für die Saaten einfach wiederhergestellt, genau an demselben Tage, auf demselben Wege, ja, bis zu derselben Haltestelle am Ponte molle“ (Usener, „Alte Bittgänge“, bei Schultze II, 374). Außerdem fanden in Rom Prozessionen auch vor den Rennen und Zirkusspielen statt.

Über die Wallfahrten ist mit dem Gesagten das wesentliche bereits angedeutet. Alle wichtigeren Orakelorte und angesehenen Heiligtümer des Altertums, Delphi, Epidaurus, Delos, Philä usw., waren berühmte Wallfahrtsorte und erfreuten sich ebenso zahlreicher Besucher wie später die christlichen Wallfahrtsorte. „Ich bin gewallfahrtet zur Herrin Isis und habe die Anbetung vollzogen für mich und für andere“, so lautete

das Grundschema, das die aus nah und fern kommenden Pilger im Tempel zu Philä persönlich gestalteten. Der Gedanke der Fürbitte spielte dabei eine ausschlaggebende Rolle und rückte auch im Christentum bald in den Mittelpunkt des Unternehmens. Ursprünglich waren die christlichen Wallfahrten hauptsächlich durch religiöse Pietät motiviert. Man wollte die Stätten gesehen und an ihnen gebetet haben, die durch die Offenbarungsgeschichte geweiht waren, man wollte die Gräber der Männer besucht haben, die sich in der Frühzeit des Christentums einen Namen gemacht hatten, und die Orte schauen, die durch irgendeine Person oder ein Ereignis religiöser Art besonders ausgezeichnet waren. Daher die Wallfahrten nach Palästina, dem „heiligen Land", zu den Gräbern Petri und Pauli in Rom oder zu den Mönchsasketen in der ägyptischen Wüste. Daneben drängte sich aber bald ein anderes Interesse „echt antiker Art, also auch wohl antiken Ursprungs" hervor, nämlich „die Hoffnung, an bestimmten heiligen Orten leichter die Erfüllung gewisser Wünsche zu gewinnen. Der Märtyrerkultus schob sich in das Wallfahrtswesen ein. Die echt heidnische Lokalisierung der göttlichen Hilfe greift weiter um sich. Die Kranken, die sich in der Basilika des heiligen Felix in Nola einfanden, beherrschte dieselbe religiöse Vorstellung wie die Hellenen, welche den Heilgott in Epidaurus aufsuchten. Die mahnenden Stimmen einzelner Theologen, daß anderswo ebenso Gott zu finden sei als in Jerusalem, streifen nur die Außenseite dieser Anschauung, die im Volke festgewurzelt war und als Unterlage einen uralten Glauben hatte" (Schultze II, 375/376).

5. Das Symbol des Kreuzes

Das Zentralsymbol des Christentums ist viele Jahrtausende alt. „Das Kreuzeszeichen", muß selbst die christliche Theologie eingestehen, „ist älter als das Kreuzigen Christi" (H. Gunkel, bei Drews, „Christusmythe", 55). Jahrtausende vor dem Auftreten des Christentums erscheint es bereits als ein Sinnbild des Lebens wie des Todes, insbesondere aber als ein Zeichen

des aus dem Tode neuerstehenden Lebens, in den vorgeschichtlichen Felszeichnungen. Ursprünglich ist es nichts anderes als ein Sonnenzeichen „im Hinblick darauf, daß der Himmelsäquator in der Frühlingsgleiche kreuzweise von der Sonne auf ihrer Bahn geschnitten wird und dadurch der Sieg des aus der unteren winterlichen Gegend des Tierkreises emporkommenden Lichtes zur Vollendung gelangt" (Drews, a. a. O. 56). Bis in die ältere Steinzeit verliert sich nach den Forschungen Herman Wirths der Ursprung des Kreuzzeichens, mehr als zehntausend Jahre vor der Zeitrechnung findet es sich als Recht-, Schräg-, Rad- und Hakenkreuz, als mehrbalkiges und Kreuz mit dem Rechteck oder Ring als Kult- wie als Schriftzeichen vor. In der jüngeren Steinzeit wandert es aus Südwesteuropa ost- und nordwärts und taucht in der älteren Bronzezeit (um 1800 v. Zw.) in Skandinavien, Dänemark, Nordwestdeutschland, England, Schottland, Irland und Frankreich auf. Eine andere Wanderung führt längs der Donau nach dem Balkan, Südrußland und nach Vorderasien, eine dritte in die östlichen Mittelmeerländer, eine vierte nach Afrika und Ägypten, eine fünfte um Afrika herum in das Rote Meer und die angrenzenden Gebiete. „Es sind die Fahrtenspuren jener rätselhaften Kulturbringer, der Leute vom ‚Fremdboot'-typus, die ... noch vor dem Ausgang der jüngeren Steinzeit wieder verschollen scheinen. Alle diese ältesten Spuren führen aber auf einen Zentral-Ausstrahlungspunkt im fernen Westen", vielleicht auf die sagenhafte Insel Atlantis, zurück (H. Wirth, „Zum Ursprung des Kreuzes", als Anhang zu Feilers genanntem Buch, S. 151). Die Denkmäler des Orients nennt Wirth im Gegensatz dazu nur Zweite-Hand-Quellen, die alle auf westlichen Einfluß zurückgehen. Für Kanaan ist eine solche westliche Welle von Trägern der Kreuzsymbolik noch einmal einwandfrei nachzuweisen. Es handelt sich um die seetüchtigen Philister und ihre Bundesgenossen, deren Symbolik nur die Annahme einer abendländischen, nicht-orientalischen Herkunft zuläßt. Auch das Auftreten der Galater in Vorderasien, der letzten vorchristlichen „Nordlandbarbaren", ist ein Beleg dafür. Überall, in allen Kulturbereichen der Erde, begegnen wir so im Verlauf und nach jenen steinzeitlichen Wanderungen dem

Kreuzsymbol. Selbst in Übersee, in Nordamerika, in Mexiko und Peru, ist es anzutreffen, es findet sich in Indien, China und Japan, auf ägyptischen, phönizischen, griechischen und römischen Münzen, auf antiken Vasen, Bildern und Waffen, in den Grundsteinen heidnischer Tempel und an den Mauern galiläischer Synagogen. Im alten Mexiko hat sich im Anschluß daran ein Kult entwickelt, der die engsten Parallelen zur christlichen Religion des Kreuzes aufweist. Das Kreuz erscheint dort in der Form des heiligen Baumes (arbor crucis), auf dem eine aus Teig gebackene Erlöser-Gottgestalt aufgestellt wurde. Nach einiger Zeit kletterte man auf das Kreuz, holte die Figur herunter, zerbrach sie und verspeiste sie als Sakrament. Der Name dieses Kreuzes war „Baum unseres Lebens oder Fleisches". Aus Indien ist es besonders als Hakenkreuz (Svastika) bekannt, das als Glückssymbol — als das es auch bei vielen anderen Völkern vorkommt — bei religiösen Zeremonien mit Wasser in den Sand gezeichnet, auf den Körper gemalt oder tätowiert oder auf Amuletten getragen wurde. Das Kreuz gehört zu den Sinnbildern Krischnas, wie auch dessen Tempel zu Mathura in Kreuzesform gebaut ist. In Persien erscheint es auf Münzen des baktrischen Königs Hippostratus und vor allem im Mithraismus, stirbt doch Mithras ebenso wie Christus nach einem Abschiedsmahl mit den Seinen den Tod am „Herbstkreuz". Dem Mithrasmysten prangte das Kreuz auf der Stirn, die Gläubigen trugen es auf Händen und Füßen und in die Gewänder eingewebt, die Abendmahlsbrote waren jedes mit dem Kreuz gezeichnet. Auch die Sitte des Sichbekreuzigens stammt aus dem Mithraismus. In Babylon trifft man im Zusammenhang mit dem sterbenden und wiederauferstehenden Erlösergott Marduk wie auch im Tammuzkult darauf, in Ägypten trug das Horuskind auf dem Arme der Gottesmutter Isis ein Kreuz in der Hand. Der Gott Sarapis breitete seine Arme in Kreuz-(T-)form zum Schutz der Seinen aus, was in alter Zeit im ägyptischen Ritual eine Art mystischer Wiedergeburt bedeutete. „Auf einigen Amuletten findet man den Stauros, Kreuzesstamm, des Osiris mit menschlichen Armen dargestellt" (Robertson, bei Feiler, 52). Außerdem fand nach dem Bericht des Epiphanius im Korion, dem Tempel der Kore

(Jungfrau), zu Alexandria alljährlich in der Nacht vom 5. zum 6. Januar eine eigentümliche Feier statt. Man holte dann ein hölzernes Götterbild, das nackt, an der Stirn, den Händen und Knien mit goldenen Kreuzzeichen geschmückt war und auf einer Tragbahre saß, aus einer unterirdischen Kapelle, trug es siebenmal um den inneren Tempel und brachte es dann wieder an seinen Platz zurück. Dabei ließ man den Ruf erschallen: „Zu dieser Stunde gebar heute die Jungfrau den Äon!" (Drews, „Marienmythe", 15). Bei den Juden wurden Schlangenbisse der Dämonen mit dem Kreuz geheilt, Moses breitete ebenso wie Sarapis seine Arme in Kreuzform aus, in Griechenland gehörte das Kreuz zu den Kennzeichen des Dionysos. Dieser trug auch den Beinamen endendros, d. h. „im Baume", er war ein leidender, sterbender und wiederauferstehender Gott. Ferner verkündeten Hermessäulen in der Gestalt eines Kreuzes mit dem Kopfe auf der Spitze, daß auch dieser Heiland gekreuzigt wurde. Plato lehrt im „Timaios", daß sich Gott in der Natur begraben habe, indem er sich, alles nach harmonischen Gesetzen ordnend, in den Weltleib ergoß und seine bzw. die Weltseele in Kreuzesform darüber spannte. Die Weltseele ist der Logos, das „Wort", der, wenn er Fleisch werden soll, den kosmischen Weltprozeß im Fleischesdasein wiederholen, ans Kreuz geschlagen werden und wiederauferstehen muß. Dieser Gedanke, der allen Erlösungsmysterien zugrunde liegt, spielte auch im Gnostizismus eine große Rolle. Damit die Formlosigkeit der unvollkommenen, irdischen Welt sich nicht mehr bemerkbar machen könne, so lehrten die Gnostiker nach einem Bericht des christlichen Gnosisgegners Hippolytus (im 3. Jahrh.), „brachte der Vater selbst einen einzelnen Äon (göttliche Kraft) nachträglich hervor, es war das ‚Kreuz' (oder die Stütze), welches (als Geschöpf) des großen vollkommenen Vaters, groß geschaffen war, um Schutz und Umwandlung der Äonen zu sein, und die Grenzlinie der Pleroma (vollkommenen Welten); es umfaßt die dreißig Äonen, denn es sind diese (30), welche die (göttliche) Schöpfung bilden. Es wird die Grenzlinie genannt, weil es das Mangelhafte (hysterema) vom Vollkommenen (Pleroma) abhält; dann ist es auch der Teilnehmer genannt, weil es an der Mangelhaftigkeit teilnimmt,

und wiederum das Kreuz (Stütze oder Stange), weil es unbeweglich und unveränderlich festgestellt ist, so daß nichts aus der Mangelhaftigkeit bis an die Äonen des Pleromas gelangen kann" (Feiler, 38). Mead kommentiert diese dunklen und schwer verständlichen Sätze im Sinne Platons mit den Worten: „Ein jedes Ding, das aus dem Leben der Äonen hinausgeworfen wird, ist ‚im Raume gekreuzigt' oder vielmehr, das, was sich in demselben verkörpert, verläßt die Unendlichkeit, woselbst es eins mit dem Vater ist, und wird ‚gekreuzigt'. Der Logos nimmt einen Körper an und dieser ist der Kosmos: der Himmelsmensch ist im Raume gekreuzigt. Aber diese Kreuzigung ist keine Schande, keine Ungnade. Das Kreuz ist der Körper des Himmelsmenschen, das Universum, und das Symbol, das die Weisen für dieses Mysterium wählen, ist die Figur des Himmelsmenschen mit ausgebreiteten Armen, wie er sein Leben, seine Liebe und sein Licht auf seine Geschöpfe ausgießt. Er ist die Quelle alles Guten im Weltalle, er ist das fortwährende Selbstopfer" (a. a. O. 39).
In Rom kommt 130 Jahre vor der Zeitrechnung das Kreuz in Vereinigung mit dem Venuszeichen vor, eine Verbindung, die später als Chi und Rho, die griechischen Anfangsbuchstaben des Namens Christus, gedeutet wurde. Das Kreuz schmückte die Brust der Vestalinnen, Augustus, der Jungfrauensohn, trug auf dem Kopf eine Priestermütze, die von einem lateinischen Kreuz überragt wurde, wie aus dem Bild einer erhaltenen Münze des Kaisers hervorgeht, und bereits lange vor dem Christenfreund Konstantin trugen die römischen Legionen das Kreuz auf den Standarten. Auch der Schwur auf das Kreuz geht auf das römische Militärleben zurück. „Sakrament" bedeutet ursprünglich nichts anderes als Eid, speziell Fahneneid. Die Fahne war auch Griechen und Römern heilig und wurde im Lager wie in der Kaserne in einer besonderen Kapelle aufbewahrt. Vor der Fahne legte der Soldat seinen Diensteid ab, und um auch die Heiligkeit des Eides im Zivilleben zu betonen, wurde er häufig im heiligen Bezirk eines Tempels geschworen. Diese Sitte hat das Christentum für seine Anhänger übernommen, indem es sie auf die „Fahne Christi", das Kreuz, schwören ließ, was dann in einem christlichen Zeit-

alter auch auf das profane Rechtsleben übergehen konnte. Auch die dabei gesprochene Formel: „Ich schwöre es, so wahr mir Gott helfe", findet sich in ähnlicher Weise schon im Altertum. Da der oberste Gott Zeus (Jupiter) die Erfüllung des Versprochenen überwachte, schwor man „beim Zeus!", eine Redewendung, die auch wir noch kennen und gelegentlich scherzhafterweise anwenden.

Auf das Vorkommen des Kreuzsymbols im germanischen Kulturraum in vorgeschichtlicher Zeit wurde bereits hingewiesen. Man findet es auf skandinavischen Runengrabsteinen, in Dänemark und Schweden, in Norddeutschland, Gallien, England und Irland. Zum Teil erscheint es noch in der Bedeutung der „Jahr"-Rune und nimmt in der sog. „langen Runenreihe" die Stellung des Jahresteilungszeichens der Sommersonnenwende ein, während es in den Bauernstabkalendern gleichzeitig auch als Symbol für die Wintersonnenwende benutzt wird. In der altgallischen Religion ist es wie im alten Mexiko in der Bedeutung des Lebensbaumes anzutreffen und scheint mit der heidnischen Kommunion auch dort in enger Verbindung gestanden zu haben. Die zum Verzehren getöteten Opfer wurden zuerst im Tempel gekreuzigt. „Noch eine christliche Darstellung im Vatikan läßt das sogenannte Christogramm, den ‚Dorn-Gott', den Herrn des Jahres und der Jahresreihe in Verbindung mit Sonne, Wendekreuz und Lebensbaum erscheinen. Und so enthüllt sich die christliche Grabsymbolik der Katakomben, das Zeichen des ‚Dorn' — P und ‚Jahr'gottes ⚹, des Herrn des † und X Jahres, mit dem Wendekreuz, als Sinnbild der Auferstehung nur als der Ausläufer einer uralten Erkenntnis Gottes, seiner Offenbarung in Zeit und Raum, welche für die Menschheit ewig neu bleiben wird, wie jeder neue Lenz und jedes neugeborene Leben. ... Niemand soll aber mehr den Anspruch erheben, daß die Kirche Roms erst diese seelischen Werte geschaffen habe. Denn schon die Gesamthieroglyphik, die Symbolik des Urchristentums ist restloses Lehngut dieser älteren unsichtbaren Kirche Gottes. *Es gibt keine urchristliche Kultsymbolik:* weder das Kreuz noch das Christogramm oder sonst eins der Heilszeichen des alten Christentums ist ursprünglich, sondern alles sind Ausläufer der nordischen Urreligion,

wie sich jeder an der Hand des Denkmälermaterials... selber überzeugen kann und soll" (Wirth, „Was heißt deutsch?", 57/58). Zum Zeichen einer weltbeherrschenden Priestermacht und -kirche erstarrt, hat das Kreuz im Christentum längst seinen tiefsten Sinn als Symbol des sich stets erneuernden Lebens verloren und ist im Gegenteil zum Sinnbild der Gefangenschaft und Knebelung des Geistes geworden. „Wie herrlich ist die Idee vom kosmischen Kreuze! Ich gebe die ganze historisch genommene Passion dafür! Hunderttausende wurden nicht weniger gemartert als Jesus und trugen diese Qualen nicht weniger erhaben. Wieviele wurden es gerade im Namen Jesu! Die Leidensgeschichte, wie sie heute gelehrt wird, ist nichts Überwältigendes" (Feiler, 47). Wir Deutschen der Gegenwart bekennen uns nicht mehr zum Marterpfahl des Christenkreuzes, sondern haben das urnordische Hakenkreuz als „Gleichnis für alt-neuen Mythus" wieder auf unsere Fahnen geheftet; wir denken dabei nicht mehr an den Sühnopfertod eines historisch nicht nachweisbaren Christus Jesus, sondern „an Volksehre, an Lebensraum, an nationale Freiheit und soziale Gerechtigkeit, an Rassenreinheit und lebenerneuernde Fruchtbarkeit" (Rosenberg, 688).

6. Die Symbole des Lammes und des Fisches

Ebenso wie das Symbol des Kreuzes sind die Sinnbilder des Lammes und des Fisches astralen Ursprungs. Dem am Sternhimmel unter dem Bilde des Orion erscheinenden gekreuzigten und von feindlichen Mächten verhöhnten Logos steht der ebendort gekreuzigte, aber triumphierende Logos im Bilde des Lammes gegenüber. Das Lamm erscheint gekreuzigt, weil es im Schnittpunkt der Äquinoktialbogen liegt, ist jedoch das Zeichen des siegenden Logos, da die Sonne nach Überwindung der Tag- und Nachtgleiche unaufhaltsam zur Höhe emporsteigt. „Die junge Sonne läßt sich nicht beirren und erreicht im Zeichen des Widders (Lammes) die Tag- und Nachtgleiche. Das Sternbild des Lammes ist das Haus der Sonne und wird zum Symbol des nun allen Gefahren entronnenen, seinen Sie-

geslauf über die feindlichen Mächte antretenden Gottes. Das in der Apokalypse gefeierte Lamm ist unüberwindlich, denn von seinem Zeichen an schreitet die Sonne zum Gipfel des Weltberges, wo sie, dem himmlischen Vater am nächsten, verklärt und bezeugt wird und auf zwei Eseln, dem Sternbilde des Krebses, im himmlischen Jerusalem einzieht, um dann ersterbend wieder hinabzusinken" (Feiler, 37). In dieser Bedeutung des gekreuzigten und triumphierenden Gottessohnes findet sich das Lamm in vielen antiken Kulten, so beim Frühlingsfeste der Inder, beim Passahmahl der Juden und bei der jüdischen Sekte der Essener, von Speeren kreuzweise durchbohrt unter dem Pfahle des gehenkten Adonis.

Das Symbol des Fisches geht auf das Sternbild der Fische zurück, durch die das Erlöserkind während der winterlichen Regenzeit wandert. Der Fisch gilt als Sinnbild des Geistigen, als Triumph des Lichts, darum erscheint der Christus auch unter diesem Bilde. Das Osiriskind wurde aus dem Grunde mit einem Fischschwanz abgebildet, ebenso der Erlöserknabe Horus. Bei den Juden war Josua — gleichfalls Erlöser- und Sonnengestalt — der Sohn eines Fisches, in Kanaan lebte seit grauer Vorzeit die Verehrung des Fischgottes Dagon, griechisch Oanes. Im Neuen Testament ist wiederholt vom Fisch, von Fischern und vom Fischzug die Rede, und mit den dazugehörigen Netzen ging die Kirche nicht nur auf Nahrung-, sondern auch auf Menschenfang aus. Die Syrer z. B., die gleichfalls Fische verehrten, gewann man eben unter Zuhilfenahme dieses Symboles dadurch für das Christentum, daß man sie auf den wunderbaren Tatbestand hinwies, daß das griechische Wort für Fisch, „ichthys", die Anfangsbuchstaben der Worte „Jesus Christos theu hyos soter", d. h. „Jesus Christus, Gottes Sohn und Heiland", enthalte. Die Verehrung eines Fisches, erklärte man ihnen, sei also nichts anderes als die Verehrung Christi, nur in anderer Form. Der Fisch wurde dementsprechend in der Frühzeit zum Symbol des Christentums, später jedoch, als die Syrer und anderen Völker hinreichend bekehrt waren und man in den nichtgriechischen Ländern vor allem auch den Sinn des Zeichens nicht verstand, wieder aufgegeben. Im Mittelalter taucht es in der Gralssage wieder auf, Amfortas, der

Hüter des Grals und oberste Eingeweihte der Gralsmysterien, wird als der Fischerkönig bezeichnet. Heute findet man es nur noch ganz selten angewandt; der katholische Theatiner-Verlag in München führt den Fisch zwischen einem A und O (Anfang und Ende) in seinem Verlagszeichen. Der Papst trägt noch heute den sog. Fischerring, einen Siegelring mit dem Bilde des (menschen-)fischenden Petrus.

7. Die Jahresfeste

Das christliche Weihnachtsfest als das „Geburtsfest Christi" oder „Christfest" wurde ursprünglich am Tage der „Erscheinung des Herrn" am 6. Januar gefeiert, seit dem 4. Jahrhundert (354 erstmals gefeiert) aber auf den 25. Dezember, den „Geburtstag Jesu", für den sich im Neuen Testament ein Datum nirgends finden läßt, zurückverlegt. Der Grund dafür waren Rücksichten auf das Heidentum, denn wie die Kirche betonte, geschah diese Verlegung ausdrücklich mit Beziehung auf den Mithraismus, dessen Anhänger den 25. Dezember als den Geburtstag ihres Heilandes, der „unbesiegten Sonne", feierten und denen die Kirche entgegenkommen mußte, wenn sie sie in ihre Reihen hinüberziehen wollte. Darüber hinaus war jedoch auch noch ein zweiter Gesichtspunkt ausschlaggebend. Das Fest der Geburt der Sonne wurde in allen heidnischen Kulten zur Zeit der Wintersonnenwende gefeiert; diese traf um die Wende des dritten und zweiten Jahrtausends v. Zw. auf den 6. Januar, wich im Laufe der Jahrhunderte infolge des Vorrückens der Tag- und Nachtgleiche aber zurück und fiel von etwa 400 bis 300 v. Zw. auf den 24./25. Dezember, so daß man sich auch aus diesem Grunde für die Verlegung des Festes entscheiden mußte. „Um die Mitternacht vom 24. auf den 25. Dezember, wo die Sonne im Tierkreiszeichen des Steinbocks durch den tiefsten Punkt ihres Jahreslaufes im unteren Meridian hindurchging, stieg im Osten das Sternbild der Jungfrau empor. Ihr Aufgang am Himmel bezeichnete den Vorgang, der sich auf der den Menschen entgegengesetzten Seite des Himmels abspielte. Man las ihn so-

zusagen hiervon ab: in dem Augenblick, wo die himmlische Jungfrau ihre Füße auf den Horizont setzte, wußte man, daß nunmehr das feierliche Ereignis sich vollzogen habe, die Sonne wieder aufwärts stieg und damit der Welt ein neues Leben bescheren werde. Der Durchgang der Sonne durch den unteren Meridian um die Mitternacht der Wintersonnenwende und der Aufstieg des Sternbildes der Jungfrau standen mithin in der engsten Beziehung zueinander. Beide Vorgänge bildeten sozusagen nur einen einzigen, wobei für den Beschauer das Emporkommen der Jungfrau am Himmel das Zeichen bildete für die Neugeburt des Sonnenknäbleins. So betrachtete man jene als die Mutter der Sonne und ließ in diesem Sinne den Weltheiland von einer ‚Jungfrau' geboren werden, die nichtsdestoweniger für die himmlische Mutter, die Götter- und Weltenmutter angesehen wurde" (Drews, „Marienmythe", 17/18).

Die Geburt des Erlöser- oder des neuen Jahrgottes als die Geburt der Sonne wurde in allen alten Religionen zur Wintersonnenwende in Beziehung gebracht. Schon die Jahreszählung der Sumerer fing mit dem Tag der Wintersonnenwende an, in Ägypten wurde alljährlich um diese Zeit der Sonnengott Horus, der Sohn der Jungfrau Isis, im Augenblick des Erscheinens des Sternbildes der Jungfrau am Himmel als geboren im Tempel dargestellt, und das gleiche gilt von Helios, dem zu Ehren in der Nacht vom 24. zum 25. Dezember in Alexandria ein Fest gefeiert wurde, bei dem man sich in einem unterirdischen Gemach versammelte, um die Mitternachtsstunde feierliche Handlungen vornahm und bei Tagesanbruch das Heiligtum unter Vorantragen des Bildes eines Knäbleins verließ, um, sobald die Strahlen der aufgehenden Sonne auf den Festzug fielen, in den Ruf auszubrechen: „Die Jungfrau hat geboren, das Licht wird zunehmen!" Man denke an die ganz ähnliche Feier der katholischen Christmette um Mitternacht des 24. Dezembers!

Auch bei den Germanen begann das neue Jahr zur Zeit der Wintersonnenwende, mit dem Julfest, mit dem die zwölf heiligen Nächte ihren Anfang nahmen. „Ze den wihen nachten", d. h. zu den heiligen Nächten, sagte man noch im 13. Jahr-

hundert. Von den Angelsachsen ist es ausdrücklich durch das Zeugnis Bedas belegt, der von ihnen schreibt: „Die heidnischen Angelsachsen begannen ihr Jahr mit dem 25. Dezember und beginnen die erste Nacht, die Mutternacht, mit abergläubischen Gebräuchen“ (Schlender, 203). Auch der Weihnachtsbaum, der erstmals im 17. Jahrhundert in Deutschland nachweisbar ist, sich aber erst im 19. Jahrhundert voll einbürgerte, geht auf germanische Bräuche zurück, denn auch beim germanischen Julfest wurde Tannengrün bereits als Schmuck verwendet.
Der alte Wintersonnwendtag, der 6. Januar, der durch uralte Überlieferung geheiligt war, wurde im katholischen Christentum unter dem Namen des Epiphanientages (griech. epiphaneia = Erscheinung) zum „geistigen“ Geburtstag Christi zur Erinnerung an die Taufe Jesu. Die griechische Kirche dagegen feiert noch heute an diesem Tage die Geburt des christlichen Heilands.
Das Osterfest verrät schon durch seinen Namen den heidnischen Ursprung; denn dieser geht auf die altgermanische Frühlingsgöttin Ostara zurück, die in England als Eostre bezeugt ist. Ostern war das heidnische Frühlingsfest, in dem die Auferstehung der Natur gefeiert wurde. Das nach dem Norden kommende Christentum machte es sich zunutze, indem es die Passion damit in Zusammenhang brachte und ihm vorschaltete. „Erst nach der Überwindung des Karfreitagdunkels triumphiert der lichte Auferstehungsgedanke“ im Christentum. Der heidnische Name aber ist geblieben, und ebensowenig konnten die mit dem Ostarafest verbundenen heidnischen Bräuche ausgerottet werden: das Osterfeuer oder die Winterverbrennung, die noch heute an manchen Orten begangen wird, der Osterhase und seine bunten Eier, die germanische Frühlings- und Fruchtbarkeitssymbole darstellen, die Flurumgänge, Flursegen usw.
Von einer germanischen Feier der Sommersonnenwende berichten die Quellen fast nichts; die mit ihr in Zusammenhang stehenden Volksbräuche sind jedoch noch so lebendig und einheitlich nachweisbar, daß man auch für diesen Tag ein ehemaliges germanisches Fest vermuten darf. Als Sinnbild der in ihrem Höhepunkt stehenden Sonne flammten die Sonnwend-

feuer auf, man rollte mit Stroh umflochtene hölzerne Räder von den Bergen brennend zu Tal und umtanzte die Sonnwendfeuer. Auch hatte das Wasser, das man an diesem Tage vor Sonnenaufgang schweigend schöpfte, besondere wunderbare Kräfte, ebenso die Blumen und Gräser, die zu dieser Zeit am stärksten duften. Die Träume der Mittsommernächte haben tiefe Bedeutung und weisen in die Zukunft. „Die arktisch-atlantische Menschheit feierte in der Sommersonnenwende den Jahreslichtgott auf der höchsten Höhe seines Standes. Er senkt die Arme noch nicht, er erhebt sie aber auch nicht mehr. Die beiden Jahreshälften stoßen in ihm zusammen. Er ist der Zwiefache (Tuisco). ... In die Festfreude mischt sich schon ein ernster dunkler Ton. Von morgen an wird der Jahreslichtgott die Arme wieder senken, und der Kampf des nordischen Menschen mit den Elementen, mit dem Reifriesen, mit Niflheim, dieser ‚Riesen'-Kampf der Pflicht, beginnt von neuem" (Bergmann, „Nationalkirche", 389). Das Christentum hat dem Sommersonnwendfest verständnislos gegenübergestanden und mit Einsatz aller kirchlichen und staatlichen Mittel einen erbitterten Kampf dagegen und die dabei geübten Bräuche geführt. Als es der Kirche trotzdem nicht gelang, das Fest auszurotten, machte sie einen kirchlichen Feiertag daraus und legte den Geburtstag Johannes des Täufers auf dieses Datum. Bereits seit Anfang des 6. Jahrhunderts wurde der „Johannistag" von der Kirche gefeiert, seine Bedeutung verdankte er aber sowohl zu dieser Zeit wie auch später noch ausschließlich der Beliebtheit des heidnischen Festes. Und die heidnischen Bräuche sind auch dem Johannistag geblieben. So wie man früher die „Minne" eines Gottes getrunken hatte, so trank man nun in christlicher Zeit den „Johannissegen" oder die „Johannisminne". „Dieses ‚Minnetrinken' und Glücktrinken zu St. Johannis Baptistae, für St. Martin und St. Stephan, sind alles uralte Bräuche. Der fromme katholische Johann Nepomuk Sepp sagt: ‚Der Kelch Christi ist von Rom dem Laien vorenthalten worden, den alten Heidenkelch hat sich aber das Volk nicht nehmen lassen'" (Rosenberg, 164).

Werfen wir zum Schluß noch einen Blick auf die Wochentage und ihre Namen, so bietet sich uns noch einmal dasselbe Bild

des stärksten Einflusses des Heidentums auf das Christentum und des zähesten Fortlebens der heidnischen Namen und Bräuche. Am bezeichnendsten ist dafür der Umstand, daß heute nicht der jüdisch-babylonische Sabbath als heiliger Tag der Woche gilt, was bei dem aus dem Judentum hervorgegangenen Christentum doch sehr nahe läge, sondern der dem Sonnengotte Mithras und auch den Germanen geheiligte Sonntag. Bis ins 2. Jahrhundert feierte die christliche Kirche noch den Sabbath, dann aber mußte sie sich auch in diesem Falle zu Konzessionen an das Heidentum entschließen und die Sonntagsheiligung einführen. Der Kirchenvater Tertullian mußte um die Wende des 2. und 3. Jahrhunderts noch große dialektische Künste aufwenden, um diese Einführung gegen den Vorwurf, Sonnendienst zu treiben, zu verteidigen. In Germanien war der Sonntag wahrscheinlich der noch vor dem Donnerstag bevorzugte eigentliche Freudentag der Woche, an dem man an den Versammlungsplätzen zusammenkam, sich mit Spiel und sonstiger Kurzweil ergötzte oder auch hörte, „was die Ältesten zu sagen und zu mahnen hatten, oder was Sänger und Musikanten, Gelehrte und Weitgereiste, Sachverständige und jedermann vortragen wollten" (Teudt, 99).

Die übrigen Wochentage und ihre Namen bedürfen kaum einer Erklärung: der Montag steht unter der Herrschaft des Mondes, er ist der Mondtag, lateinisch luna, daher im Französischen lundi (ital. lunedi); der Dienstag ist der Diu- oder Ziustag und war dem obersten Gotte Ziu in seiner Eigenschaft als Thing- und Gerichtsgott heilig, daher ursprünglich auch Dingstag genannt; in Rom entsprach ihm Mars, weshalb dieser Tag in den romanischen Sprachen Marstag (mardi, martedi) heißt. Der Mittwoch, dessen Name einen Kompromiß darstellt, war bei den Germanen der Wotanstag (romanisch Merkurstag), der Donnerstag ist der Tag Donars oder Thors, in Süddeutschland hieß er ursprünglich Donaresdach, in Norddeutschland Donresdach, bei den Angelsachsen Thunresdaeg (heute engl. Thursday), im Norden Thorsdagr. Der Freitag war der Göttin Freia (Frija, Frigg), der Gattin Wotans, geweiht, deren Verehrung besonders bei den norddeutschen Stämmen, aber auch sonst überall, entwickelt war; im Süden

entspricht ihm der „dies Veneris", der Venustag (vendredi, venerdi). Der Samstag, der in dieser Form seines Namens auf den Sabbath zurückgeht, hieß ursprünglich Saiters-, d. h. Saturnstag (engl. noch heute Saturday, niederländisch Zaterdag); der Saturn, der den Germanen bekannt war, war vielleicht neben dem Sirius der Stern des Gottes Loki. Der Samstag hat sich nur in den katholischen Gegenden Deutschlands bis heute lebendig erhalten, während sich im protestantischen Norden der Sonnabend (Vorabend des Sonntags) einbürgerte, der jetzt immer weiter um sich greift und mit der Zeit vielleicht der allein gebräuchliche werden wird. Die romanischen Sprachen haben hier im Gegensatz zu den übrigen Tagen den christlich-jüdischen Namen (samedi, sabato) beibehalten. Abschließend können wir feststellen, daß also nicht nur in den christlichen Lehren, Kulthandlungen und Symbolen, sondern auch in den „christlichen" Festen und den dabei geübten Bräuchen uraltes Erbgut unserer Vorväter und des vorchristlichen Gesamtaltertums ganz allgemein offen zutage liegt und bis zum heutigen Tage weiterlebt und -wirkt.

IX. DAS JENSEITS

1. Jenseits und Gericht

Die Frage: was geschieht nach dem Tode? stellte sich der Mensch seit uralten Zeiten, und im Zusammenhang mit dieser Frage und damit verbundenen Unsterblichkeitsideen taucht überall in den alten Religionen der Gedanke an ein Jenseits und ein in diesem Jenseits stattfindendes Gericht auf, nach dem der Mensch entweder die „Gefilde der Seligen" betreten oder in eine „Hölle" hinabgestoßen werden wird, aus der es für ihn kein Entrinnen mehr gibt und in der er die entsetzlichsten Qualen zu erdulden hat. Überall wurde im Altertum über diese „letzten Dinge" nachgegrübelt, und man kam dabei zu Ergebnissen und Hypothesen, die wie in allen Fällen so auch

hier die intensivsten Einwirkungen vorchristlichen Gedankenguts auf die christliche Religion erkennen lassen.
Schon im alten Sumer glaubte man an ein Weiterleben nach dem Tode und stellte sich das Leben im Jenseits nicht viel anders vor als das irdische. Der Gedanke der Vergeltung spielte dabei eine entscheidende Rolle. So wie die Götter auf Erden schon Gutes belohnten und Böses bestraften, so würden die Menschen auch im Jenseits je nach ihrer Würdigkeit verschieden behandelt werden, nahm man an. Und die Entscheidung über Lohn oder Strafe dachte man sich in einem Gericht vor sich gehend, dem die Seele bei ihrem Eintritt in die Unterwelt unterworfen wurde. Dieses Gericht bildete auch im ägyptischen Totenglauben den Höhepunkt und Scheideweg. So wie einst die Götter über Osiris in der Halle von Heliopolis getagt und ihm durch ihren Schiedsspruch Rechtfertigung hatten zuteil werden lassen, so richtete nun Osiris über den Verstorbenen. Vor ihm und 42 weiteren Totenrichtern (nach der Zahl der Provinzen) mußte er sein Bekenntnis ablegen und sich rechtfertigen, was merkwürdigerweise in der Form geschah, daß er angeben mußte, was er an Bösem *nicht* getan hatte. Von dem Gotte Anubis wurde dabei sein Herz auf eine Waage gelegt und gegen das Ideal des Rechts und der Wahrhaftigkeit abgewogen.
Im Judentum gingen wilde Phantasien über den „Tag des Zorns" und das Jüngste Gericht um, da Jahve die Bücher auftun und Recht sprechen werde. Es sollte ein finsterer und furchtbarer Tag werden. „Wie du getan hast, soll dir wieder geschehen; und wie du verdient hast, so soll dir's wieder auf deinen Kopf kommen" (Obadja, 15). „Denn siehe, es kommt ein Tag, der brennen soll wie ein Ofen; da werden alle Verächter und Gottlosen Stroh sein, und der künftige Tag wird sie anzünden, spricht der Herr Zebaoth, und wird ihnen weder Wurzel noch Zweige lassen" (Maleachi 3, 19). In Persien nahmen die eschatologischen Ideen in der Religion Zarathustras einen nicht minder breiten Raum ein. Immer wieder ist von der „letzten Wende", der „großen Entscheidung" oder dem „Wunderbargestalten des Lebens" die Rede, von dem großen Gericht, das dem Anbruch des Gottesreiches voraufgeht. Die

großen Reichtum besitzende Urti, die Verkörperung des Schicksals, verteilt dabei die Geschicke, Heil den Frommen, Pein den Bösewichten und Betrügern. Im jüngeren Avesta besteht das Tribunal aus drei Gottheiten, Mithras, Srauscha und Raschnu, von denen der letztere die Taten der Verstorbenen auf einer goldenen Waage abwägt. Über eine Brücke, dünn wie ein Haar und scharf wie ein Schwert, gelangen dann die Seligen mit Zarathustra ins Paradies, während die Verdammten von ihr in die Hölle hinabstürzen.
Auch nach der griechischen Religion mußte der Tote vor ein Gericht in der Unterwelt treten, wo ihm von Pluton und einer Reihe von Mitrichtern das Urteil gesprochen wurde, und wenn die Qualen, die dem Übeltäter danach drohten, auch nicht ganz den Wahnsinn christlicher Höllenmartern erreichten, so ist es doch nicht in vollem Umfang richtig, wenn gesagt wird, daß „von Höllenqualen der Seelen nichts berichtet" werde (Lamer, 242), wie wir noch sehen werden. Auch Griechenland trug zu diesen Phantasien bei. Über die germanischen Jenseitsvorstellungen schreibt Kummer: „Im germanischen Glauben hat es nie ein Jenseits in unserem Sinne gegeben, nie eine Teilung der Welt in hier und drüben. Es gibt auch in der Spätzeit nur den Kreis des Lebens, der auch die im Frieden der Sippe geborgenen Toten mitumfaßt, und die tote Umwelt dieses Lebenskreises, in der der Wiedergänger, die lebende Leiche, neben dem Neiding, dem Fried- und Heimatlosen steht, — und die schließlich Odin zum Herrn gewinnt, der im Verein mit den Toten ... die Helden bedrängt, die nur an ihre eigene Macht und Stärke glauben" (158). Auch diese Feststellung bedarf gewisser Einschränkungen, denn wenn die germanische Anschauung von der Welt auch nicht auf einem scharfen Dualismus zwischen Diesseits und Jenseits beruhte, so scheint Teudt doch recht zu behalten, wenn er im Hinblick auf die Germanen bemerkt: „Vorstellungen von Himmel und Hölle (Hölle nur als Unterwelt, nicht als Strafort gedacht) waren, wenn auch in mannigfacher Abwandlung, Gemeingut der alten Völker (Hel)" (292). Daß der Germane allerdings frei war von dem Blutrausch christlicher Höllenorgiastik, bedarf keines Hinweises, sondern steht einwandfrei fest.

Verfolgen wir nun die Wege der Seligen und Verdammten in den alten Religionen genauer. Wir werden sehen, daß es ihnen ganz wie den Anhängern des Christentums ergeht.
Die eschatologischen Vorstellungen der Juden stammen aus Babylonien; von dorther kam die Paradies-Sage. Das geht u. a. auch aus dem Umstand hervor, daß die Bibel das Paradies in die Gegend zwischen Euphrat und Tigris, also nach Babylonien, verlegt. In der babylonischen Sage lehrt Aion den Menschen den Genuß der Baumfrüchte, durch den er zum Abfall von Gott verführt wird. Das erste Menschenpaar heißt Adaga und Ea, woraus im Alten Testament Adam und Eva wurde. Der Babylonier stellte sich das Paradies als einen Ort vor, wo die Frommen „klares Wasser trinken", im Gegensatz zu einem Ort des Dürstens, an den die Sünder verbannt wurden. Das Wort „Paradies" selbst ist über das Griechische aus dem Persischen ins Christentum und zu uns gelangt. Persisch pairi daeza heißt „runde Einfassung", im übertragenen Sinne Gehege, Park. Persische Reiche unterhielten zu ihrem Vergnügen solche „Paradiese", große Parks mit Jagdtieren, und von ihnen übernahmen die Griechen und Römer diese Anlagen. In der Religion Zarathustras dachte sich der Gläubige den Himmel als die Stätte eines freudenvollen langen Lebens, als das gute, kraftvolle, sonnengleiche und sich nicht mindernde Reich, das Ormuzd aufrichten werde. Gerechtigkeit, gute Herrschaft, Gesundheit und Nichtsterben sollten dort über alle Anfechtungen des in Ahriman verkörperten bösen Prinzips hinaus ewig bestehen, Ahriman und sein Gefolge sollten durch Ormuzd und die Amahrspands, die guten Genien, besiegt und unschädlich gemacht werden. Das war dann der Anbruch des Tausendjährigen Reiches, in dem ewiger Friede und Freude herrschten. Im Mithraismus wandert die Seele unter Führung des Gottes durch die sieben Sphären des Himmels, vor deren jeder ein Hund des Ormuzd als Wächter steht, den nur der Mithrasmyste durch geheime Formeln zu bändigen weiß. Bei jedem Planeten muß sich die Seele einer Leidenschaft entkleiden; dem Mond hinterläßt sie die Eßlust, dem Merkur

die Habsucht, der Venus die Erotik, dem Mars den kriegerischen Mut, Jupiter den Ehrgeiz, Saturn die Trägheit. In der achten Sphäre lebt sie dann endlich begierdelos im Verein mit den Göttern.

Der vedische Inder dachte sich den Himmel als die Welt des unerschöpflichen Lichtes, als die unvergängliche Welt der Unsterblichkeit. „Wo man nach Lust sich bewegt, am dreifachen Firmament, an des Himmels dreifachem Himmel, wo die Lichtwelten sind, dort mache mich unsterblich", heißt es in einem Gebet im Rigveda an Indra (Oldenberg, 531). Ewige Freuden und Wonnen erwarteten dort den Menschen, die Seligen „haben die Krankheit ihres Leibes hinter sich gelassen; sie sind nicht lahm, nicht krumm von Gliedern", sondern zechen bei Gesang und Flötenspiel mit den Göttern. „Alles in diesem Brahmanenhimmel", bemerkt Oldenberg (532), „trägt den Charakter trägen, übersinnlich-sinnlichen Genießens", und er weist die Ansicht einer „tiefgeistigen Auffassung des zukünftigen Lebens" in dieser Religion zurück. Seine Meinung wird bestätigt, wenn man etwa eine spätere Stelle aus dem Padmapurâna über den Zustand der Seligen im Himmel heranzieht, in der es u. a. heißt: „Hier werden von Gandharvenjungfrauen (Geliebte der himmlischen Musiker) herrliche Lieder gesungen, dort tanzen schöngeformte Apsarasen („Kurtisanen des Himmels"), hier schallt der liebliche Klang der Lauten und anderer Instrumente, dort strömt ein Blumenregen herab und wehen kühlende Lüftchen; hier sind kühlwasserige Trinkplätze, dort Speisehäuser, dort beten Götter und Gandharven heilige Hymnen. Überall sind Teiche, mit blühendem Lotos geschmückt, schattige Bäume, blühende Vanjulas und andere Schlingpflanzen. Diesen mit allen Wonnen begabten Weg wandeln die tugendhaften Menschen. Einige kommen zu Roß, mit vielerlei Zieraten geschmückt, das Haupt von weißstäbigen Sonnenschirmen geschützt. Einige kommen auf Elefanten, andere auf Wagen, andere in Sänften voll Freude zur Behausung Yamas (dem König des Himmels). Einige Sterbliche kommen gefächelt vom Wehen der von Götterjungfrauenhänden getragenen Fächerwedel und von den Gottweisen gepriesen. Einige Tugendhafte gehen zum Palaste

Yamas, göttliche Kleider tragend, von Kränzen und wohlriechenden Salben verschönt und Betel genießend. Einige kommen zur Wohnung des Todesgottes, mit dem Glanze ihrer Körper die zehn Weltgegenden erleuchtend und schimmernde Paläste bewohnend. Einige Edle kommen, himmlische Milch trinkend, andere wandeln, Nektar schlürfend, dieses Weges" (Glasenapp, „Hinduismus", 246/247).
Nicht ganz so schlaraffenhaft, aber doch auch nicht viel weniger tatenlos „selig" malten sich die Griechen ihren Himmel aus. Die Sage von einem goldenen Zeitalter, auf die wir bei den Persern stoßen, woher sie die Juden übernahmen, ist auch in Griechenland anzutreffen. Ebenso wie das biblische verschlechterte es sich immer mehr und artete schließlich in sittlichen Verfall, Habgier, Krieg und Verbrechen aus. Als die „Insel der Seligen" bezeichneten die Griechen Elysium, das sie sich im Westen der bewohnten Erde dachten. Schiller beschreibt in seiner Abhandlung „Über naive und sentimentalische Dichtung" den Zustand der Bewohner Elysiums mit den Worten: Elysium „ist der Begriff eines völlig aufgelösten Kampfes sowohl in den einzelnen Menschen, als in der Gesellschaft, einer freien Vereinigung der Neigungen mit dem Gesetze, einer zur höchsten sittlichen Würde hinaufgeläuterten Natur. ... Ruhe wäre also der herrschende Eindruck dieses Zustandes, aber Ruhe der Vollendung, nicht der Trägheit; eine Ruhe, die aus dem Gleichgewicht, nicht aus dem Stillstand der Kräfte, die aus der Fülle, nicht aus der Leerheit fließt, und von dem Gefühl eines unendlichen Vermögens begleitet wird" (Werke, hrg. von Güntter und Witkowski, XVII, 542).
Homer kennt zwar einen Himmel, aber nur für die Götter; den Menschen ließ die homerische Religion ohne Tröstungen im Diesseits wie im Jenseits, ein Hauptgrund mit, daß sie schließlich durch die aus dem Osten kommenden Mysterienkulte abgelöst und überwunden wurde, die alle ihren Anhängern ein seliges Leben nach dem Tode, wenn auch erst nach langen Riten und Weihungen, nicht wie im Christentum sofort, wenn der Sünder nur bereut, versprachen. Allerdings auch nur ihren Anhängern, die Nichteingeweihten wurden verdammt, genau wie in der christlichen Religion. „Da finden wir also

zum ersten Male im Hades selbst unterschieden zwischen Geweihten und Uneingeweihten, Seligen und Unseligen, solchen, die belohnt und solchen, die bestraft werden. Wer geweiht ist, wird selig werden, wer nicht geweiht ist, wird nicht selig werden. So verkündet die seligmachende Kirche von Eleusis" (A. Dieterich, bei Feiler, 21). Nicht anders lehrten die Orphiker. Wie man sich den Himmel dachte, davon kann man sich nach den Worten Pindars (um 518—442 v. Zw.) eine Vorstellung machen, der das „Los der Seligen" schon auf ganz christliche Weise beschreibt, indem er sagt: „Kein Schmerz, keine Last drückt sie mehr; sie brauchen nicht mehr um armseligen Gewinn tief im Staube wühlen, nicht mühsam durch Meer und Sturm lenken ihren Kiel. Sie ruhn, Göttern gleich, Göttern lieb; o glücksel'ges Dasein: *erlöst* finden sie den Lohn ihrer Treue" (Gizycki, 807).

Ebenso charakterisieren die römischen Dichter und Philosophen den Himmel. Vergil (70—19 v. Zw.) bezeichnet ihn als „Sitz der Lust", als „Wohnung seliger Freude". „Prächtiger kleidet der Äther mit Purpurlicht die Gefilde, eigene Sonn' erblicken sie dort und eigene Sterne" („Aeneis", 6. Ges.; a. a. O. 814). Allerdings kennt Vergil nicht nur das tatenlos-träge Schmausen und Festefeiern im Jenseits, sondern nähert sich bereits germanischen Vorstellungen, wenn er an anderer Stelle sagt: „Das Vergnügen an Wagen und Waffen, das sie im Leben gefühlt, und die Sorge, womit sie die prächtigen Rosse gepflegt, sie folgen den Ruhenden unter die Erde." Wer „kämpfend für Heimat, Wunden davontrug", *der* erscheint dort, „die Schläf' umwunden mit schneeweißschimmernden Binden" (a. a. O. 815). Bei Cicero (106—43 v. Zw.) findet sich die typisch christliche, ihrer Herkunft nach aber orphisch-platonische Wendung: „Das, was ihr Leben nennt, ist in Wahrheit der Tod" („Vom Staate", VI; a. a. O. 808). Genau so Seneca (4 v.—65 n. Zw.), der erklärt, daß dem Grabe das Schlechteste am Menschen anvertraut werde, „Gebein und Asche, was ebensowenig Teile von ihm sind, wie Kleider und andere Körperhüllen. Unversehrt und nichts auf Erden zurücklassend ist er entflohen und ganz von hier geschieden, und wenn er ein Weilchen über uns geweilt haben wird, bis er geläutert ist und

die ihm anhangenden Gebrechen und allen Wust des sterblichen Lebens abgestreift hat (Fegefeuer!), so wandelt er dann, zu den höheren Regionen erhoben, unter seligen Geistern, unter Verächtern des Lebens und durch des Todes Wohltat Befreiten" (Trostschrift an Marcia, XXV; a. a. O. 810). Lukian (125 bis 180 n. Zw.) endlich beschreibt das heidnisch-römische Zion auf folgende biblische Weise: „Die ganze Stadt ist von gediegenem Golde und ihre Ringmauern von Smaragden. Jedes ihrer sieben Tore ist aus einem einzigen Zimmetbaum gearbeitet; der ganze Boden der Stadt und das Pflaster aller Plätze und Gassen in derselben ist von Elfenbein; die Tempel aller Götter sind aus Quaderstücken von Beryll erbaut und die Altäre aus einem einzigen Amethyst. Rings um die Stadt fließt ein Strom des schönsten Rosenöls. ... Ihre Bäder sind herrliche Gebäude aus Kristall, sie werden mit Zimmet geheizt, und statt gemeinen Wassers werden die Badewannen mit warmem Tau gefüllt" usw. („Wahre Geschichte", II, 4; a. a. O. 811 bis 812). Das Leben der Bewohner der Stadt ist ganz auf die pompöse Umgebung abgestimmt und steht unter demselben Motto wie jenes, das sich der römische Orphiker Vincentius und seine Gemahlin Fibia im Jenseits vorgaukelten, und das kurz und bündig lautet: „Iß, trink und treibe Kurzweil". So ist es in dem Grabmal zu lesen, das Vincentius seiner verstorbenen Frau in Rom errichtete, und dessen Bilder beide bei Fisch, Gänsebraten und Würfelspiel zeigen.

Demgegenüber wird der germanische „Himmel", Walhall, wesentlich herber und strenger gezeichnet. Auch hier geht es zwar prächtig zu, aber es ist nicht der Flimmer rosenduftender Schlemmersalons, der Walhall erfüllt, sondern der stählerne Glanz des Krieges und der Schlacht. Das Dach ist mit Schilden gedeckt, Speerschäfte bilden die Balken der Halle, Panzerhemden decken die Bänke. Walhall, von einer heiligen Mauer und dem Haine Glasir, dessen Bäume goldene Blätter tragen, umgeben, hat 540 Türen, durch deren jede täglich 800 Krieger aus- und eingehen. Das ruhmreiche Heldenleben auf Erden findet hier seine Fortsetzung, täglich üben sich die Recken im Kampf, jeden Morgen weckt der Hahn der Götter die Einherier, die auserlesenen Krieger Odins, und sie ziehen hinaus,

bekämpfen und töten sich gegenseitig. In diesem Punkte unterscheidet sich Walhall eben doch grundsätzlich von allen Himmeln anderer Religionen. Auch „alle Pracht der Poesie hat es nicht vermocht, in diesem Trostbild für vornehme Herren den Untergrund ganz zu verdecken, der Verwesung und Grab ist und die Friedlosigkeit lebender Leichen. Denn die Einherier, die sich täglich neu zerfleischen und totschlagen im brudermörderischen Kampf, dessen Sinnlosigkeit durch die Erklärung einer Übung für den Endkampf geadelt wird, sind tatsächlich keine ‚seligen' Toten" (Kummer, 161). Von einem Himmel im christlichen Sinne, einem jenseitigen Schlaraffenland, wußte der Germane nichts, dafür mußte er erst durch die Einimpfung der christlichen Erlösungssehnsucht „prädisponiert" werden.

3. Die Hölle

Die antiken Höllen und Unterwelten geben der christlichen an Furchtbarkeit z. T. nicht viel nach. Der Babylonier dachte sich die Unterwelt als die „finstere Wohnung", das „ferne Land", als das „Land ohne Heimkehr", in dem die Seele ein Schattendasein führte. In Assyrien steigt Ischtar hinab „zu dem Hause der Finsternis, der Wohnung des Gottes Irkalla, zu dem Hause, dessen Eingang ist ohne Ausgang, zu der Straße, deren Bahn sich nimmer zurückwendet, zu dem Hause, dessen Bewohner sich sehnen nach Licht, dem Ort, da Staub ihre Nahrung und ihre Speise Kot" (Gizycki, 788). In dem ägyptischen „Buch über die Unterwelt" wird erzählt, daß die Verdammten in einem Feuermeer, dessen Gluten von dem Schlangenungeheuer Apophis und bösen Geistern, die glühendes Gift speien, unterhalten werden, ewige Strafen erdulden müssen. „Unsere ganze Vorstellung der Hölle und der Höllenqualen ist, wie man jetzt weiß, aus der altägyptischen Religion übernommen. Dantes Inferno ist auf uralten ägyptischen Denkmälern genau abgebildet. Interessanter noch ist die Tatsache, daß auch die Vorstellung des opera supererogationis, des Gnadenschatzes, durch welchen Seelen aus dem Fegefeuer (auch ein ägyptisches

Erbe!) erlöst werden können, ebenfalls uraltes ägyptisches Gut ist. Die Totenmessen und die Gebete für Verstorbene, die heute eine so große Rolle in der römischen Kirche spielen, bestanden in buchstäblich derselben Form etliche Jahrtausende vor Christus. Auch auf den Grabsteinen las man wie heute: ‚O, ihr Lebenden auf Erden, wenn ihr an diesem Grabe vorbeigeht, sprecht ein andächtiges Gebet für die Seele des Verstorbenen N. N.'" (Chamberlain, 599, Anm. 1).

Aber nicht nur Ägypten hat bei der christlichen Hölle Pate gestanden. Auch das Reich Ahrimans hat seinen Beitrag geliefert, der dumpfe, dunkle, unter der Erde gelegene Abgrund Duzak, der mit allen Schrecken, die nur Menschengehirne erdenken können, angefüllt ist, und nicht minder die jüdische Gehenna, die eigentliche Hölle des Judentums, deren Begriff nach der Rückkehr aus der babylonischen Gefangenschaft entwickelt wurde. In dieser Zeit wurde die ursprünglich lediglich als Schattenreich vorgestellte Unterwelt, das Scheol, mit dem noch keine Vorstellung von Strafe verknüpft war, in zwei Abteilungen aufgeteilt, das Paradies für die Guten und die Gehenna für die Bösen und Verdammten. Wo im Alten Testament von der Hölle die Rede ist, ist stets das ewige Feuer der Gehenna gemeint. Nur an einzelnen Stellen trifft man noch auf die ältere Auffassung der Unterwelt als „Land der Finsternis und des Dunkels", als Land, „da es stockfinster ist und da keine Ordnung ist", wie es bei Hiob (10, 21. 22) heißt.

Die altindische Literatur kennt Höllen aller Art. In vedischer Zeit waren derartige Qualvorstellungen zwar noch nicht voll ausgebildet, immerhin gibt aber der Atharvaveda, der in Blutströmen sitzende, sein eigenes Haar verzehrende Sünder, die auf Erden einen Brahmanen beleidigt haben, vorführt, bereits einen Vorgeschmack von den Höllengemälden der späteren Zeit. Und selbst im Rigveda können einige Zeugnisse für den Höllenglauben „nicht ohne Gewaltsamkeit beseitigt werden" (Oldenberg, 538). Indra schleudert hier die Missetäter in den Kerker, in „haltloses Dunkel", aus dem keiner zurückkehrt. „Unter den drei Erden allen soll er wohnen, ... der bei Tage und der bei Nacht Trug gegen uns sinnt", heißt es darin (a. a. O. 539). In den Purânas wird die Schrecklichkeit der Hölle

dann mit „echt orientalischer Phantasie“ ausgemalt. Nach den Upapurânas geht es z. B. folgendermaßen in ihr zu: „Lodernde Feuersflut, siedender Boden und Sand in rötlicher Glut, feurige Kieselstein', heißsprüh'nder Wasserstrahl, glühender Kohlenhauf' und geschmolzener Stahl, Winde wehend mit heißlohem Flammenhauch, ... Hügel, von Schlangen bewohnt, und unnahbar steil. ... Nackt, mit fliegendem Haar, wie Gespenster im Traum, gehn dort die Frevler mit trocknem Hals, Mund und Gaum'. Einige hager, von strömendem Blut überflossen, andere wieder ringsum mit Kot übergossen; andere schluchzen, die Augen von Tränen getrübt, jammernd über die Taten, die sie verübt“ (Gizycki, 789). Nach dem Mârkandeya-Purâna laufen die Sünder in der Hölle Raurava auf glühenden Kohlen, in der Hölle Mahâraurava rollen sie auf heißem Kupfer umher und werden von eklem Getier benagt. In Tamas ist es eiskalt; zähneklappernd, hungernd und dürstend tasten sich dort die Verdammten durch die Finsternis und bringen sich gegenseitig Wunden bei. In Nikrintana werden sie auf einem sich drehenden Rade in tausend Stücke zerschnitten, die sich immer wieder von selbst zusammensetzen, in anderen Höllen werden die Verurteilten auf Brunnenrädern gefoltert, in Kesseln mit Öl gekocht, von schrecklichen Geiern und Hunden zerfleischt, von Schwertern, die von Bäumen fallen, durchbohrt, und was dergleichen Delirienphantasien mehr sind.

In Griechenland führte Hermes als Hermes psychopompos die Seelen in den Hades, einen freudlosen, schaurig-düsteren Raum unter der Erde, wo sie stumpfsinnig, ohne Erinnerung an die Freuden des irdischen Lebens dahinwesten. Die Qualen des Tantalus, der das Vertrauen der Götter mißbrauchte und ihre Geheimnisse verriet, in Homers „Odyssee“ sind allgemein bekannt. Von Durst gepeinigt steht er in einem See in der Unterwelt, dessen Wasser zurückweicht, wenn er sich bückt, um zu trinken, über seinem Haupt hängen die schönsten Äpfel, Birnen und Feigen, „aber sobald sich der Greis mit der Hand sie zu fassen emporhub, riß sie der Wind urplötzlich hinauf zu den schattigen Wolken“ (11. Gesang). Auch die Erinyen (röm. Furien), die furchtbaren Rachegöttinnen, trieben hier ihr Wesen und quälten die Sünder mit ewigen Martern. Noch unter dem

Hades lag der Tartaros, die tiefste Hölle, in der die Titanen eingesperrt und gefangen gehalten wurden. In ihn ließ auch die Orphik ihre Frevler und Ungläubigen hinabstürzen, wo sie im Schlammpfuhl schreckliche Strafen zu erdulden hatten. Ähnlich war der Orkus der Römer beschaffen, an dessen Eingang der Gram und die rächenden Sorgen ihr Lager aufgeschlagen hatten. „Bleichende Krankheit auch wohnt dort und trauriges Alter, Angst und verzweifelnder Hunger und schmachvoll darbendes Elend: jeglichem Blick furchtbare Gestalten!" Auf der anderen Seite aber lauerten „der Tod und die Mühsal... und des Herzens verworfene Lüst' und der mordende Krieg...; eiserne Kammern der Furien auch und die rasende Zwietracht, blutige Binden im Haar, umstarrt von Schlangen, gewunden" (Vergil, „Aeneis", VI; Gizycki, 796). Rosenberg sieht in dem römischen Höllenglauben vor allem eine Nachwirkung etruskischen Einflusses; die Etrusker entwickelten, wie aus ihren Grabzeichnungen ersichtlich wird, in dem Ausmalen und Erdenken von Höllenmartern ein ganz besonderes Raffinement. „Wie im Mittelalter in der ‚verchristlichten' Oberwelt, sieht man hier als Vorstellung von der Ewigkeit an den Händen aufgehängte Menschen mit brennenden Fackeln und anderen Marterwerkzeugen gefoltert. Die mörderischen Rachefurien stellen sich die Etrusker vor als ‚durchweg häßliche, mit tierischer oder negerartiger Gesichtsbildung, spitzen Ohren, gesträubtem Haar, Hauerzähnen usw.'. So foltert eine derartige Furie mit Vogelschnabel durch ihre giftigen Schlangen den Theseus, wie das ein Wandgemälde der Tomba dell' Orco zu Corneto darstellt. Neben diesen Furien wirken jene gräßlichen männlichen und weiblichen Todesdämonen mit Schlangenbeinen, Typhon und Echidna benannt, einäugig, mit Schlangenhaaren. Auch sonst verweilen die Etrusker mit sadistischer Liebe bei allen Darstellungen der Qual, des Mordens, des Opferns, das Menschenschlachten selbst war ein besonders beliebter Zauber" (68/69).

Die germanische „Hel" dagegen wurde nur als das allgemeine Totenreich in der Unterwelt, in den Tiefen der Erde oder in den Gründen des Wassers, und nicht als Strafort vorgestellt. Selbst Götter, wie Balder, und Helden, wie Sigurd, fanden in

ihr Aufnahme. Von den Menschen war das Totenreich durch Dornen und Sümpfe getrennt, zwölf rauschende Flüsse durchströmten es und hohe Wälle umgaben das Gebiet, weite Tore führten ins Innere. Als Herrscherin regierte dort die Totengöttin Hel, eine Tochter Lokis; ihr Palast stand unter einer Wurzel der Weltesche Yggdrasil, wer zu ihm wollte, mußte die über den Fluß Gjoll führende Brücke überschreiten. Als Wächter ihres Reiches stand ihr der Hund Garmr zur Seite, neben ihm wird noch der rostbraune Hahn der Unterwelt, Fialar, genannt. „Zur Ausbildung des unterirdischen Seelenheims als einem Aufenthalt der Schrecken und Strafen haben jedenfalls christliche Einflüsse der Wikingerzeit beigetragen" (Schlender, 36). So liest man dann in der Edda von dem Totensaal, den Nastrand, der Totenstrand, umgibt: „Gifttropfen fallen vom Giebel nieder; aus Schlangenrücken ist der Saal gewunden. Im starrenden Strome steh'n da und waten Meuchelmörder und Meineidige und die andrer Liebsten ins Ohr geraunt, da saugt Nidhöggr (der Unterweltsdrache) entseelte Leiber, der Menschenwürger" (Völuspa, Str. 38. 39; Edda, 170). Das sind Äußerungen der Spätzeit; bemerkenswert ist aber auch in ihnen noch, daß sie von den christlichen Anschauungen noch nicht völlig überdeckt sind, sondern die germanische Grundhaltung insofern bewahren, als sie nicht wie die Kirche Un- bzw. Andersgläubige als Hauptdelinquenten in der Hölle schmoren lassen, sondern lediglich den Auswurf der Gemeinschaft, Mörder, Meineidige und Ehebrecher, zu höllischen Qualen verurteilen.

Im Christentum selbst wurden in den ersten Jahrhunderten der Kirche noch heftige Kämpfe um die endgültige Einsetzung der Hölle als schreckhaftem Erziehungsinstitut geführt, bis schließlich die orthodoxe Richtung den Sieg davontrug. Der „Ketzer" Origenes (185—254) wollte von einer materialistisch aufgefaßten Hölle und der Ewigkeit der Höllenstrafen nichts wissen und wandte sich mit Nachdruck dagegen. Die Hölle war ihm nicht ein wirkliches, im Jenseits brennendes Feuer, sondern lediglich das schlechte Gewissen, das sich jeder Sünder eben durch seine Sünde im Innern anzündete. „Wie nach Cicero die Fackeln der Furien den Zustand der Gewis-

sensangst bedeuten, so ist die Hölle bei Origenes die Qual des bösen Gewissens und die Disharmonie der Seele, an der der Schuldige leidet, die nicht minder schmerzlich ist als Auseinanderreißung der Glieder des Körpers" (Barth, 264). Erst durch Augustin wurde die Ewigkeit der Höllenstrafen dann buchstäbliche und konkrete Wahrheit und dogmatischer Glaubenssatz, und Papst Gregor I. (um 540—604) sanktionierte den Höllenwahn schließlich kraft seines Amtes, so daß er in der Folgezeit, das ganze Mittelalter hindurch, wahre Orgien feiern konnte. „Erst wenn man dies ganze fremde Wesen erkannt hat, sich seiner bewußt geworden ist und den Widerstandswillen aufbringt, sich dieses gesamten fürchterlichen Spukwesens zu entledigen, dann erst haben wir das ‚Mittelalter' überwunden. Dadurch aber auch die römische Kirche, die mit den etruskischen Unterweltsqualen für immer verbunden ist, innerlich gestürzt" (Rosenberg, 69).

4. Der Teufel

All die genannten vorchristlichen Höllen hatten auch ihren Höllenmeister, den Satan. Bei den Juden hieß er Azazel, war gehörnt, geschwänzt, bocksbeinig und Schrecken verbreitend. Dieser seiner körperlichen Merkmale wegen und weil die Gestalt in vielen alten Religionen auftaucht, hat man ihn mit dem Sternbild des Steinbocks in Verbindung gebracht und auch für ihn astrale Ursprünge angenommen. Wie allen anderen Verkörperungen des bösen Prinzips fiel dem Satan der Juden die Rolle eines Widersachers Gottes, eines Verderbers der göttlichen Schöpfung zu, als „Fürst dieser Welt" und Anführer der höllischen Heerscharen war er der Feind und Gegner Jahves, dessen Macht er zu brechen suchte. Bei der Schaffung seiner Gestalt wirkten starke persische Einflüsse mit. Azazel ist kein anderer als Ahriman, der Geist der Drangsal oder der Qual aus der Religion Zarathustras, der Gott der Finsternis und Widersacher des guten Gottes Ormuzd, der mit seinen Teufelslegionen alles Leben und alle Wahrheit zu zerstören

trachtet, um dafür das Reich des Todes, der Lüge und des Betrugs aufzurichten. Wie Christus vom Satan, so wird Zarathustra von Ahriman versucht, der ihm tausendjährige Herrschaft verspricht, wenn er Mazda abschwöre und ihn anbete; wie Christus aber lehnt auch Zarathustra ab und verkündet den Erlöser Saoshyant, der am Ende der Zeiten kommen und das Reich Ahrimans vernichten wird.

In Ägypten ist Seth, der Mörder seines Bruders Osiris, dieser böse Geist, in Indien sind es die daëwa oder deva, die bösen Dämonen, die Not und Verderben, Sünde, Krankheit und Tod verursachen; auch die Laster, Unzucht und Trunkenheit, Neid und Hoffart, sind ihr Werk. Nur in Griechenland ist diese Gestalt nicht weiter ausgebildet. Hier zanken sich zwar die Götter nicht selten untereinander, aber ein dem guten Gott prinzipiell entgegengesetzter böser Geist ist der griechischen (und im Zusammenhang damit der römischen) Religion fremd. Pluto und seine Mitrichter sind keine Teufel, sondern verstorbene Herrscher, die einst die weisesten und frömmsten unter den Fürsten waren, und auch Pan, der einst den jungen Zeus auf den Pansberg führte, um ihm die Welt zu zeigen, und der rein äußerlich starke Züge zum Bilde des christlichen Teufels geliefert hat, ist kein durchweg böser Geist, sondern ließ sich im Gegenteil oft gerade den Schutz der Menschen angelegen sein. Ähnliches gilt bei den Germanen von dem Gotte Loki, in dem manche Züge des biblischen Luzifer erkennen zu können glauben. Das ist aber erst Ergebnis einer späteren Entwicklung. Er ist ursprünglich „eine selbständige nordische Schöpfung, ganz dem nordgermanischen Charakter und der dortigen Natur angepaßt. Allmählich bemerken wir im nordischen Mythus das Bestreben, die Göttergestalten ethisch zu heben. Und bei diesen Bemühungen wird die Schuld für jedes Unrecht, das die Asen begehen, sowie für alles Böse, was die Götter betrifft, auf Loki übertragen. Fortan wird er nicht mehr unter den Bewohnern Asgards als einer ihresgleichen genannt, sondern als Riesensprößling bezeichnet" (Schlender, 149). Erst jetzt nimmt er einen ähnlichen Charakter wie der christliche Teufel an und arbeitet auf die furchtbaren Tage des Weltuntergangs hin. Im frühen germanischen Heidentum gab es keinen

Teufel, den brachte erst die Mission mit den übrigen Segnungen mit. Der Bischof Wulfila noch wußte nichts mit dem biblischen Teufel für seine Goten anzufangen; Mammon übersetzte er mit „Viehgedräng", Beelzebub und Satan aber mußte er aus Mangel an den entsprechenden Begriffen unübersetzt lassen.

Im Christentum machte sich der Teufelsglaube rasch und dauernd breit und drängte selbst Gott als minder wichtig in den Hintergrund. Alles Neue, alles nicht sofort für die breite Masse der Pfaffen und Mönche Einsehbare und Erkennbare war „Zauberei" und Teufelswerk. Schon im Neuen Testament steht der Teufelsglaube unangefochten im Mittelpunkt des religiösen Bewußtseins und tritt auf jeder Seite der Evangelien, bei Paulus und in der Offenbarung Johannis als eins der Zentraldogmen hervor. Überall ist vom Satan, Diabolus, von Beelzebub und Belial, vom Feind und Bösen, vom Fürsten dieser Welt und Fürsten der Finsternis, vom großen Drachen, der alten Schlange, dem Versucher usw. die Rede. Der beste Beweis, daß die Teufelsvorstellung im Denken der ersten Christen einen hervorragenden Platz einnahm. Celsus, der frühe Christengegner, wandte sich mit Abscheu von diesem Wahne ab und warf den Christen nicht nur Beschränktheit und Unwissenheit vor, sondern bezeichnete es auch als unheilig, zu glauben und zu behaupten, der höchste Gott habe einen Gegner und sei unvermögend, sich gegen ihn zu wehren und ihn der Menschheit vom Leibe zu halten. Die mittelalterlichen Mönche und Theologen statteten die Hölle mit einer wahren Flut von Einzel- und Unterteufeln aus und entwickelten ein regelrechtes System in der Höllen- und Teufelsbeschreibung. Noch im Jahre 1569 wurde ein solches Werk, ein großes Sammelwerk protestantischer Theologen, genannt „Theatrum Diabolorum", herausgegeben, das die Teufel mit geradezu minutiöser Genauigkeit verzeichnet. Sieht man sich die einzelnen Herrschaften genauer an, dann wird aber ihre ganze heidnisch-vorchristliche Herkunft noch einmal offenbar; eine ganze Reihe vorchristlicher Götter ist einfach als Würdenträger in die christliche Hölle übernommen worden. Da erscheint der ägyptische Ammon als höllischer Marquis, der Assyrer Asta-

roth als Großherzog, der auf einem Drachen durch die Luft reitet, während sein Weib Astarte als Teufelinne fungiert, Baal ist Kriegsminister und Oberbefehlshaber über die vereinigten Heere der Hölle, Dagon Proviantmeister, Leviathan Großadmiral, Moloch Prinz im „Lande der Tränen", Pluto Fürst des Feuers usw. Man kann nach diesem Wust von Namen nicht anders als mit den Verfassern des Buches feststellen, daß es „allzu viele Teufel gebe, mehr als wir vermuten können", während die Behauptung, daß das Werk „ein sehr nützliches, verständiges Buch sei", auf keinen Widerhall mehr stößt. Man kann sich wohl kein unnützeres und dümmeres vorstellen. Es ist jedoch ein vollgültiges Zeugnis dafür, welch eine Verfinsterung der Köpfe die Kirche durch die Züchtung des Teufelswahnes während 1500 Jahren verursacht und gefördert hat. Und der Protestantismus — das Buch stammt ja von Protestanten — brachte durchaus keine Änderung in dieser Entwicklung, war doch Luther selbst noch zutiefst in den Teufelsglauben verstrickt, sondern kultivierte das Zauber-, Hexen- und Teufelswesen eifrig weiter. Wahrscheinlich wird dieser Wahn überhaupt erst mit dem Christentum selbst aussterben.

X. ENGEL, GEISTER UND DÄMONEN

1. Die Engel

Die Vorstellung von Engeln, guten Geistern, die die Menschen vor Unheil und Schaden schützen, ist bereits im alten Babylon nachzuweisen. Man dachte sie sich als Boten Gottes und als geflügelte Wesen, die man entweder in Menschengestalt oder auch nur als Kopf mit Flügeln, über Wolken schwebend, darstellte. Das Wort selbst, griechisch angelos = der Bote (daher Evangelion = gute Botschaft), stammt aus dem Persischen und gehört zu ang = gehen. In der persischen Religion spielten die Engel eine sehr große Rolle, und die Ahuras, den christlichen Erzengeln vergleichbare Gestalten der himmlischen Hierarchie

Zarathustras, nahmen im Gefolge Gottes die nächsten Plätze ein. Sie waren die „Heiligen", „Unsterblichen", „Herrlichen", die „Guten" und „Erleuchteten" und mehr oder weniger Verkörperungen von Eigenschaften, Attributen und Wirkungen der höchsten Gottheit, „Personifikationen von Begriffen..., welche in der Ahura-Religion, wie wir sie nennen können, noch von früheren Zeiten her hohe Bedeutung besessen haben. Denn nur unter dieser Voraussetzung ist es erklärlich, daß der begriffliche Sinn der Namen dieser Gestalten in den Gathas oft noch unter der durchsichtigen Hülle der persönlichen Vorstellung deutlich durchscheint, daß Ahura Mazda als Vater oder Schöpfer einzelner Ahuras bezeichnet und durch sie wirkend und Segnungen verleihend gedacht wird" (Geiger, 247 bis 248). Man betete daher zu ihnen fast mit derselben Verehrung wie zu Gott, pries sie und flehte sie an, barmherzig zu sein und nicht zu zürnen, Hilfe und Schutz zu gewähren oder die auf das Jenseits gerichteten Wünsche und Hoffnungen zu erfüllen.

Von hierher, aus Persien und Babylonien, hat das Judentum die Elemente seiner Engellehre bezogen, die dann als Haupteinflußquelle für das Christentum von Wichtigkeit wurde. Jahve selbst stand in der jüdischen Religion dem Menschen so fern, daß dieser nur über Mittelswesen mit ihm in Berührung kommen konnte und Gott der Engel bedurfte, um der Welt seine Befehle übermitteln zu können. Seit der Rückkehr aus der Gefangenschaft lebte der Engelsglaube besonders mächtig auf, doch ist er auch schon vorher anzutreffen. Man stößt überall im Alten Testament auf ihn. Abraham wird von drei Engeln im Hain Mamre aufgesucht, Jakob träumt von der Himmesleiter, an der die Engel auf- und niedersteigen, ein andermal begegnen ihm welche auf dem Wege, Engel ziehen dem Heere Israels beim Durchgang durch das Rote Meer voran, Josua sieht sich einem Engel mit bloßem Schwert gegenüber, Elia wird von einem Engel unter einem Wacholderbaum geweckt, Elihu meint, daß ein Engel für den Menschen als Mittler eintreten müsse, um ihm zu verkündigen, wie er recht tun soll, im 103. Psalm werden die Engel als „starke Helden" bezeichnet, die die Befehle Gottes ausrichten, Daniel fliegt

„der Mann Gabriel" vor die Füße, während er den „Fürsten Michael" als Schutz gegen die Feinde anpreist usw. Die Vorstellung von Schutzengeln taucht auch schon im Pentateuch auf, wo es 2. Mos. 23, 20 heißt: „Siehe, ich sende einen Engel vor dir her, der dich behüte auf dem Wege und bringe dich an den Ort, den ich bereitet habe." Und in den Psalmen 91, 11: „Denn er hat seinen Engeln befohlen über dir, daß sie dich behüten auf allen deinen Wegen."

Von größter Bedeutung für das Christentum wurde auch die Vorstellung von Götterboten in Griechenland. Hier war Hermes Gesandter des Zeus, „der gute Hirte, der im Hirtenkleide und mit dem Stabe bewehrt, das zu rettende Lamm auf dem Rücken tragend, wie der indische Agni und Jesus dargestellt erscheint" (Feiler, 20), Iris Botin der Hera, die mit der Mahnung an Hektor auf die Erde geschickt wurde, er möge sich im Kampf vor dem gefährlichen Agamemnon zurückziehen. Als einst Achilleus nahe daran war, in einem Strom zu versinken und laut zu Vater Zeus wehklagte, „daß keiner der Himmlischen nun sich erbarmet, mich aus dem Strom zu retten", traten rasch Poseidon und Athene in Gestalt von sterblichen Männern als Schutzengel an ihn heran und bewahrten ihn vor dem drohenden Untergang. Unter den Gnostikern der hellenistischen Spätzeit trat die Engellehre dann zum erstenmal in den Rahmen philosophischer Spekulation ein. Der Gnostiker Satornilos von Antiochia (2. Jh. n. Zw.) lehrte nach Irenäus, „daß der eine unbekannte Vater die Engel, Erzengel, Kräfte und Mächte gemacht habe. Die Welt aber und alles, was in ihr ist, ist von sieben bestimmten Engeln gemacht worden, und ebenso ist der Mensch ein Gebilde der Engel" (Leisegang, 107/108). In ähnlicher Weise lehrte Basilides (2. Jahrh.), daß die Welt von Engeln erschaffen und bis zum Erscheinen des Logos in Christus von ihnen beherrscht worden sei.

Insbesondere wurde aber die griechische Kunst für die christliche Vorstellung vom Aussehen der Engel von ausschlaggebender Bedeutung, wenngleich auch darin noch ältere Einflüsse nachwirkten. „Die Darstellungen der Engel in der altchristlichen Kunst zeigen eine verschiedene Auffassungsweise, die durch die Antike bestimmt ist. Der spätere Typus nämlich,

welcher schließlich der herrschende wurde, bildete sich in Abhängigkeit von den geflügelten Gestalten, welche die antike Kunst als beliebte Dekorationsfiguren hatte. Der jugendliche, beflügelte Engel hat seine Formation dorther erhalten. Die ältere Kunst dagegen stellt die Engel als bärtige Männer und unbeflügelt vor. ... Den Übergang von der einen Auffassung zur anderen haben wir in den bartlosen Jünglingsgestalten ohne Flügel, wie wir sie z. B. im Mosaik der Apsis von S. Vitale in Ravenna sehen. Hier treten sie zugleich als solche auf, die den Zugang zu Christus vermitteln, also in Ausübung ihrer Tutel (Schutzherrschaft). Ob in dem ältesten Typus eine Anknüpfung an antike Geniusdarstellungen vorliegt, läßt sich nicht entscheiden. Tatsächlich hat in der antiken Kunst der Genius auch die Gestalt eines bärtigen Mannes" (Schultze II, 368). Für die Darstellung geflügelter Engel wurde vor allem die Nike-Statue des Paionios aus dem 5. Jahrhundert v. Zw. richtungweisend. Paionios „hat das Problem, eine in der Luft schwebende Göttin darzustellen, durch folgende Mittel meisterhaft gelöst: er gab ihr riesige Flügel, der eine Fuß steht frei in der Luft, der andere neben einem aus einer Wolke hervorschießenden Adler; daß die Göttin herabfliegt, wird durch das sich im Winde nach oben bauschende Gewand verdeutlicht. ... Auf diesem Meisterwerke beruhen unsere Darstellungen der Engel, die ja auch als vom Himmel zu den Menschen herabfliegend gedacht werden" (Lamer, 443).

In Rom gehörte der Engelsglaube in Form der Genien-, Laren- und Penaten-Verehrung zu den ausgebildetsten und volkstümlichsten Bestandteilen der Frömmigkeit. In der Kaiserzeit gewann er ungeheure Verbreitung. Die Genien, Laren und Penaten waren schützende Mächte, die ihren Schutz sowohl Personen als auch bestimmten Einrichtungen und Örtlichkeiten (genius loci) zuteil werden ließen. Es gab einen Genius des Kaisers, des römischen Volkes, der kaiserlichen Thermen, Genien der Städte, Dörfer, Berge und Wälder, jeder Römer hatte seinen eigenen und besonderen Genius, der ihn von der Wiege bis zum Grabe als Wächter und Wahrer vor Unglück und Anreger zum Guten begleitete. Man dankte ihm am Jahresende für die im Verlaufe des Jahres erwiesenen Wohltaten und trug

ihm seine Wünsche für die Zukunft vor; insbesondere war der Geburtstag als der Tag des Empfangens des Schutzgeistes ein Fest des Genius, das mit feierlichen Opfern für diesen begangen wurde. Auch daß ein Genius das Grab hüte, wenn der Mensch gestorben sei, glaubte man. „Die christliche Engellehre trug bei aller Eigentümlichkeit (?) manches dieser Vorstellung Verwandte in sich, und gerade dadurch kam sie in die Gefahr, nach dieser Richtung hin Zugeständnisse zu machen, und sie hat sie gemacht. Das, was im Genienglauben für die volkstümliche Anschauung das Wichtigste und Positivste war, die Tutel des Genius, beherrscht auch die Engellehre des christlichen Altertums. Ein jeder hat demnach einen Engel als Schutzgeist, der nicht von seiner Seite weicht. ... So sind auch in diesem Kreise die beiden Religionen sich entgegengekommen, und ist dadurch der einen der Zugang zur andern erleichtert worden. Dagegen hat die Kirche die Anbetung und göttliche Verehrung der Engel, die gelegentlich, und zwar, wie man annehmen darf, unter der Wirkung des Genienkultes hervortrat, verworfen mit der Begründung, daß dies Idolatrie sei. Doch gab es im fünften Jahrhundert bei Konstantinopel eine dem Erzengel Michael geweihte Kirche, in welcher Kranken durch Vision erfolgreiche Heilmittel durch den Erzengel zur Kenntnis gebracht wurden; hier berührte sich demnach der Engelkult mit dem Götterkult" (Schultze II, 364/365, 367).

2. *Geister und Dämonen*

Neben den guten, schützenden Mächten kennen alle vorchristlichen Religionen böse Geister und Dämonen, die die wohltätigen Wirkungen jener aufzuheben und dem Menschen allezeit zu schaden und ihn in ihre verderbenbringenden Netze zu verstricken suchen. Dieser Glaube ist bereits bei den Naturvölkern und bei ihnen selbstverständlich in besonders starkem Maße ausgebildet. Der Primitive sieht sich überall von schrecklichen Geistern und Naturdämonen umgeben, „übernatürlichen Wesen mit beschränktem Machtbereich innerhalb

der Natur, die ihr Dasein innerhalb des menschlichen Feststellungskreises der singulären Vergöttlichung irgendeiner Naturpotenz oder Natureigenschaft verdanken" (Beth, 5). Auch die Seelen Verstorbener denkt man sich zu Geistern, Spukdämonen oder Gespenstern werdend, die die Lebenden schrecken und ihre Wohnungen mit Unheil heimsuchen, und vor ihnen allen gilt es sich zu schützen, so daß der Primitive in steter Angst und Abwehr gegen diese Mächte ein „recht bedauerliches Dasein" führt.

In den Kulturreligionen stößt man bereits im alten Sumer auf derartige schädliche Wesen, die, wie bei den Primitiven, häufig Tiergestalt annehmen und Krankheit, Not und Tod über den Menschen bringen, sobald sie von ihm Besitz ergriffen haben. Die obersten und vornehmsten dieser Geister waren bei den Sumerern und Babyloniern die sieben Planetendämonen, die als Söhne des Fürsten der Finsternis und Widersacher der Götter die Ordnung im Laufe der Planeten störten, Sonnen- und Mondfinsternisse hervorriefen und alle Arten von Unheil und Umwälzungen verursachten. Gebannt wurden die Dämonen entweder durch gute Geister, die man ihnen entgegenstellte, oder durch Beschwörungen, von denen dem Babylonier eine Unmenge in einer Fülle von Formeln zur Verfügung stand. In Persien treten im Gefolge Ahrimans ganze Legionen von Dämonen und bösen Geistern auf, deren aller Aufgabe es ist, den Anweisungen und Zielen des lichten Gottes Ormuzd entgegenzuarbeiten und die Lug und Trug, Krankheit und Tod, Krieg und Verwüstung über die Menschheit bringen. Ebenso allgemein ist der Geisterglaube in Indien. Für jede Krankheit gibt es gleichsam einen Sonderdämon, der eine ruft die Pest, der andere die Cholera, der dritte das Fieber hervor, und gegen jeden muß man sich mit den geeigneten Abwehrmaßnahmen schützen. Daneben besteht vor allem große Furcht vor den Geistern Verstorbener, namentlich vor den Geistern von Frauen, die im Kindbett starben, von Krüppeln, Brahmanen und Zauberern, die besonders unheilvoll in die Geschicke der Lebenden eingreifen. „Hinter den Wänden stehen sie", heißt es von ihnen, „an Grenzen und Kreuzwegen; an den Türpfosten stehen sie; zu ihrem Haus kehren sie zu-

rück; — wer ein mitleidiges Herz hat, gibt ihnen Speise und Trank; dem wünschen die Gespenster langes Leben" (Oldenberg, 562); wer ihnen aber nicht zu Diensten ist, dem bringen sie Zank und Unglück ins Haus. Die Behandlung von Leiden aller Art, die durch Dämonen hervorgerufen wurden, wird von berufsmäßigen Exorzisten betrieben, die durch Sprüche und Zauberformeln, durch Umschläge mit geweihten Tüchern oder durch kräftiges Hin- und Herschütteln des Geplagten und Besessenen den Geist zwingen, von seinem Opfer abzulassen. Neben den schlimmen Geistern kennen die indischen Religionen jedoch auch eine große Zahl von guten, schützenden Geistern, die jenen entgegenwirken und den Menschen nützlich sind. In der Erde wohnt der „Herr der Stätte", den man sich geneigt macht, wenn man ein neues Haus bezieht, und den man bittet, alle Plagen zu verscheuchen und den Besitz an Rindern und Rossen zu mehren; auf dem Acker wohnt der „Herr des Feldes", dem man beim Pflügen opfert, andere Geister beherrschen die Berge, Bäume und Wasser, sie gehören alle zur Kategorie der sog. Elementargeister. Auch die Waldfrau, eine „Verwandte der Waldfräulein, Waldweiblein", taucht in Indien schon in alter Zeit, im Rigveda, auf.

In China unterscheidet man in gleicher Weise Geister des Himmels, der Erde und der Verstorbenen, die böse oder gute Wirkungen auszuüben in der Lage sind, ebenso ist der Geister- und Dämonenglaube in Griechenland schon in ältester Zeit anzutreffen. An der Spitze der dunklen, unheilvollen Mächte stand hier Hekate, die als Königin der Mondscheinnacht die Gräber durchtobte und mit den Seelen der Verstorbenen auf Irr- und Kreuzwegen umherschwärmte. Sie war die furchterregende Zaubergöttin, die in Tauris, dem Lande der Menschenopfer, von dem grausigen Vater Perses gezeugt sein und ihn an Grausigkeit noch übertreffen sollte. Die homerische Religion war dem Spuk- und Dämonenwesen zwar abhold, Hekate wurde deshalb auch nicht in den Olymp aufgenommen, einzelne Philosophen stellten sich aber mehr oder weniger ausgesprochen in den Dienst des Geisterglaubens. So lehrte Pythagoras: „Die Luft ist ganz voll Seelen, Dämonen und Göttern!" und Plato redet von einem ganzen Zwischenreich von Dämonen,

„denen alles zugetraut wird, was an Wirkungen unsichtbarer Mächte der hohen Götter unwürdig erscheint. So wird die Gottheit selbst alles Bösen und Niederziehenden entlastet" (Rohde, „Die Religion der Griechen", bei Chamberlain, 112). Chamberlain bemerkt dazu: „Also mit vollem Bewußtsein und aus dem ‚rationellen', flagrant anthropomorphischen Grunde, Gott dessen, was uns Menschen böse dünkt, zu ‚entlasten', wird derjenige Aberglaube, der den Hellenen mit Buschmännern und Australnegern gemeinsam war, mit einer philosophischen und theologischen Aureole geschmückt, den edelsten Geistern von einem edelsten Geist empfohlen und allen künftigen Jahrhunderten als Erbschaft vermacht" (a. a. O.).

In Rom gehören vor allem die Lemuren in die Gattung der bösen Geister. Sie waren Schatten oder Gespenster, die um Mitternacht ihr Wesen trieben, und die man durch Bohnenwerfen oder durch Besprengung mit Weihwasser zu verscheuchen suchte. Auch gab man ihnen, um sie zu beruhigen, Feste, die sog. Lemurien, die im Mai gehalten wurden, weshalb die Römer Widerwillen dagegen empfanden, im Mai Ehen zu schließen, aus Furcht, daß diese nicht glücklich werden und unheilvoll ausgehen könnten. Bei den Germanen bildeten Zwerge, Nixen und Waldschrate, Elfen und Kobolde das Geisterreich, die jedoch ihrer Mehrzahl nach gute Geister darstellten und mit der germanischen Naturverbundenheit in engstem Zusammenhang standen. Auch die „weisen Frauen", Feen, Mütter oder Muhmen gehören hierher, während die „zunriten", Zaunreiterinnen, die noch in einem Thüringer Nachtsegen aus dem 13. Jahrhundert beschworen werden, gespenstische Wesen schlimmer Art waren, die nächtlicherweile Spuk trieben und den Menschen zu schaden suchten.

Das Christentum hat den Dämonen-, Geister- und Gespensterglauben eifrig aufgegriffen, gepflegt und weiterentwickelt, war er doch mit eins der besten Beherrschungsmittel der Seelen der bekehrten Völker. Die christlichen Theologen haben die wahnwitzige Lehre von den Incubes und Succubes ausgebildet, wonach die Geister und Dämonen selbst geschlechtlichen Umgang mit den Menschen pflegen, um durch sie Mißgeburten und

Ungeheuer zur Welt zu bringen, eine Lehre, die nicht nur jeder natürlichen Frömmigkeit, sondern mehr noch dem sittlichen Anstand und gesunden Empfinden ins Gesicht schlägt. Ihr Vater ist der „heilige" Augustin, der diese Perversität in einem Werk verkündet, das ausgerechnet den Titel „Gottesstaat" trägt. „Es ist eine sehr verbreitete, durch direktes und indirektes Zeugnis durchaus glaubwürdiger Personen bekräftigte Meinung", heißt es dort, „daß Silvanen und Faune, gewöhnlich Incubes genannt, oft Frauen beunruhigt und begehrt und Beischlaf mit ihnen gepflegt haben.... Das wurde von so zahlreichen und so ernsten Autoritäten bestätigt, daß es vermessen wäre, es zu leugnen" („Vom Gottesstaat" XV, 1). Auf diesen Afrikaner und den ebenso „heiligen" Thomas von Aquin (1225—1274), der diese Schund- und Schandlehre wieder aufnahm und weiter propagierte, beriefen sich im Mittelalter und in der Folgezeit sämtliche Theologen, die der gequälten Christenheit diese Dummheit mit Fäusten derart einhämmerten, daß sie jahrhundertelang daran zu schleppen hatte. Wie tief die Augustinischen Ausschweifungen in die Köpfe jener Zeit eingedrungen waren, zeigt am besten die Tatsache, daß selbst ein Luther noch steif und fest an die Incubes und Succubes glaubte und ihre Existenz hartnäckig verteidigte. Hält man sich diese Auswirkungen des Geisterglaubens und ihre verheerenden Folgen in den Hexenprozessen, die fast durchweg von diesem Wahn ihren Ausgang nahmen, vor Augen, dann kann man nur mit Chamberlain wünschen, wir wären von diesen Geistesprodukten der vorchristlichen Antike verschont geblieben und mit ihm ausrufen: „Wehe uns, die wir durch diesen zur geheiligten Orthodoxie erhobenen Dämonenglauben Jahrhunderte hindurch unsäglichen Jammer gelitten haben, die wir durch ihn in unserer gesamten geistigen Entwicklung gehindert wurden, und die wir noch heute wähnen müssen, von thrakischen Bauern umringt zu leben!" (S. 113)

SCHLUSS

Blicken wir zurück und fassen zusammen. Wir haben auf unserem Wege durch das Labyrinth christlicher Lehren, Sitten und Gebräuche feststellen können, daß die christliche Religion für den Gesamtkomplex ihres theologisch-ethisch-kultischen Gebäudes nichts an originalem Gut zu bieten hat. Sie hat, was sie lehrt, übt und gebraucht, übernommen, umgebildet und es nicht immer zum Besten der Sache, der Frömmigkeit und des menschlichen Geistes weiterentwickelt. Sie hat, wie wir sahen, ihre Gotteslehre — den Monotheismus, die Dreieinigkeit, den Gottessohn, die jungfräuliche Mutter und den Heiligen Geist — vorchristlichen Religionen, ja zum Teil vorgeschichtlichen Kulten entnommen, und sie hat dasselbe mit ihrer Ethik getan, die sie ausschließlich im Sinne einer pessimistisch untermalten individualistischen Lohn- und Strafethik, nicht aber nach der Richtung einer aufbauenden und die Gemeinschaft tragenden und tragfähigen Sozialethik hin weiter ausgebaut hat. Sie ist im Äußeren wie im Inneren ihrer Kirche vom vorchristlichen Heidentum abhängig und hat das aus dem Osten stammende Berufspriestertum auf die Spitze weltlicher Macht gestellt. Sie hat den asketischen Gedanken überspannt und ihre Diener allein zu dem Zweck ungeteilter und bedingungsloser Bereitschaft für die Kirche und zur Aufrechterhaltung ihrer weltlichen Positionen aller familiären, volklichen, rassischen, kurz natürlichen Bindungen beraubt. Ihre Heiligen sind nichts anderes als christianisierte Heidengötter und -heroen oder Personifikationen heidnischer Formeln und Bräuche, der mit ihnen verbundene Reliquienkult ist primitiver Fetischdienst. Sie hat Taufe, Abendmahl und sonstiges Kultgut aus den verschiedensten Religionen übernommen, das Kreuz, ein vorgeschichtliches Sonnen- und Lebenssymbol wurde durch sie zu einem ausschließlichen Sinnbild der Unterwerfung, des Leidens, des Todes schlechthin. Sie hat die heidnischen Jahresfeste nur notdürftig mit christlichem Inhalt erfüllen und ihre Herkunft nicht vertuschen können. Und sie hat schließlich ihre eschatologischen Ansichten und Vorstellungen dem vorchristlichen

Altertum abgeborgt und mehr das Schreckhafte als das Tröstende in ihnen gepflegt und kultiviert.
Betrachtet man dies alles zusammengenommen und hält sich die auf das Christentum wirksam gewordenen Einflüsse vorchristlichen, seiner Herkunft nach hauptsächlich orientalischen Gedankenguts wie die sich daraus ergebenden Konsequenzen bewußt vor Augen, so wird man zu dem Schluß kommen und gestehen müssen, daß das Christentum für uns Deutsche das gefährlichste Einfallstor nicht nur des jüdischen, sondern des fremdrassischen Geistes-, Glaubens- und Gedankengutes überhaupt geworden und gewesen ist. Das Christentum ist der buntschillerndste Ausfluß der spätantiken Religionsvermischung, ein Eklektizismus, wie er schlimmer und in seiner Mannigfaltigkeit verwirrender nicht gedacht werden kann. Alles irgendwie zur Beherrschung und Knebelung gesunden Volks- und Rasseempfindens Taugliche hat hier Aufnahme und Heimstatt gefunden, der sinnloseste Aberglauben wurde hier zu einer „ewigen Wahrheit", in jede fremde eigenständige Kultur wurde das Unkraut dieser synkretistischen Instinktslosigkeit geworfen, das eigene Wesen und Glaubensgut dieser Kulturen überwuchernd und ertötend. Für uns Deutsche, die wir diese Fremdfessel durch Jahrhunderte am eigenen Leibe und an der eigenen Seele zutiefst erfahren haben, kann es deshalb nur die eine geistig-religiöse Aufgabe geben: in kompromißloser Verfolgung unserer eigenen Ziele alles Fremde und Artwidrige für immer aus unserer Seele und aus unserem Geiste auszumerzen, um so frei zu werden von allen nur auf das Jenseits abgestimmten Zukunftshoffnungen und -sehnsüchten, die man uns zu keinem anderen Zweck einimpfte, als um sich unterdessen in den Besitz und Genuß unseres irdischen Reiches zu setzen und uns so endlich auch alle materiellen Lebensvoraussetzungen zu entziehen, frei damit zur Entfaltung unserer eigenen, weit höher stehenden seelischen Schätze und Qualitäten, frei zu deutschem Denken und Fühlen, und frei schließlich zu einem *deutschen Glauben*, der artgemäß ist, d. h. dem Wesen der germanisch-deutschen Seele und ihrer Tradition entspricht, wie wir sie von den frühesten heidnischen Zeugnissen über die deutsche Mystik im 13. und 14. Jahrhundert,

die Goethezeit und den deutschen Idealismus bis in die Gegenwart verfolgen können, und der zugleich zeitgemäß ist, d. h. mit den wissenschaftlichen Ergebnissen, wie sie die Biologie, Rassenkunde, Eugenik und neue Philosophie in unseren Tagen herausgearbeitet haben, und mit den sozialen wie politischen Anschauungen des deutschen Volkes im Dritten Reich übereinstimmt.

ZITIERTE LITERATUR

Adam, Karl, „Jesus Christus und der Geist unserer Zeit". Vortrag. Augsburg 1935.

Aram, Kurt, „Magie und Zauberei in der alten Welt". Bln. 1927.

Aram, Kurt, „Magie und Mystik in Vergangenheit und Gegenwart". Bln. 1929.

Balcz, Heinrich, „Die Religion der alten Ägypter", in „Die Religionen der Erde", S. 41—62.

Barth, Paul, „Die Stoa". 2. erw. Aufl. Stuttg. 1908.

Bergmann, Ernst, „Erkenntnisgeist und Muttergeist. Eine Soziosophie der Geschlechter". Breslau 1933.

Bergmann, Ernst, „Die deutsche Nationalkirche". 2. Aufl. Breslau 1934.

Beth, Karl, „Die Religionen der Primitiven", in „Die Religionen der Erde", S. 1—32.

Bie, Richard, „Das katholische Europa". Lpg. 1931.

Brugsch, Heinrich, „Religion und Mythologie der alten Ägypter". Lpg. 1891.

Capelle, Wilhelm, „Die Vorsokratiker. Die Fragmente und Quellenberichte übersetzt und eingeleitet". Lpg. 1935.

Caesar, Julius, „Der Gallische Krieg". Nach der Übersetzung von Köchly und Rüstow hrg. von Curt Woyte. Lpg. 1926 (Reclam).

Chamberlain, Houston Stewart, „Die Grundlagen des neunzehnten Jahrhunderts". Volksausgabe, 2 Bde. München 1934. (Seitenzahlen nach der Originalausgabe, die hier in Marginalien stehen.)

Chamberlain, Houston Stewart, „Mensch und Gott. Betrachtungen über Religion und Christentum". Ungekürzte Volksausgabe. München 1933.

Christian, Viktor, „Die Religion Assyriens und Babyloniens", in „Die Religionen der Erde", S. 33—40.

Czobel, Stefan von, „Die Entwicklung der Religionsbegriffe als Grundlage einer progressiven Religion". 2 Bde. Lpg. 1902.

Delitzsch, Friedrich, „Babel und Bibel". Lpg. 1902.

„Die Religionen der Erde in Einzeldarstellungen", hrg. von Hans Leitmeier. Lpg. u. Wien 1929. (Die einzelnen Beiträge wurden noch einmal für sich aufgeführt, da die Textnachweise nur den Autornamen angeben.)

Drews, Arthur, „Die Christusmythe". Jena 1924.

Drews, Arthur, „Die Marienmythe". Jena 1928.

„Die Edda", übertragen von Karl Simrock, hrg. von Gustav Neckel. Bln. 1927.

Feiler, Leopold, „Die Entstehung des Christentums aus dem Geiste des magischen Denkens". Jena 1927.

Geiger, Bernhard, „Die Religion der Iranier", in „Die Religionen der Erde", S. 231—263.

Gizycki, Paul von, „Vom Baume der Erkenntnis. Fragmente zur Ethik und Psychologie aus der Weltliteratur" (I. Bd.; II. Bd.: „Das Weib" nicht zitiert). Bln. 1896.

Glasenapp, Helmuth von, „Der Hinduismus. Religion und Gesellschaft im heutigen Indien". München 1922.

Glasenapp, Helmuth von, „Brahma und Buddha. Die Religionen Indiens in ihrer geschichtlichen Entwicklung". Bln. 1926.

Harnack, Adolf von, „Dogmengeschichte". 7. Aufl. 15.—17. Tsd. Tübingen 1931.

Hillebrandt, Alfred, „Aus Brahmanas und Upanishaden. Gedanken altindischer Philosophen übertragen und eingeleitet". Jena 1923.

Hoffmann, Richard, „Die Entstehung des Christentums. II. Paulus", in „Die Religionen der Erde", S. 187—206.

Innitzer, Theodor, „Die Entstehung des Christentums. I. Jesus Christus", in „Die Religionen der Erde", S. 169—186.

Jacobi, Hermann, „Die Entwicklung der Gottesidee bei den Indern und deren Beweise für das Dasein Gottes". Bonn u. Lpg. 1923.

Kraelitz, Friedrich, „Der Islam", in „Die Religionen der Erde", S. 207 bis 219.

Kummer, Bernhard, „Midgards Untergang. Germanischer Kult und Glaube in den letzten heidnischen Jahrhunderten". 2. Aufl. Lpg. 1935.

Lamer, Hans, „Wörterbuch der Antike". Lpg. 1933.

Leisegang, Hans, „Die Gnosis". Lpg. 1924.

Mehlis, Georg, „Plotin". Stuttg. 1924.

Much, Rudolf, „Die Religion der Germanen", in „Die Religionen der Erde", S. 119—135.

Nyström, Anton, „Christentum und freies Denken. Eine kritisch-historische Darstellung". Aus dem Schwedischen von Luise Wolf. 3. Aufl. Bln. 1909.

Oldenberg, Hermann, „Die Religion des Veda". 3. u. 4. Aufl. Stuttg. u. Bln. 1923.

Radermacher, Ludwig, „Griechen und Römer", in „Die Religionen der Erde", S. 98—118.

Redlich, Oswald, „Ausbreitung und Entwicklung des Christentums“, in „Die Religionen der Erde“, S. 220—230.

Reininger, Robert, „Die Religion der Inder“, in „Die Religionen der Erde“, S. 63—84.

Rosenberg, Alfred, „Der Mythus des 20. Jahrhunderts“. 17.—20. Aufl. München 1934.

Rosthorn, Arthur, „Die Urreligion der Chinesen“, in „Die Religionen der Erde“, S. 85—97.

Schlender, J. H., „Germanische Mythologie“, bearb. von R. von Kienle Bln. 1934.

Schmidt, Heinrich, „Philosophisches Wörterbuch“. 9. Aufl. Lpg. 1934.

Schultze, Victor, „Geschichte des Untergangs des griechisch-römischen Heidentums“. 2 Bde. Jena 1887 und 1892.

Strauß, Otto, „Indische Philosophie“. München 1924.

Stuhr, P. F., „Allgemeine Geschichte der Religionsformen der heidnischen Völker“. 2 Bde. Bln. 1836 und 1838.

„Systematische Philosophie“ von W. Dilthey, A. Riehl, W. Wundt, W. Ostwald, H. Ebbinghaus, R. Eucken, Fr. Paulsen, W. Münch, Th. Lipps. (Die Kultur der Gegenwart Teil I, Abteilung VI) Bln. u. Lpg. 1907.

Tacitus, Cornelius, „Germania“. Ins Deutsche übertragen und mit Einleitung und Anmerkungen versehen von Curt Woyte. Lpg. 1925 (Reclam).

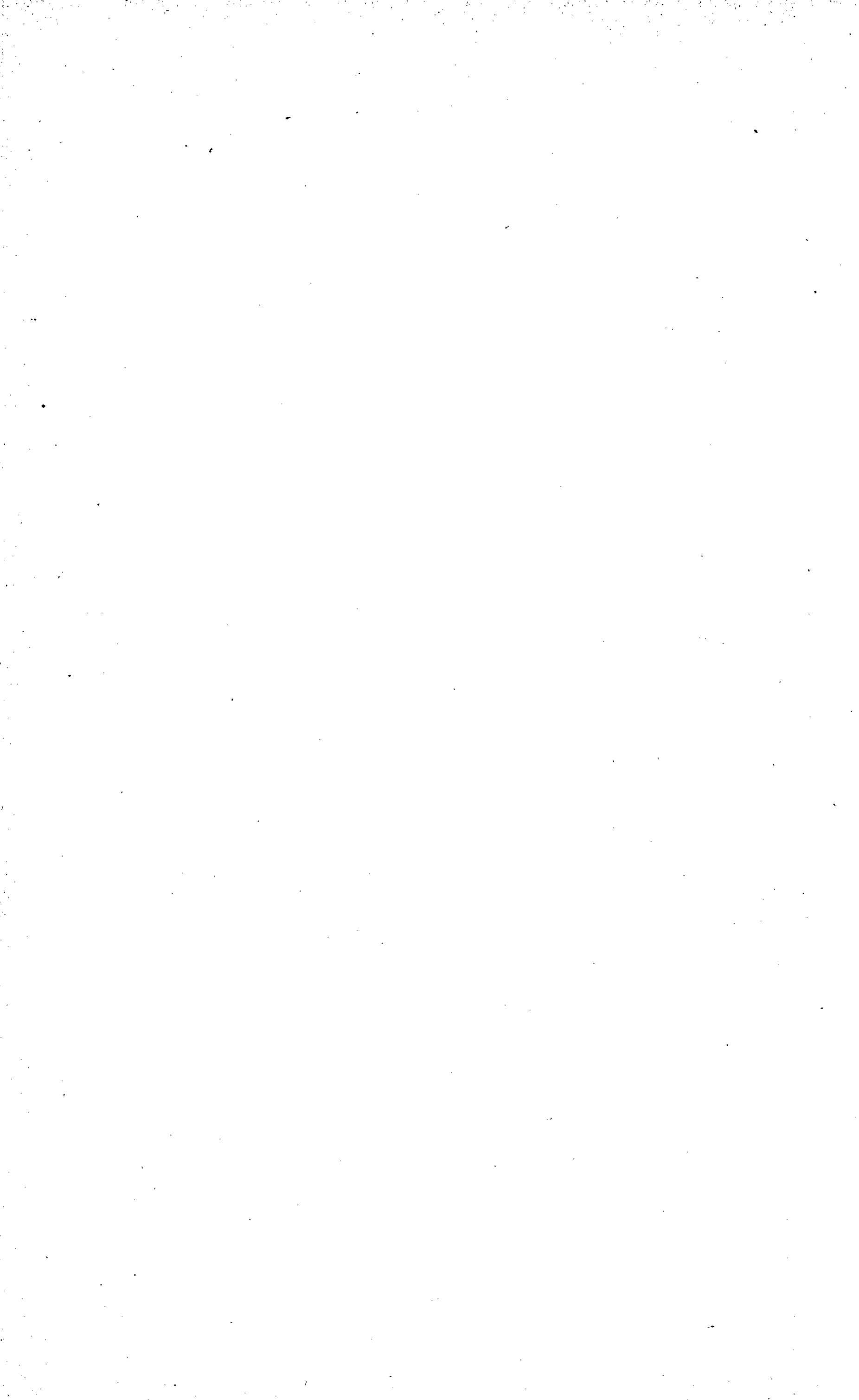
Teudt, Wilhelm, „Germanische Heiligtümer. Beiträge zur Aufdeckung der Vorgeschichte, ausgehend von den Externsteinen, den Lippequellen und der Teutoburg“. 4. Aufl. Jena 1936.

Wilke, Fritz, „Die israelitisch-jüdische Religion. Entstehung und Werdegang“, in „Die Religionen der Erde“, S. 136—168.

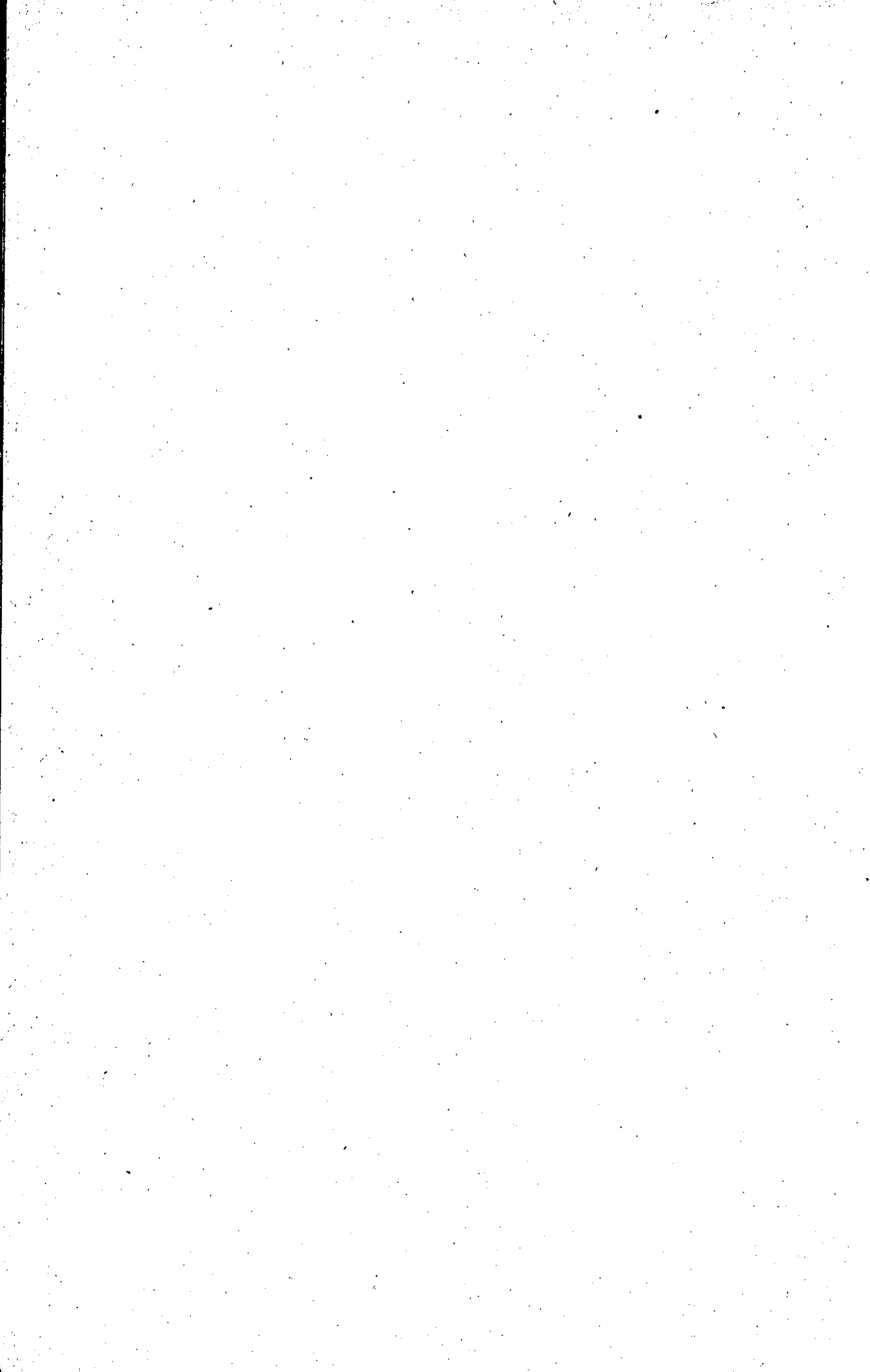
Wirth, Herman, „Was heißt deutsch? Ein urgeistesgeschichtlicher Rückblick zur Selbstbesinnung und Selbstbestimmung“. 2. Aufl. Jena 1934.

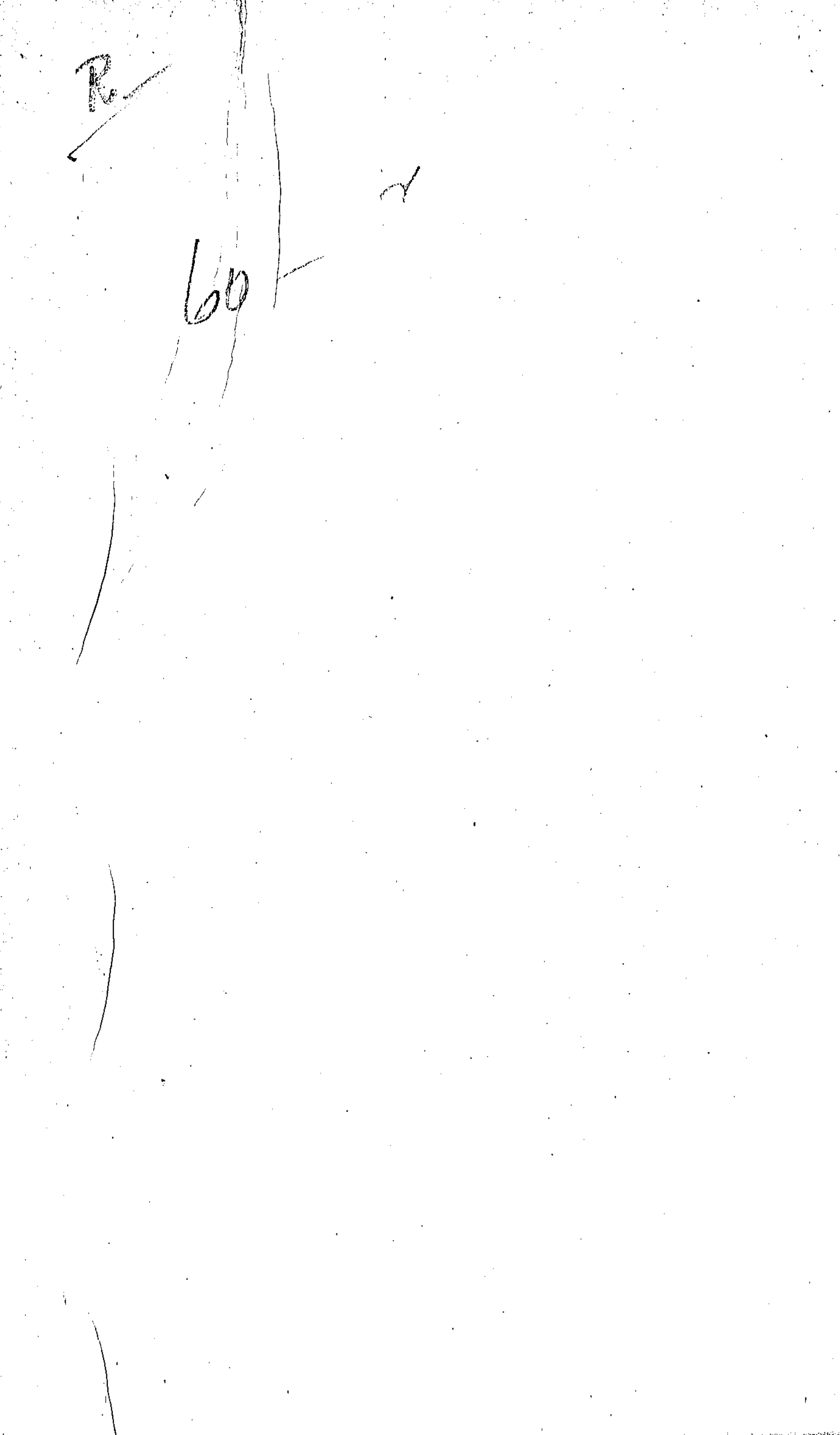
Wohlbold, Hans, „Mysterienweisheit. Menschheitsentwicklung vom Mythos zum Christentum“. München 1927.

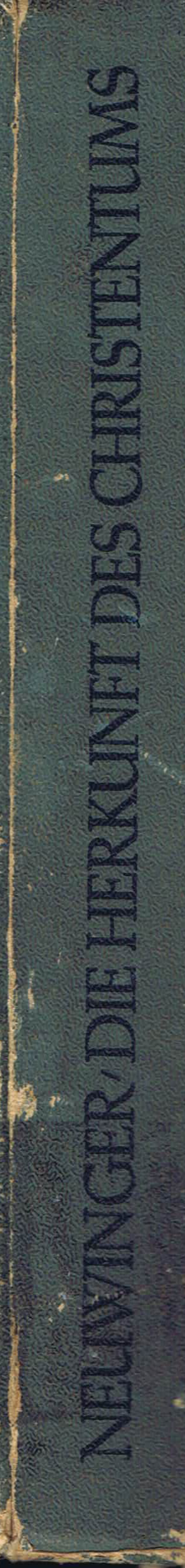
Zange, Friedrich, „Zeugnisse der Kirchengeschichte“. Gütersloh 1912.










NEUWINGER / DIE HERKUNFT DES CHRISTENTUMS